universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Alpenwanderungen

Fahrten auf hohe und höchste Alpenspitzen ; mit zahlreichen Illustrationen in Ton- und Farbendruck ; nach den Originalberichten ausgewählt, bearbeite und gruppirt für junge und alte Freunde der Alpenwelt

Aus den Centralgruppen der Schweizer-Alpen

Grube, August W.

Oberhausen u. Leipzig, 1874

urn:nbn:at:at-ubi:2-4074

Alpenwanderungen.

Fahrten
auf hohe und höchste Alpenspitzen.

Nach den Originalberichten
ausgewählt, bearbeitet und gruppirt für junge und alte Freunde der Alpenwelt

von

A. W. Grube.

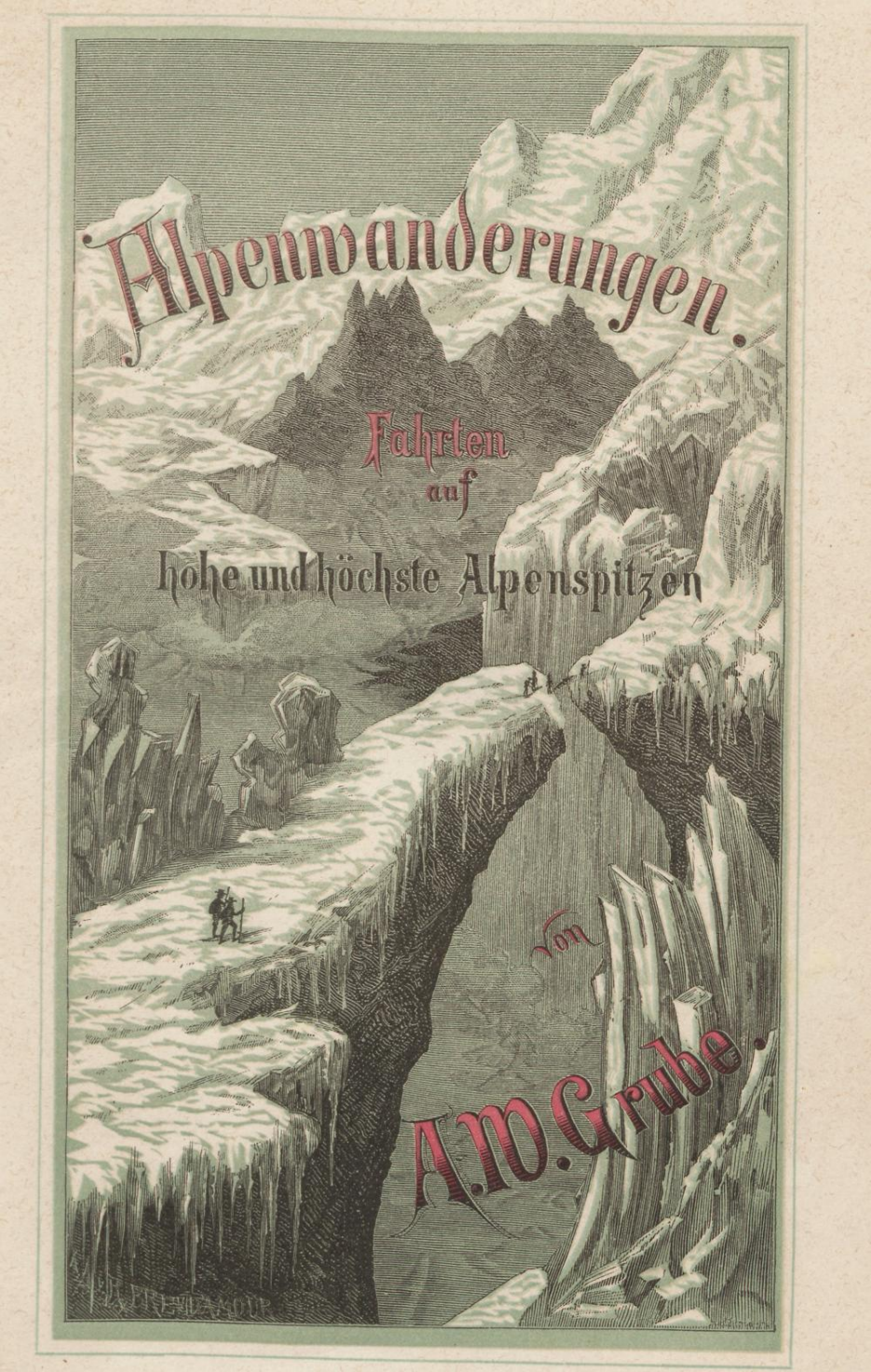


Erster Theil:
Aus den Centralgruppen der Schweizer-Alpen.

Mit zahlreichen Illustrationen in Ton- und Farbendruck.

Oberhausen u. Leipzig.
Verlagshandlung von Ad. Spaarmann.
1873.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK


Alpenwanderungen.
Fahrten
auf
hohe und höchste Alpenspitzen
von
A. W. Grube.

Alpenwanderungen.

Fahrten
auf hohe und höchste Alpenspitzen.

Nach den Originalberichten
ausgewählt, bearbeitet und gruppirt
von
A. W. Grube.

UB INNSBRUCK

1874. Gesch. d. Dr v. Hornstein

Vorrede.

Mit hohem Interesse begleiten wir im Geist jene kühnen Reiseforscher, welche in die Wildnisse der Tropen, in den brennenden Sand der Sahara, in die Eiswelt des Polarmeers dringen, um uns ihre Geheimnisse zu erschließen. Die Theilnahme an den Erlebnissen dieser Helden steigert sich in dem Maaße, als sie, von der menschlichen Gesellschaft entfernt und aus dem civilisirten Leben herausgetreten, sich lediglich auf sich selber, auf ihren Muth, ihre Umsicht, ihre Willenskraft angewiesen sehen und den Kampf mit einer übermächtig auf sie eindringenden Natur zu bestehen haben. Die Lectüre ihrer Reiseschilderungen hat nicht nur wissenschaftlichen Werth, da sie unsere Kenntniß des Erdballs erweitert, — sie hat auch eine bedeutende ethische Seite, indem sie erhebend und stärkend auf Gemüth und Willen des Lesers wirkt.

Wohlan! Wenn die Jugend Beschreibungen von Polar- oder Wüstenreisen mit ebenso viel Vergnügen als Nutzen liest, warum nicht auch Reiseschilderungen, die sie in die Schnee- und Eiswelt der Hochalpen einführen, und sie im Geist Theil nehmen lassen an den Wagnissen, Abenteuern, Mühen und Kämpfen kühner Alpen-Wanderer, welchen es gelang, die höchsten Gipfel zu erklimmen? Ist doch in der Gletscherregion des Hochgebirgs der Mensch von den Hülfsmitteln der Civilisation so gut wie abgeschnitten, ist er doch daselbst auch ganz auf sich selber gestellt und muß seine ganze Persönlichkeit einsetzen, um den Hindernissen, die sich ihm mit

jedem Schritt entgegenthürmen, begegnen, um eine feindlich auf ihn eindringende Natur überwinden zu können! In den Firnfeldern und Steinwüsten der Hochalpen wird der Wanderer, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum Robinson; die auf die höchsten Gipfel gerichteten Fahrten sind concentrirte Reisen, auf denen Anstrengung und Genuß, Poesie und Abenteuer sich in wenige Stunden zusammendrängen.

Ich meine, daß in den Schilderungen solcher Reisen eine höchst ergiebige und vortreffliche Quelle für eine bildende Jugendlectüre sprudelt, die, weil sie Anschauung und Phantasie zugleich in Thätigkeit setzt, überall die Erzählung mit der Schilderung verbindet und dabei noch manche naturhistorische und physikalische, geographische und geologische Kenntnisse darbietet, in unterrichtlicher wie in pädagogischer Beziehung gleich bedeutend ist.

Wie die reine und dünne, kalte und rauhe Luft der Hochalpen den Blick heller, die Muskeln federkräftiger, den Willen entschlossener macht: so geht auch von den Schilderungen der zu den Alpenspitzen hinan führenden Reisen ein zwar scharfer, aber auch belebender und stärkender Odem aus. Insbesondere mag die Jugend mit warmer Begeisterung zu Männern emporblicken und an ihnen ein Beispiel sich nehmen, welche beherzt der Gefahr in's Antlitz schauen, um sie sehend zu überwinden, welche Hitze und Frost, Nebel und Sturm, Schnee und Ungewitter und den trügerischen Pfad auf Gletscherströmen für nichts achten, um das vorgesteckte Ziel zu gewinnen; zu Männern, deren Muth mit den Hindernissen wächst und deren Willenskraft, Beharrlichkeit und Intelligenz das scheinbar Unmögliche leistet. Da ist auch ein Heldenthum, wenn es sich auch nicht in fernen afrikanischen Wüsten und australischen Wildnissen abspielt und der Natur der Sache nach sich auf kürzere Zeitdauer beschränken muß.

Seit Jahren bemüht, der Jugend wie auch einem weiteren Leserkreise eine bildende und anregende geographische Lectüre zu

bieten, hielt ich's nun für ebenso zeitgemäß als verdienstlich, aus dem vorhandenen fast schon überreichen Schatze alpiner Schilderungen eine zweckmäßige Auswahl zu treffen, das Ausgewählte mit methodischer Hand nicht nur zu ordnen, sondern auch wo es nöthig schien zu bearbeiten, so daß in wenigen aber characteristischen Schilderungen Natur und Wesen der höchsten Alpenregion zur Anschauung gebracht werden konnte.

Hierbei ging ich von folgenden Grundsätzen aus:

Erstens: Da in den Centralalpen-Gruppen die Firn- und Gletscherbildung die Eigenthümlichkeit des Hochgebirges überhaupt den ergreifendsten und markirtesten Ausdruck findet: so habe ich vorzugsweise diese berücksichtigt und, da ihre Zahl groß ist, aus ihnen wiederum nur die bedeutendsten Gruppen ausgewählt. Ist auch Aufbau und Richtung des Alpengebäudes nicht ausschließlich an diese mächtigsten Centralmassen geknüpft, so sind sie doch Hauptpfeiler, von denen man ausgehen und zu denen man zurückkehren muß, um sich in dem Gewirre von Stöcken, Spitzen und Kämmen zurecht zu finden. Da ich's an orientirenden topographischen Bemerkungen nicht habe fehlen lassen, so gewinnt der Leser auf bequeme Weise eine Ueberschau, die ihm auch bei eingehenderen Studien von Nutzen sein kann.

Zweitens: Da die ersten Versuche, einen hohen Alpengipfel zu erreichen, von ganz besonderem Interesse sind und als Entdeckungsreisen den Reiz ursprünglicher Frische haben: so wurden auch vorzugsweise die ersten Reisen auf Alpenspitzen herangezogen, zur Ergänzung und Vervollständigung des Bildes aber auch Schilderungen von gelungenen späteren Ersteigungen mitgetheilt. Indem ich also die Geschichte der Alpenfahrten in den Vordergrund treten lasse und das Interesse an den Personen sich entwickeln

kann: wird die Einförmigkeit, die im Local als solchem liegt, vermieden.

Drittens: Auch die stilistische Seite durfte nicht gering geachtet werden. Ich habe von vorherein Alles ausgeschlossen, was nicht vollkommen klar und anschaulich war. Mußte ich auch manche längere Berichte in einen kurzen Aufsatz zusammendrängen, so ist es doch, wie ich hoffe, unbeschadet der Anschaulichkeit der Darstellung geschehen. Im Allgemeinen aber mußte dieselbe jene Ausführlichkeit behalten, durch welche uns Reisebeschreibungen anziehen und fesseln. Der Leser soll wo möglich mit den Helden der Alpenfahrt in ein persönliches Verhältniß treten, soll mit ihm wandern und streben, fürchten und hoffen, kämpfen und triumphiren, als wenn er selber mit dabei gewesen. Wo es anging, habe ich darum auch die Erzählung in der ersten Person beibehalten. Besser einige ausgezeichnete Häupter der Alpenwelt auf solche Weise näher kennen gelernt und einige wenige Schilderungen mit einer gewissen epischen Ausführlichkeit gegeben, als fragmentarische trockene Notizen von hundert und tausend Alpengipfel-Eroberungen, die nur für Alpenclubisten und Bergsteiger von Profession Werth haben.

Viertens: Da die Formenmannigfaltigkeit der Hochalpen nicht wenig zur Erweckung und Belebung des ästhetischen Naturssinnes überhaupt beizutragen im Stande ist: so durften Abbildungen nicht fehlen, welche die reiche Plastik des Alpenkörpers veranschaulichen und insbesondere die erstiegenen Gipfel vor Augen stellen. Auf den kostbaren und für den künstlerischen Zweck nicht einmal überall wirksamen Stahlstich mußte freilich, um das Buch nicht zu sehr zu vertheuern, verzichtet werden. Indessen haben doch auch Holzschnitt und Farbendruck, geschmackvoll ausgeführt, ihren Werth und die hier mitgetheilten Illustrationen, größtentheils nach gelungenen Photographien und Originalzeichnungen gearbeitet, sind dem vorgesteckten Ziele ziemlich nahe gekommen. Ich darf

wohl sagen, daß diese aus dem längst schon rühmlichst bekannten Atelier der Herren Brend'amour hervorgegangenen Illustrationen Meisterwerke sind und die ganze Ausstattung des vorliegenden Werkes dem Herrn Verleger desselben alle Ehre macht.

Da ich außer den im Text angeführten Quellen noch eine nicht kleine Literatur zu benutzen hatte, um überall den freien Ueberblick zu gewinnen: so war ich an die Unterstützung durch Privat- und öffentliche Bibliotheken gewiesen und da ist es denn eine für mich sehr angenehme Pflicht, an dieser Stelle den Herren J. J. Schlegel, Reallehrer in St. Gallen, Dr. J. Egli, Privatdozenten an der Hochschule in Zürich, sowie den Herren Dr. Linser und Professor Sander in Feldkirch und Herrn Th. Trautwein, Buchhändler in München, für ihre gütige bereitwillige Unterstützung meinen besten Dank zu sagen. Desgleichen bin ich der Verlagshandlung der Jahrbücher des Schweizer Alpenklub's und Herrn E. v. Fellenberg, die mir das schöne von E. v. Fellenberg gezeichnete Bild von der Schreckhornkette zur Verfügung stellten, sowie Herrn von Tschavoll in Feldkirch, der mir das in seinem Besitz befindliche Originalbild vom Tödi (in Kreide gezeichnet vom Maler Schmidt aus München) überließ, dankbar verpflichtet.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß das vorliegende kleine Werk auch in norddeutschen Kreisen die Kenntniß der Alpenwelt und die Liebe zu ihr fördern möge.

Bregenz, Ende März 1873.

A. W. Grube.

Seinem lieben Freunde

Herrn Reallehrer J. J. Schlegel

in

St. Gallen

gewidmet.

Einleitung.

Vorbegriffe zum Eintritt in die Gletscherwelt.

Indem ich mich anschicke, den freundlichen Leser auf die höchsten Punkte der Centralstöcke der Alpenwelt zu führen, halte ich's für angemessen, einige Begriffserläuterungen voranzuschicken, welche sich auf diejenigen Erscheinungen beziehen, die das Gebiet der Hochalpen vorzugsweise kennzeichnen. Es sind die Firnreviere und Gletscher, die zugleich den auffälligsten und großartigsten, wie den bedeutsamsten und wissenschaftlich merkwürdigsten Characterzug der höchsten Alpenregion bilden, zu ihrer vollen Entwickelung aber auch nur in den mächtigen Stöcken der crystallinischen Schiefer und Granite, des sogenannten „Urgebirges" gelangen. Denn nur dieses mit seiner energischen Massenerhebung bildet Gruppen von nahe zusammengerückten Hochgipfeln, die wiederum Hochthäler und Mulden formiren, welche für die Ablagerung großer Schneemassen günstig, jene Firnfelder anbahnen, in denen der Gletscher geboren wird.

Solche Centralstöcke sind die Montblanc- und Monterosa-, die Finsteraarhorn- und Bernina-Gruppe in der Schweiz, die Oetzthaler-Gruppe in Tyrol, die Gruppe der „hohen Tauern" in Oestreich. Sie enthalten die reichsten Firnmagazine und erzeugen mithin die bedeutendsten Gletscher. Ihnen zunächst stehen in der Schweiz die Tödi-, Silvretta- und Adula-Gruppe, in Tyrol die Ortler-Gruppe, — alle mit Gletschern ersten Ranges, d. h. solchen, die ihre Eisströme weit in's Thal hinab bis in's Gebiet der Voralpen senden.

Bekanntlich unterscheidet man drei Hauptregionen des Alpengebäudes: die Voralpen, bis durchschnittlich 1625 Meter = 5000 par. Fuß, auf denen Waldbestände mit Weideplätzen abwechseln, die schon in den Frühlingsmonaten vom Vieh begangen werden können (Mayensässe.) Ueber 5000 Fuß werden im Durchschnitt

die Baumgruppen spärlich; die Sträucher treten an ihre Stelle und zwischen Geröll- und Schuttmassen finden sich weitere und schmalere Strecken, die mit würzigem Gras und jener Alpenflora bewachsen sind, der wir zum Theil auch in der Polarzone begegnen. Es ist die Region der Mittelalpen, die sich bis 2600 Meter = 8000 Fuß zur Grenze des „ewigen Schnee's hinaufzieht. In ihr sind die Alpenthiere: Gemse, Steinbock, Bär, Murmelthier — Steinadler, Lämmergeyer, Steinhuhn ꝛc. ꝛc. — heimisch. Ueber die Schneelinie hinaus erheben sich die Hochalpen mit ihren kahlen nackten Felsmassen, die als schmale scharfe Gräte oder breitere Platten, als Hörner, Spitzsäulen oder flacher gewölbte Dome aus Schnee- und Eisfeldern emporstarren.

Die Region der Voralpen wird auch die Bergregion, die der Mittelalpen vorzugsweise die Alpenregion und die der Hochalpen Schneeregion genannt. Mit dieser haben wir es fast ausschließlich zu thun; mit ihrer Eigenthümlichkeit den Leser durch characteristische Reisebilder vertraut zu machen, ist der Hauptzweck des vorliegenden Buches.

Berge, die nicht über die Schneelinie emporragen, bringen es zu keinem Firn (ewigen Schnee), mithin auch zu keiner Gletscherbildung. Verständigen wir uns darum zuvörderst über die

Schneegrenze der Alpen.

Man hat an den Abhängen der Hochalpen eine Linie zu ziehen versucht, über welcher der gefallene Schnee auch im Sommer nicht wegschmilzt; man hat sie die Grenzlinie des „ewigen Schnees" genannt. Genau genommen gibt es keinen „ewigen" Schnee, auch in den höchsten Alpen nicht. Denn bekanntlich sind auch Schnee und Eis gleich dem tropfbar-flüssigen Wasser dem Verdunstungsprozeß unterworfen und seitdem die höchsten Alpenspitzen erklommen worden sind, wissen wir, daß der Schnee auch auf dem Montblanc- und Monterosa-Gipfel bei warmen Luftströmen und der vollen Wirkung der Sonnenstrahlen feucht zu werden und aufzuthauen beginnt, so daß er beim nachherigen Gefrieren sich mit einer Eiskruste überzieht. Man findet auf den höchsten Alpenkämmen verglaste Felsspalten und vergletscherte Schneesättel und selbst im Winter fehlt der Aufthauungsprozeß in der höheren Gletscherregion nicht ganz.

Da nun aber auf Bergeshöhen über 8000 Fuß viel mehr Schnee fällt als verdunsten und aufthauen kann, so kommen zu den alten Schneelagen immer wieder neue und die nicht zu schroff abfallenden Flächen der Gipfel und Kämme, der Mulden und Hochthäler erscheinen das ganze Jahr hindurch in ein mehr oder minder dichtes Schneegewand gehüllt und mit Schnee reichlich ausgefüllt. Diese Schneelager in den Hochalpen würden sich zu schrecklichen Massen aufthürmen, wenn nicht Lawinen und Gletscher ihren Ueberfluß minderten, indem sie ihn in die wärmere Luft der Thäler hinabführen.

Was die Lawine ruckweise und schnell vollbringt, das thut der Gletscher langsam, stetig und bei Weitem ausgiebiger. Die Gletscher sind die merkwürdigen Regulatoren, welche den Kreislauf des Wassers in seinen verschiedenen Niederschlägen und Wanderungen vom Meer auf die Alpen und von diesen wieder zurück in's Meer vermitteln und namentlich dafür sorgen, daß die Ströme Deutschland's und der Schweiz auch im Sommer wasserreich bleiben und das Tiefland mit ihrer Fülle segnen.

Man hat in poetischer Weise jene weiten Firnreviere, denen die Gletscher entspringen, „Firnmeere" genannt — fälschlich auch „Eismeere" — nicht zu verwechseln mit den „Eismeeren" in der Finsteraarhorn- und Montblanc-Gruppe, mit welchem Namen man die größeren Gletschermassen zu bezeichnen pflegt, die aus dem Zusammenfluß mehrerer Gletscherströme hervorgehen und in weiteren fast horizontalen Flächen sich ausbreiten, um bald darauf wieder enger zusammengefaßt, steiler und schroffer bergab zu dringen.

Wenn die Flüsse sich *in's* Meer ergießen und dieses die tiefste Stelle des Festlandes einnimmt, so ergießen sich umgekehrt die Gletscher *aus* dem Firnmeer und dieses nimmt die höchsten Becken des Festlandes ein Seine Ufer bilden die Felsmauern, Spitzen und Zacken der Hochalpen.

Da, wo die Umgebungsmauern dieses Felsen-Circus*) sich öffnen und der Boden sich senkt, dringt die Firnmasse abwärts,

*) Man sollte für diese Hochgebirgs-Mulden das provinziell in einigen Thälern der östreichischen Alpen übliche Wort „Kar" einführen.

allmählich in festes, compaktes Gletschereis übergehend. Weil dieser Uebergang ein allmählicher ist, so läßt sich schwer eine Firnlinie als Grenze zwischen Firnmasse und Gletschereis ziehen. Sie bezeichnet das Aufhören des Schnee's auf dem Gletscher in den Sommermonaten. Untersucht man aber die tieferen Lagen des beginnenden Schnee's, so wird man auch da schon festeres Gletschereis finden.

Selbstverständlich ist die „Firnlinie" nicht gleichbedeutend mit der „Schneelinie", und auch nicht mit der „Gletscherlinie", insofern diese die Endpunkte der Gletscherzungen bezeichnet. Die Gletscherlinie geht viel tiefer hinab als die Firn- und Schneelinie, stellenweis bis in bewohnte Thäler zur Grenze des Obst- und Getreidebaues.

Alle drei Linien sind sehr unregelmäßige Zickzacklinien, je nach den verschiedenen lokalen und klimatischen Verhältnissen hier hoch hinauf, dort plötzlich tief hinabsteigend. Ihre Zahlgrößen sind ideell. Da es keine den ganzen oberen Theil der Alpen bedeckenden unter sich zusammenhängenden Schneefelder gibt, so gibt es auch keine stetig fortlaufende Schneelinie. Ebenso hat jeder Gletscher seine ihm eigenthümliche Firnlinie. Sagen wir, die Schneelinie in der nördlichen Schweiz sei 8000 Fuß, so ist das eine Durchschnittszahl, die wir aus den verschiedenen Höhenangaben über den Beginn des „ewigen Schnee's" als das Mittlere zusammengestellt haben. In Wirklichkeit ist sie schon an verschiedenen Seiten eines und desselben Berges verschieden und manche Berghäupter von 9000, 10,000 Fuß und mehr Höhe erscheinen im Sommer schneefrei.

Die „Grenze des ewigen Schnee's" hebt sich in warmen trockenen Sommern und senkt sich in nassen kühlen Jahrgängen; deßgleichen senkt sie sich tiefer in den Nordalpen und hebt sich höher in den Südalpen. Sie kann aber auch in den Berggruppen, die südlicher liegen, tiefer sinken als in nördlicher gelegenen, wenn die Berge der letzteren leichter und freier von der Luft umspielt werden können, während die ausgedehnten Firnfelder und Gletscher bei jenen wieder zu Kälteherden werden, die eine tiefere Jahrestemperatur erzeugen. Berge, welche der Wirkung des Südwindes vollständig ausgesetzt sind, haben eine höhere Schnee-

linie als die, welche mehr im Bereich der kalten Nord- und Ostwinde liegen. Auch die Beschaffenheit des Gesteins, besonders aber auch die Massenerhebung des ganzen Gebirgs ist von nicht geringem Einfluß auf die Höhe der Schneelinie. So ist sie im Ober-Engadin, wo alle Thalsohlen sehr hoch liegen und das Gesammtklima wegen der Nähe der lombardischen Ebene ein verhältnißmäßig mildes ist, auch verhälnißmäßig eine hohe; sie liegt trotz der ausgedehnten Eisgefilde des Bernina-Massivs selten unter 9000 Fuß — Lärchen- und Arvenbäume gehen bis 8000 Fuß hinauf —; während sie im Berner Oberlande, das tiefer eingeschnittene Thäler hat, um mehrere hundert Fuß tiefer liegt.

Das Wort „Schneelinie", „Grenze des ewigen Schnee's" verleitet Die, welche die Hochalpen nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, meist zu der irrigen Vorstellung, als müßten alle Höhen und Bergkämme, welche über derselben liegen, in weißem Schneegewand erglänzen und von blinkenden Eismassen umpanzert sein. Dies ist, wie schon darauf hingedeutet wurde, durchaus nicht der Fall. In dem Gebiet des „ewigen Schnee's" gibt es neben schneebeckten blendend weißen Pyramiden und Kuppen viele kahle Felshäupter, die finster in ihrem grauschwarzen Fels-Colorit auf die Schneefelder an ihren Flanken und zu ihren Füßen herabschauen. Aber auch die Gletscher sind mitunter von Schuttmassen dermaßen verunziert und zu gelbgrauen Massen geworden, daß von weißen, reinen mit blauen und grünen Lichtreflexen das Auge erfreuenden „Eisströmen" nichts zu finden ist. Der Erdenstaub dringt auch in die reinen Firngefilde und lagert sich auf die blinkenden Gletscherflächen. Doch bewahren manche Firne und Gletschermassen sich ein auffallendes Weiß und große Reinheit.

Schnee, Firn und Gletscher.

Es kann wohl auch vorkommen daß es in der Schneeregion regnet, aber es geschieht selten. Hingegen ist, was in der Tiefe als Regen zur Erde kommt, in Höhen über 7000, ja schon über 6000 Fuß im Sommer oft Schnee, was man nach Gewittern, die schnell die Luft abkühlen, bequem von der Thalsohle aus sehen kann. Bewohnte Hochthäler, wie das Avers und Ober-Engadin schneien mitunter auch im Juli oder August auf einige Stunden ein.

In der Ebene und im Hügellande, wo die Luft wärmer und feuchter ist, werden auch die fallenden Schneekrystalle feuchter und legen sich als größere Flocken aneinander (Flockenschnee). Dagegen fällt in der kalten und trockenen Luft der Hochalpen der Schnee zumeist in Form kleiner flimmernder Eisnadeln und Sternchen, die sich wohl bei stürmischem Wetter und feuchteren Luftströmungen auch zu kleinen Flocken vereinen, doch viel staubartiger und trockener bleiben als der Schnee des Tieflandes. Dieser feine Staub oder Rieselschnee rollt leicht von den Felshängen herab und wird vom Winde in die Schluchten und Kare geführt, wo bald eine Schicht die andere bedeckt.

Alsbald beginnt aber auch der Umwandlungsprozeß. Der frisch gefallene Schnee fällt alsbald der Verdunstung anheim; er wird von Luft und Licht, Erd- und Sonnenwärme der Art bearbeitet, daß er seine feinen Ecken und Spitzen verliert, sich zu feinen Körnchen rundet, die durch Aufthauen und Wiedergefrieren sich vergrößern und durch das zwischen ihnen hindurchsickernde Schmelzwasser ein eisiges Bindemittel erlangen. So geht der Hochschnee in „Firnschnee“ (franz. nevée) über. Sein Gefüge ist anfangs noch sehr porös. Je weiter nach unten, wo mit der größeren Luftwärme und auch mit dem zunehmenden Druck der Schneemassen die Schmelzung durchgreifender wird — desto gröber wird das Korn, desto härter und compakter. Der „Hochfirn“ geht in den Tieffirn über und dieser wird in Kesselthälern, die wie die Schneemassen so auch die Sonnenstrahlen sammeln, zum Firneis.

Mit dem Firneis, das im Vergleich mit dem Wassereis, ja auch mit dem Eis der Gletscherzungen noch sehr locker und porös ist, beginnt die Bildung des Gletschers im engeren Sinne. Durch den Druck der oberen immer nachrückenden Schichten und den sich fortsetzenden Prozeß des Aufthauens und Wiedergefrierens wird die so zu sagen käsige Masse des Firneises in Gletschereis übergeführt, das, obwohl fester, massiger, schwerer als das Firneis, seinen Ursprung aus demselben doch nicht verleugnen kann. Es enthält zunächst noch viele Luftblasen und unterscheidet sich auch in seiner Struktur vom Eise des gefrorenen Wassers, das sich gleichfalls auf den Gletschern und in ihren Spalten findet. Das

Wassereis besteht aus dünnen Platten, die sich regelmäßig übereinander gelagert haben; das Gletschereis dagegen aus Körnern, die sehr unregelmäßig aneinander gefügt, jedoch fest verkeilt und von Schneewassereis verkittet sind. Läßt man ein Stück Gletschereis in warmer Luft aufthauen oder wirft man es in heißes Wasser, so thaut zuerst das Wassereis auf und ansehnliche, mitunter nußgroße Brocken, die mannigfach Luftbläschen in ihren Zwischenräumen einschließen, fallen auseinander. Bringt man sie unter ein Vergrößerungsglas, so zeigt sich ein reiches Adernetz von Haarröhrchen, welche das Durchsickern des Wassers (die Infiltration) bewerkstelligen und in Verbindung mit dem körnigen Gefüge das Gletschereis zu einer in seinen kleinsten Theilen verschiebbaren und bis auf einen gewissen Grad bildsamen (plastischen) Masse erheben.

Wie es bei einem Stück Zucker der Fall ist, das man in den Kaffee taucht — die braune Flüssigkeit zieht alsbald nach rechts und links, nach oben und unten in die feinen Zwischenräume und Röhrchen ein, — so verbreitet sich eine gefärbte Flüssigkeit, die man auf ein Stück Gletschereis gießt, alsbald nach allen Seiten hin. So muß auch das Schmelzwasser vom aufthauenden Schnee von der Oberfläche des Gletschers in dessen Inneres dringen; es durchzieht den Gletscherkörper bis auf den Grund, legt sich um die Eiskörner und macht diese beim Gefrieren immer größer. Diese Zunahme der Gletschereis-Masse gibt ihr eine gewaltige Expansivkraft; sie strebt vorwärts und ganz abgesehen von der Schwere, welche allerdings auch mithilft zum Herabgleiten des Eisstromes auf geneigter Fläche, ist doch *dieses innere Wachsthum des Gletscherleibes der Hauptgrund seiner fortbewegenden Kraft.*

In regnerischen Sommern rücken die Gletscher schneller vorwärts als in trockenen; zur Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirge bewegen sie sich am raschesten — das Gletschereis ist dann am meisten mit Wasser durchtränkt, erhält daher eine leichtere Verschiebbarkeit in dem Gefüge, während die Eiskörner sich schneller vergrößern und mithin gewaltsamer ausdehnen. Ohne Wasser und Wärme hätte der Gletscher gar kein Leben, so wenig als ein Baum ohne Beide zu wachsen vermöchte.

Betritt man nach einer kalten Nacht am frühen Morgen den

Gletscher, so scheint alles Leben erstorben, die Eiswüste gleicht der Sandwüste, der das Wasser fehlt. Die Gletscherwelt ist einsam und still, erhaben und groß zwar auch in der Starrheit, aber auch unheimlich und abschreckend. Die Bächlein und tausend Wasserfäden, die am Tage von den Höhen ringsum auf den Gletscher und in seine Randklüfte rannen, die Schneewasser, welche sich auf dem Gletscherrücken einen Weg gebahnt hatten und in ihrem Bette lustig dahersprangen, sie sind alle zu Eis erstarrt. Nun erhebt sich die Sonne und die Temperatur der Luft steigt mit jeder Stunde um einige Grad. Da regt sich's und bewegt sich's allmählich an und auf, über und unter dem Gletscher und auch in seinem Inneren wird's lebendiger. Die Kruste, welche die Bächlein gefangen hielt, wird gesprengt, hängende Eiszapfen lösen sich ab, Erd- und Felsbrocken rutschen von den Seiten auf die Eisfläche und rollen eine Strecke weit abwärts, der sich dehnende und reckende Gletscher kracht, indem er Spalten reißt, die höher steigende Sonne löst, nachdem sie den Schnee vom Gletscher selber aufgeleckt und aufgelöst hat, auch die obersten Schichten des Gletschereises auf, es bilden sich hier und da kleine Pfützen, wiederum strömen Bäche, große und kleine, und stürzen sich in tiefe Schründe und Löcher, bis sie das gemeinsame Bett des unten abfließenden Gletscherbaches gefunden haben.

Wie ist's nun aber im Winter, wo eine hohe Schneedecke über den Gletscher gebreitet ist und von Schmelzung des Schnees keine Rede sein kann? Kann sich auch da der Gletscher noch rühren, ist er nicht dann zu absoluter Ruhe verdammt? Keineswegs! Wie sich im Sommer bei größter Hitze die Temperatur auf der Oberfläche des Gletschers auf 0 Grad hält (dem Punkt des beginnenden Aufthauens), so kann sie im Winter, wenn eine schützende Schneedecke auf dem Gletscher ruht, auch nicht sehr unter 0 Grad herabsinken. Auch im Winter scheint die Sonne und selbst bei strengster Kälte wird die stetige Wirkung ihrer Strahlen (Insolation) oft so stark, daß der Schnee zu thauen beginnt, wie wir das an hellen heiteren Wintertagen schon an unseren mit Schnee bedeckten Hausdächern sehen können, von denen Eiszapfen herabhängen und Zeugniß geben, daß zuvor Wassertropfen herabsickerten. Auch im Winter werden die hohen Firnregionen mit warmen Luftströmen

bedacht und an geschützten Stellen kann die Sonne recht heiß brennen. Hugi mußte bei seinen winterlichen Gletscherwanderungen zuweilen in tief erweichtem Schnee waten. Uebrigens geht, unabhängig von der Lufttemperatur, der Gletscher auch der Erdwärme nicht verlustig, die von unten auf in ihn eindringt. Und wie der stärkste Frost doch nur wenige Meter in die Erdkruste eindringen kann, so dringt die kalte Luft auch nur in die oberen Schichten des Gletschers und läßt sein Inneres ganz unberührt. Dort hält sich die Temperatur beständig auf dem Gefrierpunkt zwischen 0 Grad und einem kleinen Bruchtheil darunter. Es ist aber ein bekanntes Naturgesetz, daß, wenn sich Wasser in Eis verwandelt, Wärme frei wird und diese freiwerdende Wärme im Innern des Gletschers macht wieder die Eistheilchen feucht und flüssig, während die Eisatome, die auf einem Wassertröpfchen schwimmend sich berühren, augenblicklich wieder zusammenfrieren. Man kann das sogar an Eisstücken mit glatten Flächen beobachten, die man in warmes Wasser wirft, sobald sie sich berühren, kleben sie fest aneinander, weil sie an ihren Berührungsflächen wieder zusammenfrieren.

So findet im Eiskörper des Gletschers zu jeder Jahreszeit Bewegung, nämlich eine Verschiebung und Formveränderung der Körner und Körnchen statt und da beim Gefrieren das Eis sich ausdehnt und größeren Raum verlangt, als es in tropfbarflüssigem Zustande braucht, so streckt und dehnt sich der Gletscher nach den beiden Dimensionen, in denen ihm keine oder die geringsten Hindernisse entgegengesetzt werden — in der Höhe nach oben, in der Länge nach unten.

Daß der Gletscher auch im Winter „arbeitet", ist durch unzweifelhafte Beobachtungen festgestellt. Und ebenso rührt und regt sich's in ihm auch in der Nacht. Auch da springen große Spalten auf unter lautem Gekrach und stürzen Eislawinen donnernd auf der glatten Bahn herab.

Gletscherzunge. Primäre und sekundäre Gletscher.

Nicht alle Gletscher bringen es zu tief in's Thal hinabdringenden Eisströmen; wenn die Firnmagazine zu gering oder ihre Ausgänge verschlossen sind, so fehlen die „Gletscherzungen," wie man den unteren Theil des Gletschers seiner Gestalt wegen nennt.

Die großen zu Thal gehenden, in Gletscherzungen auslaufenden Gletscher nannte Saussure Gletscher erster Ordnung (primäre Gletscher). Viele derselben haben, wie ein größerer Fluß aus mehreren Quellbächen sich bildet, einen Zusammenfluß mehrerer Gletscher, die aus zusammenstoßenden Thälern kommen und ein Gletschersystem bilden, dessen Hauptstrom eine Länge von 2, 3 bis 4 Meilen erreichen kann. Doch die bei Weitem größere Zahl der Gletscher hat nur eine geringe Länge und ihr Eiskörper bleibt auf die Schluchten und Wände des Hochgebirges beschränkt. Ihr Eis selber ist das porösere dem Schnee näher stehende Firneis. Das sind die Gletscher zweiter Ordnung oder die sekundären Gletscher, auch Firngletscher genannt.

Das Volk unterscheidet nicht Firn- und Gletschereis, Firnmeer und Gletscherzunge oder gar Gletscher erster und zweiter Ordnung. Der Berner Oberländer nennt den ganzen Gletscher von oben bis unten Firn*), der Tyroler Ferner, der Kärnthner Kees — der Romane vedretta.

Die Strömung des Gletschers und die mit derselben verbundenen Phänomene.

Die Grundflächen der Firnmulden haben meist eine sehr geringe Neigung von 2° bis 5°; doch beginnt schon in der Firnmasse der Drang nach abwärts und wegen der Ungleichheit des Grundes geräth sie bereits in ungleiche Spannung und zerklüftet sich in längliche Schründe (caveaux). An steileren Abhängen löst sie sich in eine breitere Rand-Kluft ab, der „Bergschrund" genannt. Die Schründe werden wieder von Längsspalten (zumeist durch das abfließende und durchsickernde Wasser) durchkreuzt und so theilt sich die Firnmasse in riesige Würfel, die sogenannten séracs.

Das zur Tiefe sich mehr oder weniger steil absenkende Thal, in welchem die Gletschermasse abfließt, ist das Gletscherbett. Obwohl der Eiskörper des Gletschers durchaus fest und spröd ist und keineswegs als eine zähflüssige Teigmasse oder ein Syrup betrachtet werden kann, so bietet seine oben skizzirte Entstehung und

*) Auch in anderen Gebirgskantonen der Schweiz ist der Ausdruck „Firn" für Gletscher in Gebrauch — Damma-Firn, Hüfi-Firn, Biserten-Firn u. s. w.

Entwickelung doch Erscheinungen, welche einem Wasserstrome durchaus ähnlich sind. Seine Wogen stauen sich an einer ihnen entgegentretenden Querwand auf, bis sie dieselbe übersteigen und dann plötzlich herabstürzend Eiscascaden bilden. Gleich einem Strome biegen und wenden sich die Gletscher, wie das Thalbett, in welchem sie sich bewegen, sie dazu zwingt. Erhöhungen auf dem Grunde haben auch Erhöhungen auf der Oberfläche zur Folge. Wie ein Wasserstrom, je mehr er sich ausbreiten kann und je flacher sein Bett ist, um so langsamer fließt, so auch der Gletscherstrom. Wie beim Wasserstrom die Bewegung in der Mitte stärker ist, als an den Seiten und an der Oberfläche schneller als in der Tiefe, so auch beim Eisstrom des Gletschers; schlägt man in gerader Linie von einem Ufer zum andern eine Anzahl von Stangen in's Eis, so rücken die mittleren zuerst vor und bilden allmählich die Spitze eines Winkels.

Durch diese Ungleichheit der Bewegung und den stellenweis gleichfalls sehr ungleichen Druck der Eismassen entstehen im Gletscherkörper Spannungen, welche kleinere oder größere Spalten hervorrufen, oft mit einem Krachen oder klingenden Geräusch. Aus Querstufen des Thalgrundes entstehen Querspalten (franz. crévasses), in Tyrol „Klupen" genannt. Werden die Absätze des Gletscherbodens bedeutender, so trennt sich wohl auch der Gletscher in querlaufende Kämme, die sich treppenartig übereinander lagern, anfangs ohne sich zu überstürzen. Doch geschieht auch dieses und durch Schmelzung und Zerreißung der Eismassen entstehen dann allerlei Klippen und Zacken, die man Gletschernadeln nennt und die unter zusammengebrochenen Säulen und Würfeln und Eissplittern emporstarrend, den Anblick wildester Zerstörung darbieten. Beginnt dann aber weiter unten ein sanfterer Abhang, so verschwinden diese Nadeln und Zacken wieder und der regelmäßige Gletscherstrom mit geringem Wellenschlage stellt sich wieder her.

Anders ist es jedoch bei kleinern Gletschern, die aus der Höhe kommend ihr Bett plötzlich abgeschnitten finden, indem es über eine steile Wand jäh abstürzt. Der Eisstrom überfließt die Wand und hängt über wie ein gefrorner Wasserfall. Allein die Schwere der Eismassen wird bald zu groß, sie zerreißen und bilden dann

die erwähnten Eisstürze, die auf abschüssiger Bahn fortrollend als „Gletscherlawinen" auch dem unteren Thal verderblich werden können. Zum Glück für die Alpenbewohner sind die hangenden Gletscher in der Regel wenig massenhaft und den kultivirten Thälern meist entrückt.

An seinem unteren Ende, das nicht selten bis in die Waldregion hinabreicht, bricht der Gletscher gewöhnlich schroff ab und läßt dann die von ihm mitgeführten Trümmer herabrollen, die, falls der Gletscher stationär ist, d. h. eine längere Zeit weder vorrückt noch zurückweicht, sich zu einem mächtigen Schutt- und Steinwall aufthürmen; der Firnstoß oder die Stirnmoräne genannt. In manchen Jahren rücken jedoch die Gletscher weiter vor, in anderen gehen sie zurück; daher sieht man an ihrem Ausgange auch wohl mehrere Moränen hintereinander liegen. Die bei dem Rückzug des Gletschers frei werdende Bodenfläche heißt der Gletscherboden.

Bei einigen Gletschern, z. B. dem Rhonegletscher am Fuße der Furka, dem Rosegg in der Bernina-Gruppe, legt sich das Gletscherende platt und fächerförmig auf den Boden und der Gletscherbach rieselt unter der dünnen Eisdecke hervor. Viele andere aber gewinnen an ihrem Ende ein hohes gewölbtes Gletscherthor, aus welchem der Gletscherbach hervorströmt. Sein Wasser ist milchig, trübe, heller oder dunkler grau, resp. schwärzlich, je nachdem die Gesteinsarten sind, welche der Gletscher bei seinem Fortrücken zermalmt und in den von ihm aufgenommenen Seitenbächen aufgelöst erhalten hat.

In dem Gletscher-Portal, das in bläulichen und grünlichen Farben schimmert, hängen wie in einer Tropfsteinhöhle allerlei Zacken und sich ablösende Würfel, vor deren Absturz der Eintretende auf seiner Hut sein muß. Aus allen Ritzen und von allen Spitzen strömt das Wasser in stärkeren und feineren Strahlen herab. Der seine Decke abschmelzende Bach, die eindringende warme Luft und das von oben durch die Spalten herabrieselnde Wasser lassen das Gletscherthor oft als weitverzweigte Höhle nach innen gehen.

Die Einwirkung der Sonnenstrahlen und warmen Winde, besonders des Föhns, ferner des Regens und der Verdunstung

können die Höhe des Gletscherstromes so verringern, daß er in den Sommermonaten auf 2 bis 3 Meter sinkt. An schattigen und auch vor dem Südwinde geschützten Stellen ist diese Ablation geringer.

Die Abschmelzung bewirkt, daß Körper, die in tiefe Gletscherspalten fielen und Jahre lang verschwunden waren, plötzlich wieder zum Vorschein kommen, jedoch wegen der Bewegung der Gletschermassen nach abwärts viel weiter unten. Das Volk meint dann, der Gletscher, der nichts Fremdes in seinem Inneren leiden könne, habe die in sein Inneres gerathenen Dinge wieder ausgestoßen.

Während kleine Steine, Blätter, Insekten, die auf die Oberfläche des Gletschers gerathen, in das Eis hineinsinken, weil sie mehr von der Sonne erwärmt werden und ihre Wärme der Unterlage mittheilen, hindern größere Felsstücke und Platten, die auf den Gletscher fallen, den Zutritt der warmen Luft, des Regens und der Sonnenstrahlen und indem rings um sie herum die Abschmelzung erfolgt, aber nicht unter ihnen, steigen sie wie auf einem Pfeiler in die Höhe und bilden die sogenannten Gletschertische.

Ihre Pfeiler, von der Luft umspielt, schmelzen ab, werden immer dünner und brechen unter ihrer Last. Der Steinblock stürzt und der Prozeß seiner Hebung beginnt von neuem, bis er vom Gletscherstrom bis zur Stirnmoräne getragen wird und dort seinen Ruhepunkt findet.

Auf der Oberfläche des Gletschers sieht man tausend und aber tausend Furchen, Rinnen und Rinnchen, in denen an heißen Sommertagen das klare helle Eis- und Schneewasser herabfließt, hier in breiten Bächen, dort in kaum merklichen Adern. Die Länge der Bäche richtet sich nach dem früheren oder späteren Erscheinen der Gletscherspalten. Mitunter haben sich diese bis auf eine kleinere Oeffnung geschlossen und der Bach stürzt nun in einen solchen senkrecht sich vertiefenden Kanal; weithin vernimmt man das Rauschen und Murmeln dieser Gletschermühlen, wie man sie nennt.

Die größere Wärme der Thalwände und das von ihnen zum Gletscher abfließende Wasser vertiefen denselben nach dem Ufer hin, so daß er nach der Mitte zu sich höher wölbt; sie lösen zugleich den Rand desselben durch eine Kluft ab, welche die Randkluft

heißt. Durch selbige gelangt eine Menge durch Schutt und Schlamm getrübtes Wasser unter den Gletscher und verstärkt den Gletscherbach, der den aufgelösten Fels in die Tiefe führt. Hinwiederum führt der Gletscher auf seinem Rücken eine Menge Schutt und Steintrümmer zu Thal. Wie der Waldstrom gestürzte Bäume und abgebrochene Zweige, trägt der Gletscherstrom gestürzte Felsen in die Tiefthäler. Von den ihn einschließenden Gehängen rollen ohne Unterlaß abgelöste Stücke auf ihn herab; er selber stößt auch bei seinem Fortrücken Felsspitzen und Vorsprünge, die ihn hindern, ab und so bilden sich an seinem Rande die Seitenmoränen oder wie sie provinciell vom Berner Oberländer genannt werden die „Gandecken", die stellenweis die Randkluft überdecken — und auf dem Rücken des Gletschers die Mittelmoränen oder provinziell die „Gufferlinien*), die als Stein- und Schuttlinien über die ganze Länge des Gletschers sich hinziehen, mitunter 3, 4 ja 6 bis 8fach, je nachdem ein großer langer Gletscherstrom zahlreiche Nebenflüsse hat, die ihm ihre Moränen zuführen. Jede Seitenmoräne beginnt an dem Felsvorsprung, an welchem zwei durch die Felswand getrennte Gletscherzuflüsse zusammenkommen, so daß nun, was früher Seitenmoräne war, zur Mittelmoräne wird.

Aus dieser Entstehung der Mittelmoränen wird erklärlich, wie dieselben verschiedene Gesteinsarten von verschiedenen Höhen führen können, die sich in zwei Hälften theilen, wie auf dem Unteraar-Gletscher. Die vom Finsteraar herstammende Seite enthält vorherrschend Blöcke von weißem Granit und Gneis, die vom Lauteraar herrührende dunklere Trümmer aus der Hornblende-Zone.

Der Gletscher arbeitet ebensowohl auf dem Boden seines Bettes wie an den Seitenwänden. Mit seinem ungeheuren Gewicht zermalmt er das weichere Gestein zu Staub; vermittelst der in seine Massen eingefrorenen harten Steine schleift er auf seiner Grundfläche wie an den Seiten die Ecken und Spitzen der Felsen ab, die er gleich einer langsam aber sicher wirkenden Feile glättet. Aber auch das

*) Anstatt die Mittelmoränen „Gufferlinien" zu nennen und die Seitenmoränen „Gandecken", wäre es wohl richtiger, die Moräne der Randkluft, die ja einen Gouffre bildet, „Gufferlinie" zu nennen, wie es von dem Hrn. Verfasser der vortrefflichen kleinen „Instruktion für die Gletscherreisenden des Schweizer Alpenclubs" (Bern, 1871) S. 11 geschieht.

an den Felswänden hinstreifende Eis selber muß sie allmählich glätten. So entstehen auf seinem Boden die sanft abgerundeten wohl polirten Gneis- und Granitfelsen, die sogenannten Rundhöcker (von Saussure, der sie mit einer Heerde ruhender Schafe verglich, roches moutonnées genannt), wie man sie auf der Höhe des Gotthardpasses, der Grimsel ꝛc. sehen kann. Das ganze Aarthal hinauf lassen sich solche Gletscherschliffe verfolgen. Die Thalwände sind bis zu einer gewissen Höhe, die in Vorzeiten der Gletscher erreichte, abgeschliffen und zeigen — als besonders charakteristisches Merkmal — parallele Striche und Furchen in der Richtung, in welcher sich der Gletscherstrom fortbewegte — sehr verschieden von den Furchen und Vertiefungen, welche das von oben nach unten abfließende Wasser bewirkte. Während so der obere Theil der Seitenwände, an den der Gletscher nicht hinanreichte, der Verwitterung oder Zerklüftung ausgesetzt wurde und sich durch allerlei scharf geschnittene und eckige Spitzen und Zinnen auszeichnet, verblieb der untere Theil in seinen einförmigen Wellenlinien und sanfteren Formen.

Die linke Thalseite des Aargletschers hat nebenstehende Form.

Dieser Gegensatz zwischen den Formen der höheren Kämme und Gipfel und ihrer Basis war schon Saussure im Chamouny- wie im Aarthale aufgefallen; er hatte die Erscheinung bemerklich gemacht, ohne den Grund erklären zu können, Als Hugi die Grimsel besuchte, ward er von derselben Erscheinung betroffen und versuchte nun in seinen Abhandlungen über die Gletscher sie damit zu erklären, daß er eine verschiedene Beschaffenheit des Granits annahm: den Halbgranit der Hochgipfel, der leichter verwitterte und zersplitterte, wie er meinte, und den unteren festeren Bauchgranit, der diese „Bauchgestalten", wie er die Rundhöcker nannte, zu Wege bringe. Erst den neueren Forschungen eines Charpentier, Agassiz, Desor gelang es, den Grund jener Formenverschiedenheiten in den Gletschern zu finden, die als riesige Meißel und Feilen die von ihnen durchströmten Thäler abglätteten. Wenn man von Altdorf das Reußthal hinauf wandert, kann man schon bei Göschinen und weiter in den Schöllinen dieselben Spuren der Gletscherthätigkeit verfolgen, ja man findet in den Schöllinen unweit

der Teufelsbrücke sogar aufwärts gehende Kritze, welche darthun, daß die Gletscherwogen sich an den Seiten aufbäumten.

Die Thatsache dieses Gletscherschliffs, einmal erkannt und festgestellt, mußte auf viele andere Erscheinungen ein helles Licht werfen. Sie hat namentlich die Frage über den Ursprung der Findlingsblöcke beantwortet und die Annahme einer früheren sogenannten Eisperiode, in welcher alle Thäler der Schweiz von Gletschern ausgefüllt waren, zur Gewißheit erhoben. Man findet unten am Axenberge — am Ufer des Vierwaldstädter-Sees — Felsbrocken, welche den Gipfeln des Gotthard angehören und noch weit über Luzern hinaus im Aargau trifft man solche Gotthard-Brocken; am Jura und in der Westschweiz liegen solche „erratische" (verirrte oder versprengte) Blöcke, welche dem Montblanc entstammen und den Arve-, Rhone- und auch den Aarthälern zugehören. Nahe am Bodensee, auf den Vorsprüngen der Appenzeller Berge, bei Rheineck unten im Thale findet man den sogenannten Ponteljas-Granit (durch länglich viereckige Feldspath-Crystalle gekennzeichnet), der am Südfuß der Tödi-Gruppe (bei Trons), sonst aber nirgends gebrochen wird. Anfänglich nahm man an, es möchten ungeheure Wasserfluthen diese Felsblöcke losgerissen und bis weit in die tieferen Thäler und Ebenen hinaus fortgewälzt haben. Als man nun aber auch am Jura Gletscherschliffe und Rundhöcker, wie sie in den Hochalpen sich finden, wahrnahm, da konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß die Gletscher ihre Thätigkeit von dem Hochgebirge der Alpen bis in das niedere Hügelland erstreckt und die großen Felstrümmer der Centralmassen weit hin fortgetragen hatten.

Im Vergleich mit jener längst vergangenen „Eisperiode" sind die Gletscher der Alpen jetzt in sehr bescheidene Grenzen gebannt und selbst ein theilweises Vorrücken, wie es in den letzten Jahrhunderten, resp. Jahrzehnten beobachtet wurde, will doch nicht viel bedeuten. Allerdings hatte der große Aletschgletscher auf seinem linken Ufer alte Waldungen vernichtet, auf seinem rechten Ufer Häuser angegriffen; der Gornergletscher (am Monterosa) war in einem Zeitraum von 30 Jahren so weit vorgegangen, daß er Häuser erreichte, die man in solcher Entfernung von seinem Ende erbaut hatte, daß man sich vollkommen sicher glaubte.

Doch ist auch bei diesem Eisstrom ein Stillstand eingetreten und bei fast allen Gletschern der Schweiz ein Rückgang. Eine merkliche Abnahme fand schon in den Jahren 1822 und 1834 statt, desgleichen von 1860 bis 1870. Der Vieschergletscher ist seit 12 Jahren um 600 Meter zurückgewichen; der Holzgletscher (glacier des bois) im Chamouny-Thal ist seit 1826 um 375 Meter kürzer geworden und der untere Grindelwaldgletscher befindet sich um 612 Meter hinter dem Punkte, den er im Jahr 1855 erreicht hatte. Noch 53 Fuß tiefer befindet sich die Moräne, welche der Gletscher im Jahr 1600 abgelagert hatte; sie ist jetzt mit saftigem Gras bedeckt und trägt blühende Obstbäume.

Veränderung der Oberfläche. Ungleiche Schichtung des Gletschers.

Der einzelne Gletscher sebst hat eine andere Gestalt im Hochsommer, eine andere im Winter und Frühling. Im Beginne der warmen Jahreszeit erscheint der Gletscher als ein ziemlich ebenmäßiger schwach gewölbter Körper, den nun aber die Sommer-Sonne alsbald in Angriff nimmt, so daß er zernagt, zersprengt, zerklüftet, von Bächen durchfurcht, am Rande geklüftet, auf seinem Rücken mit Sand, Erde, Gestein belastet und vielfach verunreinigt sich darstellt. Der Winter aber mit seinen Schneefällen und Schneewehen gleicht wieder alle Unebenheiten aus, die Spalten und Klüfte werden ausgefüllt, das durchsickernde Wasser gefriert und bewirkt auch wohl ein Aufblähen der äußeren Schichten.

Der schneefreie Gletscher ist „aper" (apertus — unbedeckt, offen). Im Sommer, wo der Gletscher der warmen Luft ausgesetzt ist und stark verdunstet und abschmilzt, wird auch seine von unzähligen kleinen Spalten durchzogene Oberfläche rauh und uneben, so daß sie in der Nähe betrachtet wie poröser Bimsstein aussieht und auch so grau erscheint, wie dieser, während die Eismasse im Inneren eine reinere weiße, stellenweis schöne hellblaue Farbe zeigt, die mitunter in's Azurblau übergeht. Das gleiche Farbenspiel zeigt sich schon im Firnfelde. Wo immer eine breitere Spalte im Firn oder auf dem eigentlichen Gletscher einen Einblick in das Innere des Eiskörpers gestattet, da wird man aber auch bemerken, daß der Gletscher nicht aus gleichartigem Eise zusammengesetzt ist, son-

dern daß er abwechselnd aus einem der Masse nach vorherrschenden weißen und aus einem dunkleren in's Blaue spielenden Eise besteht, welche beide schichtenweise doch keineswegs regelmäßig geordnet sind, indem die Lagen theils mit der Oberfläche des Gletschers parallel laufen, theils sich mit der Längenachse des Gletschers unter verschiedenen Winkeln schneiden. Das Innere des Gletschers wird so gewissermaßen von blauen Bändern durchzogen, von denen einige in senkrechter Richtung mit einer gewissen Stetigkeit wiederkehren, wenn auch ihre Breite wechselt. Die Schichten des weißen Eises besitzen eine Mächtigkeit von 2, 3 bis 4 Fuß, die Breite des blauen Eises schwankt zwischen 1 bis 3 Zoll. Untersucht man das weiße und blaue Eis, so ergibt sich, daß jenes, dem Firn näher stehend, von vielen kleinen Luftblasen erfüllt ist, welche das Licht nach allen Seiten zurückwerfen und so das Eis zugleich weiß und undurchsichtig machen, während das blaue Eis, dem Wassereise näher stehend, weniger Luftblasen, in seinen Haarspalten aber mehr Wasser enthält.

Außer dieser Bandstruktur bietet der Gletscher auf seiner Oberfläche, wenn man von oben nach unten sieht, die Erscheinung von schwach schattirten dunkleren Zonen, die in ziemlich gleicher Entfernung liegen, sich aber abwärts in Form eines Spitzbogens krümmen. Man hat sie „Ogiven" genannt. Sie entstehen wohl meistentheils aus der Ansammlung von feinem Schutt und Staub auf der Oberfläche, weßhalb sie im nüchternen Deutsch auch „Schmutzstreifen" genannt werden. Da der Eisstrom in der Mitte schneller vorrückt, als an den Seiten, so nehmen diese dunklen Streifen nach untenhin eine vorgeschobene Spitze an, worauf der Name Ogiven (Ogive heißt im Englischen das Ohrgewölbe) deutet.

Organisches Leben auf dem Gletscher.

Kein Theil der Erdoberfläche scheint des organischen Lebens gänzlich beraubt zu sein und selbst in den Haarspalten des Gletschers wohnen noch kleine Thiere, die dort ihre Nahrung finden. Sie haben die Größe des gewöhnlichen Floh's und machen auch

Sprünge wie dieser, weßhalb man sie auch „Gletscherflöhe" nannte. Professor Desor, der sie zuerst auf dem Zermatt-Gletscher fand (1839), wollte sie einem Gefährten zeigen, da entsprangen sie ihm und verschwanden in den Poren des Gletschereises. Im folgenden Jahre wurden sie auch auf dem Unteraargletscher unter einem Stein entdeckt, ferner auf dem Oberaar- und Grindelwald-Gletscher bis zur Firnlinie. Unter dem Mikroskop zeigten sie einen sehr häßlichen, länglich ovalen mit sechs cylindrischen gegliederten Füßen versehenen Körper, der mit langen borstenförmigen Haaren besetzt ist, acht Einschnitte hat, zwei Fühlhörner und einen Gabelschwanz. Man gab ihnen den wissenschaftlichen Namen Desoria glacialis. Sie gehören zu den Podurellen, die alle stark entwickelte Kauwerkzeuge haben und sehr gefräßig sind. Wovon aber diese Desorien sich nähren, ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Ihre Farbe ist tiefschwarz, die kurzen Borsten haben eine weißliche Färbung.

Daß auch der Firnschnee nicht ohne Pflanzen- und Thierleben ist, werden wir im Verlauf der nachstehenden Schilderungen sehen. Wie auf den Schneefeldern der Polarzone gibt es auch in der Firnregion der Hochalpen Organismen, welche dem Schnee eine lebhafte, meist hochrothe, mitunter auch schwärzliche Färbung geben. Es sind Pflanzen (Protococcus nivalis Ag. und nebulosus) und Infusorien (Astasia nivalis, Gyges sanguineus, Gandarina hyalina, Monas gliscens).

Man zählt etwa 40 Arten mikroskopischer Algen, die im kalten Firnfelde ihre Heimath gewonnen haben. Sie finden in dem Staub, der durch Wind und Wetter auf die Schneefelder verschlagen und mit der Firnmasse gemengt wird, eine ihnen genügende Fruchterde. Aber auch auf dem nackten dürren Fels, auf den höchsten Spitzen, die aus dem sie umgürtenden Firnpanzer emporstarren, findet man noch kleinere und größere mit Flechten überzogene Stellen — in Höhen von 10- bis 12,000 Fuß. Etwas tiefer erscheinen auch wohl auf Felskuppen, welche der Mittagssonne nicht entbehren, kleine Rasen von Gentianen, Steinbrecharten, Primeln, die den Gletscherstrom übersprungen haben.

Auf einigen Gletschern liegen auch, wie Oasen in der Wüste,

Geröllbecken, die sich in fruchtbares Erdreich verwandelt haben, so daß sie grünen Rasen und blühende Alpenkräuter tragen und von Schaf- und Rinderheerden besucht werden, die dann sehr beschwerliche Gletschertouren machen müssen.

Daß einige Alpen-Kräuter bis nahe an den Gletscher herandringen und dessen kühle und trockene Luft nebst der Feuchtigkeit in seiner Nähe besonders lieben, ist bekannt. Zu diesen gehört die weißblühende duftige Schafgarbe, Achillea moschata, in Graubünden „Iva" genannt.

Erster Abschnitt.

Der Montblanc.

1. Die ersten Versuche, den Gipfel zu erklimmen.

Der Montblanc, die höchste Spitze des Alpengebirges und zugleich die höchste Erhebung des europäischen Kontinents, gehört den West-Alpen, und zwar dem Königreich Italien an. Etwa einen Längegrad westlich vom Monterosa und fast unter gleicher Breite mit demselben erhebt er noch 600 Fuß höher sein silberweißes Haupt bis zu 4810 Meter = 14,800 par. Fuß Meereshöhe. Die Montblancgruppe, nicht die ausgedehnteste aber die compacteste und großartigste in dem Riesenwall, der sich in einem Halbbogen vom Meerbusen von Genua bis an die Ufer der Donau hinzieht, besteht vorherrschend aus jenem Alpengranit, dem grüne Talkblättchen beigemischt sind, welche ihm die characteristische Färbung geben. Als Herr v. Saussure den Montblanc zuerst umwanderte und dann bestieg, glaubte er, vor dem ältesten Gebirge der Erde zu stehen und nannte diesen Gneis-Granit Protogyn, d. h. Erstgeborner.

Die aus granitischem Gestein aufgebauten Central-Stöcke der Alpen sind zugleich von höchster vertikaler Erhebung und mit den mächtigsten Firn- und Gletschermassen umgürtet; in ihnen concentrirt sich die wilde Pracht und erhabene Schönheit des Hochgebirges.

Vorgelagert sind ihnen Berge der Kalk- und Schiefer-Formation. So ist der Protogyn der Montblancgruppe von schwarzen Kalksteinen und Schiefern der unteren Juraformation eingefaßt

und nördlich vom Montblanc lagert sich die Kalksteinkette der Alpen des Chablais, nach dem Genfersee hin abfallend.

Die Montblancgruppe hat drei Zugänge. Von Süden her führt aus der Lombardei ein Weg in's Thal der Dora baltea über Aosta nach dem piemontesischen Städtchen Courmayeur in das wildromantische fast 11 Stunden lange Hochthal der Allée Blanche, mit wundervollen Blicken auf die Gletscherreihe des Südabhanges der Montblanckette. Die zweite Straße führt vom St. Gotthard oder von Mailand her über den Simplon in's Rhonethal (Wallis) nach Martigny, von dort südlich über den Col de Balme oder den Bergpaß der Tête noire. Der dritte bekannte und beliebteste Eingang führt von Genf in's Thal der Arve über Bonneville nach St. Martin und Sallenches. Dort erscheint in kolossaler Größe und schon ganz nahe, mächtig über die Vorberge in den blauen Aether aufragend, das blendend weiße Schneehaupt des „Monarchen", wie ihn die Thalleute genannt haben.

Schon wer dies Haupt von der Rhonebrücke in Genf, die „Montblancbrücke" genannt, erblickt, bleibt wie betroffen stehen — und welcher Mensch des 19. Jahrhunderts möchte dann nicht von Sehnsucht ergriffen werden, sich die Berg-Majestät, ihren Hof und Thron und ihr Schloß näher anzuschauen und trotz aller reizenden Schönheit des Leman weiter hinaufzudringen in die Bergwildniß des Savoyer Hochlandes!

In früherer Zeit und bis durch die ganze Hälfte des vorigen Jahrhunderts hindurch verspürte freilich Niemand etwas von solcher Sehnsucht; der Anblick von Schnee und Eis im warmen Sommer wirkte mehr abstoßend als anziehend; der ästhetische Sinn für die Wildniß des Hochgebirges war nicht erschlossen. Seit der Gründung der Benedictiner-Abtei (la Prieuré) durch den Genfer Grafen Aimon war das Hochthal von Chamouny — eingerahmt von der Montblancmasse im Süden und von den Aiguilles rouges („rothen Nadeln") im Norden, nur den Bewohnern der nächsten Umgebung bekannt und wenn die Nachbarn einmal eine Wallfahrt nach der Prieuré unternahmen, dann pflegten sie sich wohl zu rüsten, insbesondere auch mit Waffen zu versehen, denn die Bewohner des Chamouny-Thales standen im Ruf, es mit dem Leben und Eigenthum der Fremden nicht eben genau zu nehmen.

Die erschrecklichen Bergkolosse, Steintrümmer und Eisströme ringsum galten aber für so häßlich und „wüst", daß man sie les montagnes maudites (die verfluchten Berge) nannte, denen zu nahen nicht rathsam sei*). Auch fehlte es so sehr an gangbaren Wegen, daß es in der That wie eine heldenmüthige That oder vielmehr wie eine freiwillig übernommene Marter erschien, als der ehrwürdige Genfer Bischof Franz von Sales zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Fußreise nach Chamouny unternahm und glücklich ausführte. Diese Reise verbreitete weithin seinen Ruf und mag sogar das Ihre zu seiner späteren Heiligsprechung beigetragen haben.

Doch keinem gebildeten Menschen und insbesondere keinem Einwohner des schönen Genf kam der Gedanke in den Sinn, in die Fußstapfen des wanderlustigen Bischof's zu treten; für das große Reisepublikum blieb das Chamounythal ein ebenso unbekanntes als uninteressantes Land und erst im Jahre 1741 wagten zwei Engländer, die sich vor dem Abenteuer nicht fürchteten, eine Wanderung in diese fremdartige Gebirgseinöde. Es waren der Ritter Wyndham und der berühmte Reisende Pococke, welche in's obere Arvethal hinaufdrangen, und am Montanvert hinaufstiegen bis auf die mer de glace oder „das Eismeer" wie der obere Theil des glacier des bois oder „Holzgletscher" genannt wird. Um die Entdecker eines der großartigsten und schönsten Alpenthäler auf dem Erdenrund zu ehren, hat man ihre Namen in einen Felsen an der mer de glace eingehauen. Der Vorsicht halber hatten sie sich nicht nur selber gut bewaffnet, sondern auch einen Trupp wohlbewaffneter Diener mit sich genommen, welche Abends und Nachts vor den Zelten, die sie mitgebracht, Wachtfeuer unterhalten mußten, um die vermeintlichen Barbaren, welche die Abhänge des Montblanc bewohnen sollten, abzuschrecken.

Die Erzählung von den Naturwundern, die sie gesehen, regte wohl einige kühne englische Landsleute an, auch eine Reise in's Arvethal nach Chamouny zu unternehmen — sie übernachteten in dem gastfreundlichen Hause des Pfarrers — doch kam der Besuch

*) Noch heißt der zweithöchste Gipfel des Montblanc Mont Maudit. Seine Höhe beträgt 4771 Meter.

des Arvethales erst seit dem Jahr 1760 besonders durch die Schilderungen und Forschungen der genfer Naturforscher de Saussure, de Luc, Pictet und Bourrit in Gang.

In genanntem Jahr begab sich Hr. v. Saussure, nachdem er am Jura und in der Umgebung von Genf bereits mit Eifer Gebirgsstudien getrieben, allein und zu Fuß von Genf aus in das Thal von Chamouny. Seine Seele ward freudig erregt beim Anblick des Riesendomes und der scharfen und spitzen Granitnadeln an seinen Flanken, die aus ungeheuren Eis- und Firnmeeren hervorragten. Ein glühendes Verlangen ergriff ihn, auf den Gipfel des weißen Berges zu gelangen; allein das schien ihm wie Allen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. „Bei meinen ersten Ausflügen nach Chamouny in den Jahren 1860 und 1861 — erzählt er in seinen berühmten Voyages dans les Alpes*) — hatte ich in allen Kirchspielen des Thales bekannt machen lassen, Jedem eine ansehnliche Belohnung geben zu wollen, der einen gangbaren Weg zum Gipfel ausfindig machen würde. Ich wollte auch für die Tage zahlen, an welchen man vergebliche Versuche angestellt haben würden.

Doch alle diese Versprechungen hatten keinen Erfolg. Peter Simon, ein guter Bergsteiger, versuchte das eine Mal auf der Seite des Taculgletschers (auch glacier du géant „Riesengletscher" genannt, an der 10,323 Fuß hohen Aiguille du Tacul), das andere Mal auf der Seite des Buissons-Gletschers emporzuklimmen; er kam aber ganz entmuthigt zurück. Fünfzehn Jahre später (1775) versuchten vier kühne Führer aus Chamouny über den Berg La Côte, der einen mit dem Buissons-Gletscher fast parallel laufenden Grat bildet, zu gelangen und sich dem Gipfel zu nähern Sie überwanden die ersten Hindernisse und kamen dann in ein enges Schneethal, von dessen Wänden die Sonnenstrahlen dermaßen zurückgeworfen wurden, daß bei völliger Windstille eine erstickende Hitze entstand. Ermattet und erschöpft kehrten sie um.

Im Jahre 1783 machten drei andere Führer aus dem Thal

*) Tome IV. chap. 52. Histoire des tentations que l'on a faites pour parvenir à la cime du Mont-blanc.

abermals einen Versuch, auf demselben Wege — über La Côte — vorzudringen. Sie brachten die Nacht auf diesem Berge am Rande des Gletschers zu und setzten am anderen Morgen, wiederum bei sonnig heiterem Wetter, ihren Marsch fort. In ansehnlicher Höhe angelangt, klagte plötzlich der Rüstigste der drei über unwiderstehliche Schlafsucht. Er wünschte, daß die Beiden auch ohne ihn ihren Marsch fortsetzen möchten; doch diese wollten ihn nicht verlassen und meinten, er sei vom Sonnenstich getroffen. Sie verzichteten auf ihr Unternehmen und stiegen zusammen wieder nach Chamouny hinunter. Sobald sie in tiefere Luftschichten gelangten, hob sich die Uebelkeit und Schlafsucht von selber. Der eine dieser Führer sagte zu Saussure in allem Ernst, es sei ganz unnütz, auf den Montblanc Lebensmittel mitzunehmen, denn essen könne man doch nichts, und sollte er den Weg noch einmal wagen, so würde er nur einen Sonnenschirm und ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser mitnehmen! Wenn das Komische darin besteht, gewisse Vorstellungen verbinden zu sollen, die sich doch nicht gut zusammen reimen wollen, so stelle man sich, um das Gefühl des Komischen zu erzeugen, den kräftigen Gebirgssohn vor, wie er über die hohen Gletscher schreitet, den Parasol in der einen Hand, das Riechfläschchen in der anderen.

Trotz alledem versuchte der Naturforscher Bourrit aus Genf noch in demselben Jahr eine Besteigung. Er schlug auf dem Rücken von La Côte gleichfalls sein Nachtlager auf, wurde jedoch von einem Hochgewitter überfallen und mußte zurück.

Nun kam man von dem Gedanken ab, den Weg über La Côte zu nehmen. Unterdessen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß zwei Gemsjäger aus dem Dorfe Grüe über verschiedene Felsenkämme bis nahe an die Spitze vorgedrungen seien, ohne von der gefürchteten Hitze belästigt worden zu sein. Bourrit begab sich sogleich zu den beiden hin und noch am selben Abend brachen sie auf und erreichten in der Morgendämmerung den Fuß der Felsennadel, welche erklettert werden sollte. Bourrit und einer der Führer waren jedoch von Kälte und Anstrengung schon so matt geworden, daß sie zurückbleiben mußten, während die beiden andern bis an den Fuß der höchsten Spitze kamen, sie jedoch nicht zu erreichen vermochten, da eingestürzte Eismassen ihnen den Weg verlegten.

Der regnerische und kalte Sommer des Jahres 1785 schreckte von einer Montblancfahrt zurück, doch als sich der Herbst besser anließ, rüstete Bourrit sich zu einer dritten Expedition, auf der ihn sein Sohn und Saussure begleiten wollten. Herr Bourrit hatte die glückliche Idee, zwei Tage vor dem Abmarsch drei Männer von Chamouny vorauszuschicken, welche am Fuße der Aiguille du Gouté eine Hütte aus Backsteinen erbauen mußten. Die Auffahrt begann am 12. September 1785 vom Dorfe Bionassay aus, um 8 Uhr Vormittags, es waren zusammen 16 Mann. Sie erreichten die Hütte schon um $1^1/_2$ Uhr. Die Naturforscher hatten Muße genug, Beobachtungen anzustellen, da man hier übernachten wollte. Zwei der Führer stiegen aufwärts, um den besten Zugang zu der Nadel zu erkunden. Die Hütte stand 5400 Fuß über der Thalsohle; der Blick nach Chamouny hinab und in die Gebirgswelt hinauf, der heitere Abend und schöne Sonnenuntergang — Alles stimmte heiter und hoffnungsvoll. In der Nacht wurde ein Feuer angezündet und unterhalten; doch blieb die Luft mild und nur gegen Sonnenaufgang ward es kalt. Als die Morgensuppe verzehrt war, begann der Angriff der Nadel. Sie fällt auf allen Seiten sehr steil ab und die Vertiefungen in den Felswänden sind mit Eis und Schnee gefüllt. Solche Runsen oder couloirs, wie sie in der Landessprache heißen, sind sehr gefährlich zu überschreiten. Vorweg mußte man über einen Gletscher gehen, um an den Fuß der Nadel zu gelangen; dann führte der Weg über ein steiles couloir. Um sich vor dem Fallen und Ausgleiten zu schützen, nahmen je zwei Führer das Ende eines langen Alpenstockes fest haltend, einen der Herren in die Mitte, der sich auf den Stock stützen konnte und an demselben eine mit ihm sich fortbewegende Barrière hatte. Der Felsgrat, den man erreichte, war so steil, daß der Fuß des vorangehenden Führers immer gerade über dem Kopfe des ihm nachfolgenden Wanderers stand. Das Aufsteigen ward noch mehr erschwert durch den vor zwei Tagen frisch gefallenen Schnee, der die glatten Eisflächen maskirte. Es waren schon 5 Stunden verflossen und noch hatte man den Gipfel der Aiguille du Gouté nicht erreicht. Die Hänge wurden immer steiler, der frisch gefallene Schnee häufte sich und Peter Balmat, der vor Herrn von Saussure ging, gebot Halt, da er erst recognosciren müsse, ob

weiter oben fortzukommen sei. Nach einer Stunde kehrte er zurück mit der Nachricht, die Felsspitze sei nicht zu erreichen, der lockere Schnee sei anderthalb Fuß tief!

Auf ein weiteres Vordringen mußte Verzicht geleistet werden; die erklommene Höhe bestimmte Saussure barometrisch auf 11,442 par. Fuß. Er war überzeugt, daß eine Erklimmung des Gipfels wohl noch gelingen werde; doch müsse es ein Jahr sein, in welchem wenig Schnee fiele.

Noch einmal thaten sich im Juni des Jahres sechs Thalbewohner zusammen, um auf der Westseite des Montblancgipfels den ihm nahe stehenden Dôme du Gouté zu erreichen und von dort aus den Gipfel zu gewinnen. Doch auch hier stellten sich ihnen unüberwindliche Hindernisse entgegen; der Raum zwischen beiden Kuppen war durch breite Gletscherspalten zerrissen und der Grat so scharf, daß Niemand ihn zu überschreiten wagte. Da faßte ein muthiger, federharter, gewandter Chamounyard, Jacques Balmat, als Gemsjäger mit allen Schrecknissen des Hochgebirges wohl vertraut und mit feinem Ortssinn begabt, den Entschluß, es koste was es wolle, das Haupt des Monarchen zu erreichen. Seine Gefährten bemühten sich vergebens, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Auf sich allein angewiesen und seiner Kraft vertrauend, ohne Leiter und Seile, drang er, kriechend und rutschend, über die Eisschründe und vergletscherten Firnkanten fort, während die Andern nach Chamouny zurückkehrten. Nach unbeschreiblichen Anstrengungen mußte sich aber auch der kühne Balmat überzeugen, daß es unmöglich sei von dieser Seite die Montblanckuppe zu gewinnen. Er mußte sich, zum Theil rückwärts kriechend, über den gefährlichen Eiskamm wieder zurückziehen und entschloß sich, auf das 12,300 Fuß hohe „große Plateau" hinabzusteigen, um dort die Nacht zuzubringen und am folgenden Morgen einen neuen Angriff auf die Spitze des Gewaltigen zu unternehmen.

Um auf der Schneefläche nicht zu erfrieren, durfte er sich gar nicht setzen, geschweige niederlegen; er unternahm allerlei „lächerliche" (wie er selber nachher erzählte) gymnastische Uebungen, um seine Glieder geschmeidig zu erhalten. Aber damit erschöpfte er auch seine Kraft und obwohl er mit Tagesanbruch noch einmal vorrückte, gelang es ihm doch nicht, die höchste Spitze zu erklim-

men, doch von der Zugänglichkeit derselben hatte er sich überzeugt. Er mußte sich zum Rückzuge entschließen, nahm sich aber noch im schwierigen gefahrvollen Herabsteigen fest vor, den von ihm über das große Plateau eingeschlagenen und entdeckten Weg zu beendigen, sobald das Wetter günstig sei.

Unverletzt kehrte er zu den Seinigen zurück, aber auch völlig erschöpft. Er sank auf's Krankenlager und dem Dr. Paccard, der ihn behandelte, vertraute er sein Geheimniß des entdeckten Weges an mit dem Versprechen, er wolle ihn, wenn er wiederhergestellt sei, selber auf den Gipfel des Montblanc führen. Dr. Paccard war hoch erfreut, das langersehnte Ziel unter den Ersten erreichen zu können. Am Nachmittag des 7. August 1786 verließen die beiden Männer die Prieuré von Chamouny, vor Einbruch der Nacht erreichten sie die Höhe des Berges La Côte und übernachteten in der von Bourrit erbauten noch wohl erhaltenen Hütte. Das Wetter war günstig. Am 8. August mit Tagesanbruch setzten sie ihren Marsch fort und kamen um $6^1/_2$ Abends wirklich auf dem domartig gerundeten Gipfel des Montblanc an. Ein halbe Stunde verweilten sie oben, dann stiegen sie mit Lebensgefahr aber ohne zu stürzen von der luftigen Höhe herab, vom hellem Mondschein begünstigt und um 9 Uhr Morgens am folgenden Tage des 9. August trafen sie wieder in der Prieuré ein. Ihre Gesichter waren geschwollen und tief geröthet; Dr. Paccard war schneeblind geworden und konnte erst nach einigen Tagen wieder ordentlich sehen. Ihre Ankunft auf dem Gipfel des Montblanc hatte man von Chamouny aus mit dem Fernrohr gesehen.

Es war eine Heldenthat, welche die beiden Männer vollbracht und schnell und weithin verbreitete sich ihr Ruf. Jacques Balmat wurde so zu sagen geadelt, denn er erhielt vom König von Sardinien den Beinamen Balmat „Montblanc," auf welchen seine Nachkommen noch stolz sind. Ein Alpenfreund und Naturforscher in Sachsen, Herr von Gersdorf, war so bewegt von der Kühnheit und Ausdauer des Chamounyarden, daß er ihm 17 Friedrichsdor (damals eine ansehnlichere Summe als jetzt) als Ehrengabe übersandte, die er für ihn gesammelt hatte.

Man kann sich denken, daß es nun auch Herrn v. Saussure keine Ruhe mehr ließ; er gedachte, seine längst geplante Ersteigung des

Montblanc noch in demselben Jahre auszuführen, allein die ungünstige Witterung hinderte ihn daran. Das nächste Jahr sollte und mußte sie aber unternommen werden. Im schönen Monat Juli traf er in Chamouny ein — doch wiederum wechselte das Wetter und er mußte volle vier Wochen sich gedulden, bis die Führer erklärten, nun sei der Zeitpunkt günstig. Ich gebe nun seinen eigenen kurz zusammengefaßten Bericht,*) den er bald nach seiner epochemachenden Bergfahrt veröffentlichte, indem ich die Hauptergebnisse seiner Beobachtungen gleich in die Erzählung einschalte.

2. Ersteigung des Montblanc durch Benedict von Saussure, am 1. und 2. August 1787.

Verschiedene periodische Schriften haben dem Publikum bekannt gegeben, daß im Augustmonat des vergangenen Jahres zwei Einwohner von Chamouny, Hr. Paccard, Doctor der Medicin, und der Führer Jakob Balmat, auf die Montblanckuppe gelangten, die man bis dahin für unzugänglich gehalten.

Ich erfuhr es schon am folgenden Tage und reiste sofort ab, um in ihre Fußstapfen zu treten. Aber das eintretende Regen- und Schneewetter zwang mich, für dies Jahr darauf zu verzichten. Ich gab dem Jakob Balmat die Weisung, vom Anfang Juni (des nächsten Jahres) ab das Gebirge zu besteigen und mir Nachricht zu geben, sobald der Schnee vom vorigen Jahre das Aufsteigen ermöglichen würde. Inzwischen reiste ich in die Provence, um an der Meeresküste Beobachtungen anzustellen, die zur Vergleichung mit den auf der Spitze des Montblanc anzustellenden dienen konnten.

Jakob Balmat machte im Monat Juni zwei vergebliche Versuche, meldete mir jedoch, daß er nicht daran zweifle, in den ersten Tagen des Juli den Weg brauchbar zu finden. Am 5. Juli war er richtig mit zwei anderen Führern, Joh. Michel Cachat und Alexis Tournier auf den Gipfel gekommen. Es regnete, als ich

*) Relation abrégée d'un voyage à la cime du Montblanc en Août 1787. Par H. B. De Sassuure (Genève, Barde, Manget et Comp.)

in Chamouny anlangte; aber ich war entschlossen, lieber bis zu Ende der Jahreszeit zu warten, als den günstigen Augenblick zu verpassen.

Endlich kam er, der ersehnte Zeitpunkt und ich setzte mich am 1. August (1787) in Marsch, begleitet von einem Diener und 18 Führern, die meine physikalischen Instrumente und alles Gepäck trugen, dessen ich bedurfte. Der Hauptführer war natürlich Jacques Balmat du Montblanc. Mein ältester Sohn brannte vor Verlangen, mich zu begleiten; ich hielt ihn jedoch nicht für stark genug und an solche Gewaltmärsche zu wenig gewöhnt. So mußte er Verzicht leisten. Er blieb in der Prieuré, wo er mit vieler Sorgfalt die Beobachtungen anstellte, welche mit den meinigen auf der Höhe des Berges correspondirten.

Obwohl die Entfernung von der Prieuré bis zur Montblanckuppe in gerader Linie nicht mehr denn $2^1/_4$ Lieues (Wegstunden) beträgt, werden doch 18 Stunden erfordert, um hinauf zu kommen, wegen der Schwierigkeit des Weges, der zu machenden Umwege und weil man ungefähr 1920 Toisen = 11,520 Fuß aufwärts steigen muß.

Um in der Wahl meines Nachtlagers volle Freiheit zu behaltten, ließ ich ein Zelt mitnehmen, das am ersten Abend auf dem Gipfel vom La Côte-Gebirge, der von der Prieuré gerade südlich liegt und 779 Toisen = 4674 Fuß über dem Dorfe, aufgeschlagen wurde. Die kleine Reise war mühe- und gefahrlos, denn man steigt fortwährend über Rasen und Fels aufwärts und kann den Weg in 5 bis 6 Stunden zurücklegen. Doch weiter hinauf bis zum Gipfel hat man fortwährend über Eis und Schnee zu gehen.

Der zweite Tagemarsch ist viel beschwerlicher. Man muß zuvörderst den Gletscher von La Côte überschreiten, um den Fuß einer kleinen Felskette zu gewinnen, die aus den Schneefeldern des Montblanc hervorschaut. Dieser Gletscher ist schwierig und gefährlich zu begehen, weil er von breiten, tiefen und unregelmäßigen Schründen durchschnitten ist, über welche man oft nur auf Schneebrücken gelangen kann, die mitunter sehr dünn sich über tiefen Abgründen wölben. Einer meiner Führer wäre beinahe in einer solchen Spalte umgekommen. Um den Weg zu erkunden war er am Abend zuvor mit zwei Begleitern vorausgegangen. Zum Glück

hatten sie die Vorsicht gebraucht, sich durch ein Seil zu verbinden; eben als er eine solche Schneebrücke überschritt, brach diese zusammen und er hing über einem tiefen Abgrunde, gehalten von seinen Kameraden. Wir kamen ganz nahe bei der Oeffnung vorbei, die sich unter ihm gebildet hatte und es schauderte mich beim Anblicke der Gefahr, der er entronnen war. Die Ueberschreitung des Gletschers erforderte wegen der vielen Biegungen, die wir machen mußten, viel Zeit, so daß wir vom La Côte-Gipfel bis an den Fuß des isolirten Felsgrates 3 volle Stunden brauchten, obwohl die Entfernung in gerader Linie nur eine Viertelstunde beträgt.

Nachdem wir die Felsen erreicht hatten, entfernten wir uns wieder davon, um in Schlangenlinie in einem Schneethale aufzusteigen, das sich von Nord nach Süd bis an den Fuß des höchsten Gipfels hinanzieht. Die Firnfelder sind ab und zu von ungeheuren Schründen durchfurcht, deren Durchschnitt die horizontalen Schneelagen zeigt, wie sie in den einzelnen Jahrgängen sich gebildet. Wie breit oder schmal auch die Spalten sein mögen, man kann nirgends bis auf den Grund sehen.

Meine Führer wünschten, daß wir unser Nachtlager an einem der Felsen aufschlagen möchten, denen man auf dem Emporstieg begegnet; allein da die höchsten doch noch 600 bis 700 Toisen unter der Spitze des Montblanc lagen, so wollte ich noch etwas höher steigen. Freilich mußten wir nun mitten im Schnee campiren und dazu meine Gefährten zu bestimmen, war nicht ganz leicht. Sie bildeten sich ein, daß auf dem Hochfirn während der Nacht eine geradezu unerträgliche Kälte herrsche und fürchteten in allem Ernst, da zu erfrieren. Endlich faßte ich mich kurz und erklärte ihnen, daß ich fest entschlossen sei, hinaufzusteigen und zwar mit denen unter ihnen, auf die ich mich verlassen könne. Wir würden uns tief in den Schnee eingraben, die Aushöhlung mit dem Zeltdache überdecken, ganz nahe aneinander rücken und so jeder Kälte Trotz bieten, wie grimmig sie auch sei. Dieses Arrangement beruhigte sie und wir wanderten weiter.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir das zweite von den drei großen Schnee-Plateaux, die wir zu überschreiten hatten. Und dort in einer Höhe von 8730 Fuß über Chamouny und von 11,970 Fuß über dem Meer hielten wir Rast. Wir gingen nicht bis auf

das letzte Plateau, weil man dort den Lawinen ausgesetzt ist, und das erste Plateau, das wir schon überschritten hatten, ist auch nicht frei davon. Wir mußten über zwei Lawinen klettern, die seit der letzten Reise Balmat's herabgekommen waren und deren Trümmer das Thal in seiner geringen Breite bedeckten.

Meine Leute begannen zuvörderst den Platz auszugraben, auf welchem wir die Nacht hinbringen sollten; aber sie merkten gar bald, daß es ihnen an Luft fehlte. Das Barometer stand nur 17 Zoll 10 Linien. Diese kräftigen Männer, für welche ein Marsch von 7 bis 8 Stunden so viel wie nichts ist, hatten kaum fünf bis sechs Schaufeln voll Schnee fortgeschafft, als sie schon wieder einhalten und Athem schöpfen mußten. Einer von ihnen, der zurückgegangen war, um in einem Fäßchen Wasser zu holen, das wir in einer Spalte bemerkt hatten, fühlte sich plötzlich so unwohl, daß er ohne Wasser zurückkam und den Abend unter peinlichster Herzbeklemmung zubrachte. Ich selbst, der ich doch an die Gebirgsluft so sehr gewöhnt bin und mich darin am wohlsten fühle, wohler als in der dicken Luft der Tiefebene, fühlte mich beim Beobachten der meteorologischen Instrumente gänzlich abgespannt. Wir verspürten alle einen brennenden Durst und konnten uns doch auf keine andere Weise Wasser verschaffen, als durch Schmelzen des Schnee's. Denn wenn auch Jemand nach dem Wasser zurückgegangen wäre, das wir unterwegs bemerkt hatten, so würde er es in der späten Abendstunde zu Eis erstarrt gefunden haben. Die kleine Kohlenpfanne, die ich hatte mitnehmen lassen, konnte zwanzig durstigen Seelen nur sehr langsam zu Hülfe kommen.

Von der Mitte dieser Hochfläche, die im Süden von der Montblanckuppe, im Osten von hohen Felsbänken, im Westen vom Dome du Gouté eingeschlossen wird, sieht man fast nichts als Schneefelder, von blendender Weiße und Reinheit, auf ihren Hochkanten den schärfsten Gegensatz zum dunkelblauen, fast schwarzen Himmel bildend. Man gewahrt da kein lebendes Wesen, keine Spur von Pflanzenwuchs: es ist hier die Residenz der Kälte und des Schweigens. Als ich mir den Doctor Paccard und Jakob Balmat vorstellte, wie sie als die ersten in diese Einöden traten, bei Anbruch der Nacht, ohne eine Zufluchtsstätte, ohne Unterstützung, selbst ohne die Gewißheit, ob Menschen in diesen Re-

gionen zu existiren im Stande seien und wie sie dennoch unerschrocken ihren Weg fortsetzten: da bewunderte ich die Stärke ihres Geistes und Gemüths.

Meine stets von der Furcht vor dem Erfrieren geängstigten Führer schlossen so ängstlich genau alle Oeffnungen unseres Zeltes, daß ich von der Wärme und der durch unsere Athmung verdorbenen Luft zu leiden hatte und mich genöthigt sah, hinauszugehen in die frische Nachtluft, um Athem zu schöpfen. Der Mond schien mit hellstem Licht von einem fast ebenholz-schwarzen Himmel herab; Jupiter stieg hinter dem höchsten Gipfel östlich vom Montblanc in strahlendem Glanze auf und das von dem großen Schneebecken zurückgeworfene Licht war so blendend, daß man am Himmel nur die Sterne erster und zweiter Größe unterscheiden konnte. Kaum war es uns gelungen, einzuschlafen, als wir von dem Donner einer großen Lawine geweckt wurden, welche einen Theil des Abhanges überschüttete, den wir am folgenden Tage erklettern sollten. Bei Anbruch des Tages stand die Quecksilbersäule unseres Thermometers (Réaumur) 3 Grad unter Null.

Wir brachen spät auf, weil erst für das Frühstück und die Weiterreise Schnee geschmolzen werden mußte; er war kaum zu Wasser geworden, so wurde er auch getrunken und meine Leute, welche gewissenhaft den Wein respectirten, den ich hatte mitnehmen lassen, bestahlen mich doch fortwährend an meinem Wasservorrath.

Wir begannen das dritte und letzte Plateau hinaufzusteigen, dann hielten wir uns links, um auf den höchsten Grat im Osten von der Spitze zu gelangen. Der Abhang ist außerordentlich steil, stellenweis 39 Grad;*) er führt überall in Abgründe und dazu war der Schnee so hart gefroren, daß wir, um festen Tritt zu bekommen, Stufen einhauen mußten. Wir brauchten zwei Stunden, um diesen 1500 Fuß hohen Abhang zu erklettern.

Nachdem wir beim letzten Felsen angelangt waren, nahmen wir unsere Richtung wieder rechts nach Westen, um den letzten Abhang zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe ungefähr 900 Fuß beträgt. Dieses Gehänge ist nur 28—29 Grad geneigt und bietet

*) Im Vergleich mit den steilen Wänden des Piz Linard, des Matterhorns und Schreckhorns, die man in unserem Jahrhundert überwunden hat, ist diese Neigung eine mäßige.

keine Schwierigkeit; aber die Luft ist hier bereits so dünn, daß sich die Kräfte sehr bald erschöpfen. Nahe am Gipfel konnte ich nur 15—16 Schritte machen und mußte dann Athem schöpfen; ja, ich bekam hin und wieder Anwandlungen von Ohnmacht, die mich zum Niedersitzen zwangen. Doch sobald die Athmung sich wieder herstellte, fühlte ich auch die Rückkehr meiner Kraft und indem ich mich wieder in Marsch setzte, meinte ich in einem Zuge den Gipfel des Berges erreichen zu können. Alle meine Leute waren, nach Maaßgabe ihrer Rüstigkeit, in derselben Lage. Wir brauchten zwei Stunden vom letzten Felsen bis zur Kuppe, und es war 11 Uhr, als wir auf derselben anlangten.

Meine ersten Blicke waren nach Chamouny gerichtet, wo ich meine Frau und meine beiden Schwestern wußte, ihr Auge auf das Fernrohr geheftet und alle meine Schritte mit einer gewiß zu großen Aengstlichkeit begleitend, die aber doch nicht minder peinigend war. Es ergriff mich ein unendlich erquickendes und tröstliches Gefühl, als ich die Fahne flattern sah, die sie mir versprochen hatten in dem Momente aufzuziehen, wo sie mich auf dem Gipfel anlangen sehen würden.

Nun konnte ich unbekümmert das große Schauspiel genießen, das sich vor meinen Augen ausbreitete. Ein leichter Dunst in den tieferen Luftschichten raubte mir freilich den Anblick der am tiefsten und entferntesten gelegenen Gegenstände, also der Ebenen Frankreich's und der Lombardei; doch ich bedauerte diesen Verlust nicht allzusehr in Anbetracht dessen, das ich wirklich sah. Und was ich in vollkommener Klarheit anzuschauen das Glück hatte, das war das Miteinander aller der Hochgipfel, nach deren Bekanntschaft ich so lange mich gesehnt hatte. Ich wollte zuerst meinen Augen nicht trauen, es erschien mir wie ein Traum, als ich zu meinem Fuße diese hocherhobenen majestätischen Gipfel, diese schrecklichen Nadeln: die Aiquille du Midi, d'Argentières, du Géant — erblickte, an deren Fuß zu gelangen mir schon so schwierig und gefährlich geworden war. Ich erfaßte ihre Verhältnisse, ihre Verbindung, ihren Aufbau und ein einziger Blick löste Zweifel, welche jahrelange Arbeit nicht zu beseitigen vermochte.

Unterdessen hatten meine Führer das Zelt aufgeschlagen und richteten unter demselben den kleinen Tisch zu, auf dem ich meine

Experimente über das Sieden des Wassers anstellen wollte. Doch als ich mich anschickte, mit meinen Instrumenten zu handtieren, mußte ich jeden Augenblick meine Arbeit unterbrechen, um wieder Athem zu schöpfen. Wenn man erwägt, daß die Quecksilbersäule des Barometers nur auf 16 Zoll 1 Linie stand, also die Luft nur die Hälfte ihrer gewöhnlichen Dichtigkeit hatte, so wird man's begreiflich finden, daß die Lungen mit öfteren Athemzügen nachhelfen mußten. Diese ihre Arbeit beschleunigte auch den Blutumlauf und die Arterien hatten am Druck der äußeren Luft kein Gegengewicht mehr. Wir waren Alle so zu sagen im Fieber und selbst nach 4 Stunden unseres Aufenthaltes auf dem Gipfel machte mein Puls noch 100 Schläge in der Minute, der von Peter Balmat 98, der von meinem Diener 112, während ihre Pulsschläge in der Tiefe 49 (P. Balmat) 60 (mein Diener) und 72 der meinige betrugen.

Wenn ich mich ganz ruhig verhielt, verspürte ich kein Unwohlsein, mit Ausnahme von etwas Herzbeklemmung, sobald ich mich aber anstrengte und meine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand heftete, oder mich bückend meine Brust zusammenpreßte, mußte ich mich erst eine Weile ausruhen und wieder Athem gewinnen. Meine Führer machten die nämliche Erfahrung. Keiner verspürte Eßlust und unsere Lebensmittel, die unterwegs gefroren waren, reizten auch wenig unsern Appetit. Nach Wein und Branntwein verlangten sie gar nicht; hatten sie doch bereits erfahren, daß die starken Getränke, weil sie den Blutumlauf beschleunigen, auch das Uebelbefinden steigern. Nur das frische, aus dem Schnee gewonnene Wasser bekam Allen ganz wohl.

Nach dem von mir angestellten Versuche kam das Wasser bei $68{,}_{993}$ Grad Hitze zum Sieden, während es am Meeresufer mit demselben Apparat 81 Grad (R) brauchte.

Das Thermometer, 4 Fuß über dem Boden aufgehängt, zeigte im Schatten des Stockes, an dem es hing, um 12 Uhr Mittags $-\ 2{,}_3{}^0$, in der Sonne $-\ 1^0$ (1 Grad unter dem Gefrierpunkt). Um 3 Uhr Nachmittags in der Sonne $-\ 1{,}_3{}^0$, im Schatten $-\ 2{,}_5{}^0$, während an demselben Tage die Temperatur in Genf über 22 Grad Wärme betrug, nämlich $22{,}_6{}^0$.

Die Barometerberechnungen ergaben für den Montblancgipfel eine Höhe von 2450 Toisen = 14,700 par. Fuß*).

Das Hygrometer zeigte die Luft auf dem Montblanc sechsfach trockener als die von Genf.

Um die Farbe des Himmels zu bestimmen, hatte ich verschiedene Papierstreifen gefärbt und zwar mit Azurblau von 16 Nüancen. Die dunkelste hatte ich mit Nr. 1 bezeichnet bis zu der möglichst blassen Nr. 16. Auf jedem Papier hatte ich drei ganz gleich gefärbte Vierecke angebracht; davon überließ ich je eins Herrn Senebier in Genf, das andere meinem Sohne in Chamouny. Der Vergleich zeigte, daß am 31. August um Mittag zu Genf die Färbung des Himmels die von Nr. 7, zu Chamouny die von Nr. 5, die des Montblanc zwischen Nr. 1 und 2, also nahezu die allertiefste war.

Vom Thierleben bemerkten wir nichts, als beim Hinaufsteigen zwei Schmetterlinge, eine graue Phaläne (Nachtschmetterling) und einen Tagfalter, ich glaube es war ein Myrtil; er überflog den äußersten Abhang des Montblanc etwa 600 Fuß unter dem Gipfel. Sie waren wohl beide durch Winde hinaufgeführt worden.

Die Kuppe des Montblanc bietet keine Ebene, sie ist der verlängerte auf dem höchsten Punkte fast ebene Grat. Nach Süden ist der Abhang sehr sanft, etwa 15 bis 20 Grad; nach Norden 45 bis 50 Grad, also ziemlich steil. Dieser Grat ist sehr schmal und auf seiner Spitze fast schneidend, so daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen können; aber er rundet sich nach der Ostseite hin ab, während er nach Westen hin ein vorspringendes Dach bildet, das gegen Norden abfällt. Der ganze Gipfel ist mit Schnee bedeckt und der nackte Fels springt nicht hervor. Der Schnee ist schieferig, fest, an einzelnen Stellen mit Glatteis überzogen; nicht ohne Mühe stößt man den Stock hinein. Die Abhänge des Gipfels sind mit einer Kruste gefrorenen Schnee's bedeckt, die unter den Füßen leicht bricht.

Oestlich vom Gipfel stehen ganz nahe beieinander zwei kleine Felsen, beide Granit, wie alles Gestein des Montblanc. Der

*) Die neuen Messungen haben etwas mehr ergeben: 14,773 Fuß und 14,307 Fuß. Nach Dr. Pitschner's Angaben liegt der Montblanc 14,808 par. Fuß über dem Mittelmeer und 11,594 Fuß über dem Thal von Chamouny.

größere von beiden mußte vor Kurzem vom Blitze getroffen sein, denn wir fanden seine Trümmer nach allen Seiten hin auf dem frischen Schnee zerstreut.

Ich blieb auf dem Gipfel bis $3^1/_2$ Uhr und obwohl ich keinen Augenblick verloren hatte, konnte ich doch die $4^1/_2$ Stunden meines Aufenthalts nicht so ausnutzen, wie ich es am Meeresufer im Stande gewesen war. Von meinen Untersuchungen brachte ich nur die zu Ende, welche mir die wichtigsten schienen.

Der Abstieg ging viel leichter von Statten, als ich gehofft hatte. Da die Bewegung, welche man beim Hinabsteigen macht, nicht das Zwerchfell zusammendrückt, wird auch die Athmung nicht beengt und man braucht nicht alle Augenblicke Luft zu schöpfen. Dennoch war das Herabklettern auf das erste Plateau zuerst mühsam und die Sonne brannte dermaßen auf die Schneegründe zu unseren Füßen, daß wir den Kopf gut verwahren mußten, um nicht darunter zu leiden. Das Nachtlager wurde wieder auf dem Schnee gehalten, doch dies Mal 1200 Fuß tiefer, als in voriger Nacht. In dem Felsen, an welchem wir unser Zelt aufschlugen, hatte sich ein Rasen von blühender Silene acaulis (Zwerg-Silene — nelkenartig) entwickelt, die höchst hinaufsteigende Blüthenpflanze, die ich am Montblanc traf; die Meereshöhe betrug nämlich 10,680 Fuß.

Ich konnte mich nun überzeugen, daß es nur die Verdünnung der Luft war, welche unser Wohlbefinden störte; denn wäre unsere Unpäßlichkeit bloß von der Anstrengung des Steigens herbeigeführt worden, so hätten wir jetzt, da wir von der langen und mühsamen Arbeit des Herabkletterns noch viel müder waren, auch kränker sein müssen. Im Gegentheil aber verzehrten wir unser Abendbrod mit gutem Appetit und ich konnte meine Beobachtungen ohne das geringste Unwohlsein ausführen. Ich glaube sogar, daß die Grenzlinie, über welcher dieses Unwohlsein beginnt, für jeden Einzelnen scharf bestimmt ist. Ich befinde mich noch ganz wohl bei 11,400 Fuß Meereshöhe; sobald ich jedoch höher steige, treten die körperlichen Beschwerden ein.*)

*) Sauſſure hat hier doch wohl übersehen, daß auch für jedes Individuum die körperliche Disposition zu verschiedenen Zeiten verschieden ist, wie auch die Spannung und Beschaffenheit der Luft derselben Höhen wechselt.

Am folgenden Tage fanden wir den Gletscher von la Côte durch die Hitze der beiden vergangenen Tage sehr in Unordnung gebracht und das Hinabsteigen war viel schwieriger als das Hinaufgehen. Um einer breiten Spalte, die sich erst während unserer Reise gebildet hatte, auszuweichen, waren wir genöthigt, einen Schneeabhang von 50 Grad Neigung hinabzurutschen. Endlich um $9^1/_2$ Uhr, gelangten wir auf den Bergrücken von la Côte, sehr zufrieden uns nun auf einem Boden zu befinden, der unter unsern Füßen nicht einsank.

Dort traf ich Herrn Bourrit, der einige meiner Führer sogleich in Dienst nehmen wollte, um mit ihnen auf der Stelle nach dem Gipfel zurückzukehren; allein sie fühlten sich zu sehr angegriffen und verlangten erst nach Chamouny zurückzukehren, um sich dort auszuruhen. So stiegen wir denn alle vergnügt zur Prieuré hinunter, wo wir zum Mittagessen anlangten. Ich hatte die Freude, alle meine Leute gesund und wohl zurückzubringen; Gesicht und Augen hatten nicht gelitten, da wir sie mit schwarzem Krepp geschützt hatten. Diese Vorsicht hatte uns vor dem Schicksal der ersten Besteiger bewahrt, die halb blind, mit verbranntem und aufgesprungenem Gesicht zurückgekehrt waren. — —

In Chamouny wurden bei der glücklichen Rückkehr der Karawane die Glocken des Kirchspiels geläutet und auch ein kirchliches Dankfest gefeiert, hatte doch der Himmel ein Werk gesegnet, an welchem menschliche Kraft und Geschicklichkeit scheitern konnte. Es feierten aber nicht blos menschlicher Muth und fester Wille, menschliche Ausdauer und Beharrlichkeit einen Triumph, auch die Wissenschaft hatte einen ihrer schönsten Siege erfochten, sie hatte in der Person Saussure's das Chamounythal und den Montblanc erobert

Ist die Luft mit Elektricität gesättigt, namentlich vor Ausbruch eines Gewitters, dann tritt auch die Abspannung schneller und stärker ein. Nach Saussure sind die Montblancbesteigungen populär geworden und viele haben sie ohne alle Uebelkeit und körperliches Mißbehagen vollbracht. Früher fabelte man, daß wenn man höher als 10,000 Fuß aufsteige, das Blut aus Nase, Mund und Ohren dringe in Folge des geringen Luftdruckes. Jetzt weiß man, daß selbst das Nasenbluten eine Seltenheit ist. Aber Andrang des Blutes nach dem Kopfe findet in der verdünnten Luft allerdings Statt und erzeugt nicht selten eine große Schläfrigkeit.

und ein Ideal für alle künftigen Bergfahrten aufgestellt, dem die besten Naturforscher nacheiferten. Die Geologie hat ihre Heimath in den Bergen.

Für das arme Chamounythal wurde die Saussure'sche Expedition, von der man in der ganzen gebildeten Welt erzählte, das größte Ereigniß, denn das Hochthal wurde fortan der Magnet für zahllose Reisende, die seine Wunder mit eigenen Augen sehen wollten.

Jetzt ist eine Montblancfahrt durchaus nichts Seltenes und Außerordentliches mehr; alljährlich werden mehrere, besonders von Engländern unternommen. Auch Damen scheuen die Besteigung nicht. Man übernachtet gewöhnlich auf den Grands Mulets, einer Felseninsel im Bossons-Gletscher, wo zwei Hütten errichtet sind, deren eine, aus Stein sehr fest gebaut, eine Herren-, Damen- und Dienerstube hat, mit Küchen und Oefen, mit Matratzenbetten und Lebensmitteln wohl versehen ist und sich „Hôtel des Grands Mulets" nennt. Trotz aller Bequemlichkeit und aller Hülfsmittel, welche man dem Reisenden bietet — das Bergsteigen ist zu einer Kunst geworden, die sich mit jedem Jahre vervollkommnet — läßt sich die wilde Alpennatur nicht zähmen und an Unglücksfällen hat es bis auf die neueste Zeit nicht gefehlt. Im Herbst des Jahres 1870 zog eine Gesellschaft von 11 Personen aus Chamouny auf den Montblanc, sie wurden vielleicht von einer Eis- oder Schneelawine überschüttet und Keiner kehrte wieder.

3. Dr. W. Pitschner's Montblanc-Besteigung am 1. und 2. August 1859.

Dr. Wilhelm Pitschner, von Geburt ein Norddeutscher (Preuße), Privat-Dozent an der Akademie zu Genf, unternahm mit dem naturwissenschaftlichen Zweck, mikroskopische Untersuchungen über das kleinste Pflanzen- und Thierleben anzustellen, am 31. Juli und die folgenden Tage eine Montblancfahrt, die er in dem bald darauf von ihm verfaßten und mit einem Atlas versehenen Werke: Der Montblanc. Darstellung der Besteigung desselben ꝛc. ꝛc. 2. Auflage (Genf, 1864) schilderte.

Nachdem er 14 Tage lang auf die Gunst des Wetters gewartet hatte, wurde am Donnerstag Abend (28. Juli) der Abmarsch für

den Morgen des folgenden Tages bestimmt. August Balmat, der Enkel des berühmten Jakob, sollte ihn führen. Dieser hatte in der Nacht vom 28. zum 29. Juli vorsichtig den Gipfel des Berges und die umliegenden Schneefelder beobachtet und war zu dem Schluß gekommen, daß trotz des heiteren Himmels eine Auffahrt noch nicht zu wagen sei, weil ein großes Schneegestöber auf dem Gipfel und dem großen Plateau in der Nacht und am Morgen gewüthet habe und noch fortdauere. „Der Montblanc raucht seine Pfeife," so bezeichnete er die Erscheinung, und Dr. Pitschner selber konnte durch's Fernrohr sich überzeugen, wie die stoßweise gehobenen Schneemassen wolkenartig fortgeschleudert wurden. Aber noch im Lauf desselben Tages beruhigte sich der Berg. Die Führer sagten, nun habe der Montblanc seine Pfeife ausgeraucht und sei in guter Laune. Es wäre nun kein Hinderniß mehr vorhanden gewesen, am folgenden Sonnabend die Besteigung zu beginnen, wenn nicht eine abergläubische Meinung eines der Führer von dem Unternehmen für diesen Tag abgeschreckt hätte.

So nahete der sonnenhelle freundliche Montags-Morgen des 31. Juli. Im klaren Aether des Morgensonnenscheins ragte der majestätische Gipfel des Berges wie eine Riesenkuppel, mit einem strahlenden Schnee- und Eispanzer bedeckt, in den dunkelblauen Himmel hinein — und der tausendfach zersplitterte Felsrücken mit seinen gletscherbeladenen Abhängen, sowie die aus der öden Schneewüste hervorragenden isolirten Felsoasen wurden an diesem Morgen von einem reineren Lichte begossen, mit einem festlicheren Kleide geschmückt, als man es seit langer Zeit gesehen hatte.

Dr. Pitschner hatte vier Führer und fünf Träger in Dienst genommen; sie gingen erst zur Messe, um an geweihter Stätte den Beistand Gottes zu erflehen und nahmen dann von den Ihrigen einen sehr bewegten Abschied. Außer den wissenschaftlichen Instrumenten führten die Träger Eishauen, Gletscherseile, wollene Decken, Laternen, eine große Anzahl von Alpenstöcken, einige Kochgefäße und andere nothwendige Geräthschaften mit sich. Der Holzbedarf konnte an der oberen Grenze des Baumwuchses angesammelt werden und die Leitern zur Ueberschreitung der Gletscherspalten fanden sich damals schon wohl aufbewahrt am Fuße eines Felsblocks in 8000 Fuß Höhe, welcher den Namen „Leiter-

stein" erhalten hatte. Lebensmittel waren für drei Tage vorhanden.

So ausgerüstet und auch mit Winterkleidern wohl versehen, passirte die kleine Karawane die Brücke von Chamouny, welche sie auf das linke Ufer der Arve brachte, die ihr trübes und eiskaltes Wasser fast von allen Gletschern am nordwestlichen Abhange der Montblanckette erhält. Nachdem man einige Weiler und das Dörfchen Baraz passirt hatte, stieg man die waldbedeckten Abhänge der Aiguille du Midi von Chamouny hinan, so genannt, weil die Sonne zur Mittagszeit gerade über ihrer Spitze steht. Am Fuße dieser unersteiglichen Felsennadel liegen mächtige Felsblöcke in wildester Unordnung zerstreut; schlanke Nadelholzbäume und eine reiche Flora sprießt aus dem fruchtbaren Boden dieses Felsenmeeres hervor. Durch den Pélerinswald, über den breiten Waldstrom Favrans ging es zur Cascade von Dard (die Ravine Blanche, von dem Pélerinsgletscher kommend, fällt fast 60 Fuß senkrecht hinunter), dann mit anmuthigen Rückblicken auf das Thal und den gegenüberliegenden Berg Brévent führte der Weg immer strenger aufwärts, bis man um ein Viertel vor 11 Uhr zur letzten menschlichen Wohnung, nämlich der Sennhütte von Paraz gelangte.

Höchst malerisch liegt diese Hütte in der lichten Waldung der grünen Alp, umgeben von würzigen Hochweiden, auch noch durch Lerchen- und Finkenschlag belebt. Die Hütte wird natürlich nur im Sommer bewohnt.

Ueber steile Abhänge ging es dann zur Pierre pointue, einem kolossalen Felsblock, der in einer halben Stunde erklommen wurde, und eine herrliche Aussicht auf das Chamouny-Thal und die jenseits desselben liegenden Berge gewährt, unter denen der schneebedeckte Brévent und der gletscherbeladene Buet hervortreten.*)

Die Strahlen der Mittagssonne brannten um so empfindlicher, als man in den Morgenstunden sich der Waldeskühle erfreut hatte. Doch belebte mancher freundliche Anblick den Muth, so ein ganzer kleiner Wald von purpurrothen Alpenrosen, stellenweise von selt-

*) Der Pavillon de la pierre pointrue ist ein Lieblingsausflug der Gäste von Chamouny; es ist gute Wirthschaft dort etablirt; geübte Bergsteiger besteigen von da die Felsspitze.

sam gestalteten Gnaphalien (Katzenpfötchen), von bunten Orchideen und aromatischen Artemisien. Nahe am Rande des Gletschers blühte noch das himmelblaue Vergißmeinnicht, die rosa alpina und zierliche Alpenglocken.

Allmählich schrumpften Sträucher zu niederem Gebüsch, die kräftigen Alpenblumen zu niederem Rasen ein; nur die Zirbelnußkiefer (Pinus cembra) mit ihren fünfnadligen steifen Blättern behielt ihren trotzigen Wuchs.

Die Gesellschaft sah sich plötzlich in pflanzenlosen Stein- und Geröllhalden; die Träger, welche den Holzvorrath in Bündeln gesammelt hatten, keuchten langsam heran; man machte dann Halt auf dem Höhenpunkte an der Aiguille du Midi, der zwischen dem Pélerinsgletscher und dem Gletscher von Buissons liegt, unter dem bereits erwähnten Granitblock, welcher pierre à l'echelle (Leiterstein) genannt wird. Die Leitern lagen da wohlaufbewahrt.

Nachdem die leichte Sommerkleidung mit einer herbstlichen Gletscherkleidung vertauscht worden war, wurde die Mittagsmahlzeit gehalten und nach einem Aufenthalt von 25 Minuten der Marsch fortgesetzt.

Der Leiterstein hat eine herrliche Aussicht, denn er liegt frei an der äußersten Grenze des Baumwuchses und beherrscht die Berg- und Alpenregion. Im Nordwest erstreckt sich der Horizont bis an den Jura und Genfersee, im Norden überblickt das Auge mit einem Mal die durchwanderte Berg- und Alpenregion und folgt den Windungen des Chamounythales in seiner ganzen Ausdehnung; an dem Gehänge der gegenüberliegenden Thalweite treten deutlich hervor die Sennhütte von Planbraz und die berühmte Flegère*), über denen der Brévent und die Aiguilles rouges ihre Gipfel stolz erheben; weiter im Hintergrunde liegt der schneebeladene Buet, während im Nordost der Pélerinsgletscher und im Südwest der Gletscher von Buissons drohend herabschauen, als wollten sie den Felsenkamm des Leitersteins von beiden Seiten zusammendrücken. Im Süden endlich erhebt der Gipfel des Mittagshornes seine Felsenstirn noch 4000 Fuß, und der Dom des Montblanc sein vom ewigen Firn beladenes Haupt noch 7000 Fuß über jenen Ruhepunkt empor.

*) Ein Sporn der Aiguille de Charlanoz, mit großartiger Aussicht auf das mer de glace und fünfundzwanzig andere Gletscher.

Von wilder Pracht ist der Blick auf die Eismassen der Gletscher von Buissons und Tacconay, die sich hier in nicht großer Ferne begegnen. Hochaufgethürmt liegen da ungeheure Eisblöcke, quadratisch gestaltet und grünlich schimmernd*); sie sperren den Pfad oder bilden schaurige Thore, die mitunter nur kriechend passirt werden können. Le danger des Séracs (die Gefahr der Sérac's) — so nennen die Führer jene Eisgruppirungen. Auf der anderen Seite bemerkt das bewaffnete Auge Eisbrücken, von Trümmern der Gletscherlawinen gebildet, die sich über die Ränder furchtbarer Tiefen hinüberbiegen. Dort erhebt sich wieder ein scharfer Eiskamm rechts und links mit weit geöffneten Schründen (crévasses), oder es drohen überhangende Eisklippen den Sturz.

Nach einigen Minuten Aufsteigens ward der Gletscher von Buissons betreten und die ganze Gesellschaft zur Vorsicht mit dem Seile verbunden. Sie theilte sich in zwei aufeinanderfolgende Kolonnen; zur ersten gehörten drei Führer und zwei Träger. Recognoscirend rückten diese eisgewohnten Savoyarden, von Balmat besonders instruirt, unter Anführung des erfahrenen aber fast verwegenen Simon Cachat mit ihren Eishauen den Weg sich bahnend, Schritt für Schritt allmälig voran. Balmat blieb in der zweiten Kolonne in der Nähe des Dr. Pitschner und leitete von hier aus den ganzen Zug. Noch waren nicht zwanzig Minuten verflossen von dem Augenblicke, da der Fuß den Gletscher betreten hatte, als eine donnernde Schlaglawine in nicht zu großer Ferne die ganze Karawane festbannte und die Führer mit schreckgebleichten Gesichtern sich nach dem Erguß derselben umsahen. Von der Felsenstirn der Aiguille du Midi waren ungeheure Eismassen auf den oberen Theil des Buissons-Gletschers herabgeschleudert worden und bedeckten weit und breit das Eisfeld, theils füllten sie viele der klaffenden Spalten desselben aus.

Nach wenigen Minuten rückte man zwischen den drohenden Eisblöcken weiter vor, bald auf schmalen Eiskämmen, bald in tiefen Abgründen, bald über wild zerklüftete Eismassen, immer still und schweigsam. Wenn die Karawane auf diesen Eiskolossen des Buissonsgletschers erscheint, dann verfolgt man ihren Weg mit dem Fernrohr von Chamouny aus. —

*) Da ihre Form an die Gebirgskäse (séracs) erinnert, nannte sie Saussure auch Seracs.

Weiter ging's dann über die große Mittelmoräne des Gletschers, und endlich nach viertelstündigem Ringen, ward der Felskamm erreicht, der zum Hauptwegweiser in dieser Eiswüste dient. Aber er ist ringsum mit Eis- und Felstrümmern bepanzert und zu den Eisblöcken des Buissons-Gletschers treten hochaufgestaut die starren Wogen des Gletschers von Taconay. Um auf die Höhe der Felseninsel zu kommen, muß ein weiter Umweg gemacht werden.

Wiederum schreitet die Kolonne vor und ihr Führer meldet, daß ein steiler Eisabhang erklommen werden müsse; es werden mit Axt und Beil Stufen eingehauen, der Kühnste erklettert die schroffe Wand zuerst und die anderen werden an dem nachhelfenden Gletscherseil, hinaufgezogen. Auf der scharfen Kante der Eismauer angelangt, gilt es wieder über Abgründe muthig hinüberzuspringen, endlich wird der Schritt gehemmt, eine breite tiefe Spalte gähnt den Vordringenden entgegen — nun wird die Leiter geholt und am Seile gehalten rutscht einer nach dem andern auf den Knieen hinüber. Noch einmal lösen Felsblöcke die Eistrümmer ab; nachdem auch diese erklettert sind, ist man — Abends 7 Uhr — auf der Höhe angelangt, welche der Grand Mulet (große Maulesel) heißt. Die niedrige Bretterhütte auf einem flachen Vorsprunge dieser Felseninsel ist das Gasthaus, das die Wanderer für die Nacht beherbergt.*)

Nach einer viertelstündigen Ruhe wurde der Körper in die wärmsten Kleider gehüllt und bei einem frugalen Abendbrot theilte Balmat den Plan für die weitere Wanderung mit. Da Dr. Pitschner für seine Untersuchungen möglichst viel Zeit brauchte, so wurde beschlossen, nur 6 Stunden Rast zu halten. Er konnte nicht lange in der Hütte bleiben, genoß zuvörderst das prachtvolle von der Abendsonne beleuchtete Naturbild, beobachtete dann die Entwickelung der Wolken an dem bis gegen Abend heiteren Himmel und ging darauf an das Sammeln von Moos und Flechten, die als kleine Urwälder Wände und Spalten der Felsen überzogen. Diese Moosgebilde wurden, nachdem sie 3 Monate lang trocken gelegen hatten — Dr. Pitschner wurde nach seiner Montblancreise von

*) Wie schon oben S. 47 bemerkt wurde, hat sich die Hütte in ein ziemlich comfortables Hotel im Kleinen verwandelt. Mit jeder Karawane steigt von der Pierre pointüe ein Diener des dortigen Wirths mit hinauf, der die Haus- und Küchengeschäfte besorgt.

einer hartnäckigen Krankheit befallen — dann an Professor Ehrenberg nach Berlin gesandt zur Untersuchung ihrer mikroskopischen Bewohner. Und siehe, es gelang, noch mehrere der kleinsten Wesen in Thätigkeit zu bringen. Zumeist fand sich in den Moosen ein Räderthierchen (Callidina rediviva „das wiederauflebende Schönrädchen"), das schon nach fünf Minuten unter Wasser präparirt ganz munter wieder umherkroch und wirbelte. Auch zwei bärenartige Spinnenthierchen (Macrobiotus Hufelandii und Echiniscus actomys) wurden bald mit den Füßen thätig, und Callidina sexdentata (sechszähniges Schönrädchen) wanderte auch nach wenigen Stunden kräftig umher. Auch ein dem Euplotes (Nachenthierchen) ähnliches polygastrisches Thierchen wurde gesehen.

Im geschmolzenen Schnee, den Dr. Pitschner in der Nähe der Grand-Mulet-Hütte sammelte, lebten verschiedene polygastrische Thierchen, u. A. ein Kapselthierchen (Arcella), ein Keilbäumchen (Gomphonema), ein Stelzenkorn (Cocconema), ein gewöhnliches Schiffchen (Navicula) und ein Prachtschiffchen (Eunotia).

Von Blüthenpflanzen fand Dr. Pitschner die schon oben in Saussure's Schilderung erwähnte Zwerg-Silene; ferner die schweizerische Aretia (Aretia helvetica) — die ihren Namen einem schweizerischen Gottesgelehrten verdankt, der die Blumen um ihres Friedens willen liebte und pflegte; ferner die Alpen-Camille (Chrysanthemum alpinum) und die schwarze Schafgarbe (Achillea strata), das einblüthige Berufskraut (Erigeron uniflorum), das auch auf den schweizerischen und lappländischen Alpen einheimisch ist. Von Steinbrecharten die Saxifraga muscoides und bryoides. Auch eine Graslilie (Luzula spicata) mit ährenförmigem Blüthenstande war in Blüthe und zwei Gräser fehlten der Felsoase auch nicht; das kleine Rispengras (Poa minor) und eine Haferart (Avena subspicata).

Interessant war die Aussage der Führer, daß auch „graue Mäuse" den Grand-Mulet-Fels bewohnten, eine 10,000 Fuß hohe Residenz!*)

Um halb zehn Uhr gingen Alle zur Ruhe, denn gegen 1 Uhr Mitternacht sollte die Wanderung auf den Gletscher- und Schnee

*) Hugi fand im Winter 1832 nach einer Wanderung über den Grindelwaldgletscher in einer verschneieten Hütte die „graugelben Thierchen", die er als eine noch nicht beschriebene Art von Mäusen erkannte; ihre Länge bis zur Schwanzspitze maß 9 Zoll, die Hinterfüße waren verhältnißmäßig lang.

feldern fortgesetzt werden. Da der Wind durch verschiedene Spalten des schwachen Bretterwerks der Hütte blies, so kroch Dr. Pitschner unter das schräge Dach, um den außerordentlich klaren Sternenhimmel desto besser beobachten zu können. Zwei wollene Decken hüllten den Körper ein; der wohl eingewickelte Kopf hatte einen Stein zum Kopfkissen. Die Führer legten sich zusammengekauert in der Hütte nieder.

Nach etwa zwanzig Minuten erquickender Ruhe wurden Alle wie durch einen elektrischen Schlag von dem Donner zweier Lawinenstürze wieder aufgeweckt, die aus der Richtung der Aiguille du Midi und der Monts Maudits in schauerlichem Krachen sich herabwälzten und erst nach einigen Minuten zur Ruhe kamen. Der Fels erzitterte und Herr Pitschner erhob sich, um die Spuren der angerichteten Verheerung zu erspähen. Welch ein Bild! Von zwei verschiedenen Seiten her rutschten die leuchtenden Eismassen mit wachsender Kraft auf dem gemeinsamen Gletscher hinab und rissen mit unwiderstehlicher Gewalt alles hinweg, was ihnen in den Weg kam. In Bombensprüngen erhob sich das geborstene Eis zu tausend und aber tausend größeren und kleineren Stücken.

Tief bewegt von dem Anblicke ließ sich Dr. Pitschner wieder auf seinem Lager nieder, aber an Schlaf war für ihn nicht zu denken, denn bald wiederholten sich die Stöße und das dumpfe Krachen der Eiskolosse. Die Führer hielten diese Lawinenstürze für günstig zur weiteren Wanderung nach dem Gipfel des Berges, sofern die gefürchtete Lawinenstraße am Dome du Gouté, die bei jeder Besteigung überschritten werden muß, größere Sicherheit gewährte.

Diesen Schreckensscenen gegenüber erzählte der Himmel von seinen Wundern mit seiner hehren flammenden Schrift der Sterne, die ein so ruhiges mildes und klares Licht ausgossen, wie man es aus dem Dunstkreise der Ebene gar nicht sehen kann. Selbst die Sterne sechster Größe und selbst viele der siebenten Größenklasse wurden sichtbar und das Funkeln hatte gänzlich aufgehört. Ferner hatte Dr. Pitschner Gelegenheit, in seinem allerdings großen Gesichtskreise von 10 Uhr Abends bis halb 1 Uhr Mitternacht nicht weniger als 42 Sternschnuppen-Meteore zu beobachten, von verschiedener Größe und Farbe: weiße, gelbliche, röthliche und

Schwanz und Ohren nackt. Im Jahre 1841 entdeckte sie der Naturforscher Martins auch auf dem Finsteraarhorn in einer Höhe von 11,700′ und nannte sie Arvicola nivalis (Schnee-Erdmaus), Alpenratte.

grünliche, welche nach verschiedenen Richtungen in feurigen Straßen den Himmel durchschnitten.

Bald nach Mitternacht erhoben sich Alle von ihrer Lagerstätte. Der Nachtreif hatte in zierlichen Gestalten sich auf Decken und Kleider gelegt und der von der Kälte durchdrungene Körper verlangte nach einem warmen Frühmahl. In wenigen Minuten war es bereitet und ebenso schnell verzehrt und nun wurde die zweite größere — zwanzigstündige — Gletscherfahrt angetreten.

Die Führer bedeckten ihr Gesicht mit einer Leinwandlarve und schützten ihre Augen durch blaue Schneebrillen und grüne Schleier. Dr. Pitschner, um in seinen Beobachtungen nicht gehindert zu werden, begnügte sich mit einem einfachen Schleier. Die Lebensmittel und anderes Gepäck wurden großentheils in der Grand Mulet-Hütte zurückgelassen; nur einen kleinen Mundvorrath nahm man mit, da Balmat versicherte, der Appetit würde fortan sehr gering sein. Dagegen wurden einige Flaschen alten Wein's und auch einige Fläschchen wohlriechenden Wassers mitgenommen, das zu Einreibungen dienen sollte, welche die Führer nicht genug empfehlen konnten.

An das Gletscherseil gebunden, verließen die Wanderer gegen 1 Uhr ihre Hütte; zwei kleine Laternen zeigten den umhertappenden Füßen die Klüfte, welche von Felstrümmern bedeckt wurden, über die sie hinabklettern mußten, um auf den Gletscher von Taconay zu gelangen. Nach 15 Minuten hatten sie die Eiswogen erreicht. Der geübte Blick der Führer erspähete in der Richtung des helleuchtenden Dome du Gouté den gefahrlosesten Weg. Doch bald kamen sie an weit geöffnete Gletscherspalten, über welche die Leiter gelegt und auf allen Vieren hinübergekrochen werden mußte.

Noch leuchteten die Sterne mit seltenem Glanz und deuteten auf die Ankunft eines heiteren Tages. Tief erschütternd wirkte die einsame Größe der gewaltigen Natur und die feierliche Todtenstille auf das Gemüth. Nach anderthalb Stunden war die Lawinenstraße am Abhang des Dome du Gouté erreicht. Es war eine „Straße der Schrecken", die sie nun passirten, denn von den Schultern des 12,000 Fuß hohen Gletscherriesen hingen drohend die schweren Schnee- und Eismassen herab, die herabzuwerfen nur eines leichten Anstoßes bedurfte. Keiner sprach ein Wort.

So wurde um 3 Uhr 45 Minuten das kleine Plateau erreicht, eine gegen 11,500 Fuß hohe Hochebene. Die Nacht war sehr kalt, der Schnee knirschte unter den Füßen; doch am kältesten wurde es um 4 Uhr. Es hatte sich ein schneidender Nordostwind erhoben und das Queckſilber fiel auf — $20,_5^0$ des hunderttheiligen Thermometers.

Die Ebene des kleinen Plateau ist durch tiefe und breite Spalten zerrissen, welche den Uebergang sehr mühsam machen; so daß schon hier die Körperkraft schwinden und die Geisteskraft erlahmen würde bei ihrer fortwährenden Anspannung, wenn nicht die erhabensten Gemälde der Eisregion den einsamen Wanderer anfeuerten. Auch eine interessante optische Erscheinung fesselte auf einige Minuten den Blick. Am fernen östlichen Horizonte geriethen einige Sterne in zitternde Bewegung, sie stiegen aufwärts und fielen dann wieder zurück. Dieses Sternschwanken (das Alexander von Humboldt am 22. Juni 1799 am Abhange des Pic von Teneriffa vor dem Sonnenaufgange gleichfalls beobachtete) dauerte etwa 4 Minuten.

Der Tag fing an zu grauen, die Morgenröthe färbte den östlichen Himmel mit den reinsten und lebhaftesten Farben, — noch eine Weile und es loderte zuerst der Riesengipfel des Montblanc in dunkelrother Rubingluth auf; dann flog das Rosenlicht auch über die 12- bis 13,000 Fuß hohen Vasallen. Nur die Gletscheradern blieben weiß und tief unten bedeckte noch Finsterniß die Thäler.

Nach einer halben Stunde waren die Schluchten des kleinen Plateau mit Hilfe der Eishauen überwunden und gegen 5 Uhr erreichte man den Abhang des großen Plateau, umgeben von dem Dome du Gouté, den Monts maudits und dem Montblanc; selbst der Nordostwind wurde hier so heftig, daß er stellenweis die festgefrornen Schneeflächen aufwühlte.

In zwanzig Minuten war auch dieses Eisplateau überschritten und die ermüdeten Führer machten einen Halt, um für die nächste Partie sich zu stärken. Dann wandte man sich zu dem 13,500 Fuß hohen Corridor-Thal am Fuße des Gipfels, denn direct nach Süden wäre ein fast senkrechter Eisabhang zu erklimmen gewesen, der über tiefe Abgründe zu den schneebelasteten rochers rouges

führt. Ueber diese Eismassen erkämpfte man sich in früherer Zeit den Weg zum Gipfel, verließ ihn aber, seitdem die Karawane des russischen Akademikers Dr. Hamel im Jahre 1820 hier schrecklich verunglückt war.*)

Von Athembeschwerden war Keiner der Pitschner'schen Karawane belästigt worden; nur der Appetit war, als das Frühmahl auf dem Grand-Plateau eingenommen werden sollte, sehr gering; desto tapferer hielten sich die Führer an den Wein, da sie meinten, die Passage durch das Corridorthal gelinge ihnen so besser. Dr. Pitschner wurde von einem Schluck Wein völlig gesättigt.

Kaum waren sie in dem Schneethale vorgeschritten, so stellte sich auch bei Allen ein tiefes unterdrücktes Gähnen und eine sehr intensive Schlafsucht ein. Das Athmen wurde dem Dr. Pitschner sehr schwer, es entstand ein Flimmern vor den Augen, Ohrensausen, Kopfschmerz und Ekel. Er legte sich auf den Firnschnee hin oder vielmehr er sank, von der Schlafsucht überwältigt, zusammen. „Ich kann nicht weiter" sagte er zu Balmat, „bevor ich eine halbe Stunde geschlafen habe." Balmat rüttelte und schüttelte ihn, da er den Schlaf für sehr gefährlich hielt; doch fünfzehn Minuten lang dauerte der schlafähnliche Zustand, während dessen ein starker Schweiß auf Stirn und Gesicht ausbrach. Nun befreite Dr. Pitschner den bedeckten Kopf und das verhüllte Gesicht, rieb sich Stirn, Schläfe und Ohren mit Firnschnee ein, nahm ein wenig Eis in den trockenen Mund und nach ungefähr zwanzig sehr beschleunigten und tiefen Athemzügen fühlte er sich wie neugeboren. Dieses Eisbad war vielleicht seine einzige Rettung. Auch ein Schluck mousirenden Weines bekam ihm gut; er ging 10 Schritte weit und — abermals mußte er sich auf den Schnee niederlassen, die Augen fielen wieder zu, die Einreibungen mit Schnee und das Besprengen mit wohlriechendem Wasser mußte wiederholt werden und so wurde acht Mal jener Prozeß durchgemacht. Doch jedes Mal konnte er einige Schritte weiter gehen.

*) Ein Schneeschlipf war losgebrochen, riß die Aufsteigenden abwärts und warf drei derselben in den tiefen Schrund, aus dem sie keine menschliche Hülfe zu erretten vermochte. Dr. Hamel und seine kaum dem Tode entronnenen Begleiter, mußten, so nahe dem Ziel, wieder umkehren.

Um 7 Uhr 30 Minuten war man endlich aus dem Schreckensthale heraus und die frischere Luft des Nordostwindes wirkte belebend auf Alle.

Ein letztes Hinderniß stellte sich den Wallern am Fuße des erhabenen Domes entgegen: ein etwa 300 Fuß hoher Riesenwall von Eis, von den Führern mur de la Côte genannt. Da mußten die schon völlig ermüdeten Leute wieder Stufen einhauen und nach einer Stunde waren ungefähr zwei Drittel dieser Mauer erstiegen — ein einziger Fehltritt konnte die verbundene Karawane in den Abgrund stürzen. Doch man kam vorwärts und um 9 Uhr war die First erreicht — der Montblancgipfel lag frei vor dem überraschten Blick.

Wenige Minuten, um in der nach Norden ganz freien Aussicht zu schwelgen, dann ging es an die Erklimmung des 800 Fuß hohen oben etwas flachgedrückten Schneedomes, genannt la calotte*) du Montblanc. Wieder mußten Treppen in die Eiskruste gehauen werden und ermattet sank der Eine hier, der Andere dort nieder. Um 11 Uhr Vormittags des 1. August, nach einem zweiundzwanzigstündigen Marsch, ward der Gipfel erreicht.

Das Erste war ein Dankgebet aus dem tiefbewegten Herzen für so viel Schutz und Beistand Gottes, den die kleine Karawane so reichlich erfahren hatte. Durch Kanonensalven aus Chamouny, welche, so lange sie oben verweilte, in gemessenen Zwischenräumen auf einander folgten, wurde den Thalbewohnern die glückliche Ankunft auf dem Haupte des europäischen Alpenkönigs angekündigt.

Das Wetter war vollkommen heiter, außer einigen Schäfchen im Zenith waren nirgends Wolken, Nebel oder Dünste sichtbar,**) so daß auch die größten Fernen, selbst noch die Hochebenen des südlichen Deutschland zum Theil erkannt werden konnten. An dem Umkreis der 4000 Quadratmeilen umfassenden Rundsicht liegen diametral entgegengesetzt die Städte Genua und Langres, Nizza und Colmar, Avignon und Constanz. Im Ganzen ist dieses gewaltige Rundbild von sinnenverwirrender Großartigkeit, in einzelnen Theilen lieblich und anmuthig, auf einigen Stellen schreckenerregend.

*) Plattmütze, Kappe.

** Ein höchst seltener Fall.

Der Riesenbogen von West nach Ost im fernen Hintergrunde umfaßt: die Berge Burgunds und der Franche Comté, das Plateau von Langres, die Berge Lothringens und des Elsaß, den badischen Schwarzwald; ferner die ganze Kette des Jura, von Lyon bis Basel. Die Alpen des Berner Oberlandes, unter ihnen besonders die Gemmi, das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, das Wetterhorn, die Jungfrau, den Mönch und Eiger; auch die Diablerets des Waadtlandes; die Schweizerberge bis an Tyrols Grenze; ganz deutlich Furka, St. Gotthardt. Im nahen Osten die mächtigen Gipfel des Monterosa-Stockes.

Nach Süden erblickt man die Appenninen, die See-Alpen mit dem Col di Tenda und dem Monte Viso, die Cottischen Alpen mit dem Mont Cenis und dem Iseran, die Berge der Provence und Dauphiné, die Ebenen der Lombardei.

Im Vordergrunde die große Hauptmasse des Montblancstockes wie eine gewaltige Schnee- und Eisinsel, eingerahmt von einem reizenden Lustgarten von Dörfern und Städten, Weilern und Sennhütten, Flüssen und Seen, Bergen und Thälern. Den majestätischen Gletscherthron des Gipfels umgeben in einem länglichen Oval gegen zwanzig zum Theil unersteigliche Felsenzinnen, jede von ihnen über 10,000 Fuß hoch. Besonders ehrfurchtgebietend stehen die Felsennadeln von Rogne und Bionnassay da, die Aiguille du Goûté und du Midi (Mittagshorn von Chamouny), ferner die Aiguilles du Montblanc und de Saussure. Einen schauderhaften Anblick bietet der schroffe Absturz der gezackten Felswand im Süden nach dem Ferret-Thal hin; nicht weit vom Col du Géant erhebt sich aus dem Grat eine riesenmäßige perpendikuläre Zinke, genannt die Aiguille du Géant. Sie bezeichnet auffallend genug den merkwürdigen Gletscherpaß. Dann folgen die Aiguilles de Jorasses, ihnen gegenüber, an die Aiguilles du Midi sich anschließend, stehen die Nadeln von Blaitière und Charmoz und dieser wieder nordöstlich gegenüber die Aiguille du Bochard und die des Couvercle. Noch ist die Reihe der Riesenfelsen nicht zu Ende; da stehen noch die mächtigen Thürme der Aiguilles Vertes und das Auge sucht nach dem Jardin, dem berühmten Garten, von dem man einen so schönen Blick auf den Montblanc selber hat.

Dieser Garten ist eine kleine dreiseitige von Eisfeldern einge-

rahmte Felseninsel, auf welcher Frühling, Sommer und Herbst in wenigen Wochen sich folgen, um einen reichen Blumenflor und gaukelnde Schmetterlinge in's Leben zu rufen, während in der langen übrigen Zeit des Jahres der Polarwinter herrscht.

Einen höchst eigenthümlichen und ergreifenden Anblick gewähren die Gletscher mit ihrer wirklich malerischen Zerklüftung, die wie lange gestreifte Silberbänder auf den Riesenschultern des Berges hängen und zugleich segnend und verderbenbringend in die Thäler ziehen zwischen dunkeln Felsklippen und grünen Matten, auf denen Lärchenbestände ganz nahe an die Eisströme heranrücken.

Die Gestalt des Montblancgipfels scheint vielen Veränderungen unterworfen zu sein. Dr. Pitschner fand sie anders als sie Sauſſure beschrieben. Die Breite 12 bis 14 Fuß, die Länge 180 Schritt, während die Richtung des kleinen Plateau nicht direkt von Osten nach Westen, sondern von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West ging.

Das Thermometer zeigte 11 Uhr 25 Minuten in der Sonne — $7,_8^0$ C., im Schatten — $8,_8^0$ C. vier Fuß über dem Eise. Das Barometer hielt sich auf 15 Zoll 9 Linien.

Die Farbe des Himmels war tiefblau, im Zenith Nr. 5 des Cyanometers, das aus 32 Nummern (Abstufungen vom Berliner-Blau) bestand. Auf dem Grand-Mulet war die Farbe des Himmels Nr. 18, in Berlin unter gleichen Witterungsverhältnissen Nummer 27.

Auffallend war, daß auf dem Gipfel sich Alle wohl befanden. Der Puls von Dr. Pitschner machte in der Minute 116 Schläge, Balmat's Puls 108, auf dem Grand-Mulet jener 84, dieser 76.

Nachdem sie 1 Stunde 18 Minuten oben verweilt, traten die beglückten Wanderer Mittags 12 Uhr 18 Minuten ihren Rückzug an. Schon in einer Viertelstunde erreichten sie den ersten der beiden kleinen Felsen, die sich isolirt auf der nordwestlichen Seite der Calotte erheben; er führt den Namen Le petit Mulet supérieur und ist der höchste europäische Fels, da er 14,600 Fuß hoch, also nur 210 Fuß unter dem Gipfel liegt. Die ersten Spuren organischen Lebens fanden sich auf diesem Steine; doch es waren nur sehr verkümmerte Flechten, die sich fest und vertraulich dem Fels anschmiegen. In einigen Proben des verwitterten Gesteins wurden

erst drei Monate später, und zwar in Berlin von Professor Ehrenberg, einige Polygastern gefunden, unter ihnen die bereits oben erwähnte Calladina rediviva.

Auch auf dem unteren kleinen Maulthierfels leben crypto-gamische Gebilde; aber ebenfalls sehr verkümmert.

Das Hinabsteigen an dem Mur de la Côte bereitete die erste Schwierigkeit auf dem Rückwege; es ging sehr langsam von Statten. Um 3 Uhr wurde der Corridor erreicht, wo wiederum vollkommene Windstille herrschte. Abermals stellten sich bei Dr. Pitschner Kopfschmerz, Uebelkeit und sogar Erbrechen ein; Schnee und Eis erschienen vor den flimmernden Augen momentan von grüner Farbe.

Blendend ward das Sonnenlicht von den Schneeflächen zurückgeworfen; es trat ein brennender Durst ein, der auf einige Minuten durch Rosinen gestillt wurde. Die Sonne hatte den Schnee erweicht und die Wanderer sanken oft bis an die Kniee ein. Wegen der erweichten Schneemassen mußten sie nach dem Monts maudits zum Grand-Mulet Fels hinabziehen. Aber auch dort brachen sie durch den Schnee und mußten den Weg wieder ändern. Um 5 Uhr Nachmittags konnten sie nicht mehr weiter; die Schneemassen waren nicht mehr zu bewältigen, der Rückweg war unmöglich, der Grand-Mulet lag noch vier Stunden entfernt. Den brennenden Durst konnte Schnee und Eis nicht lindern, die Sonnenstrahlen wurden noch immer wie von Brennspiegeln zurückgeworfen.

Nachdem die erschöpften Männer eine Zeit lang ausgeruht hatten, brachen sie wieder auf, alle ihre Kraft zusammenraffend und nach langer Mühsal, körperlich und geistig fast aufgerieben, erreichten sie um 8 Uhr 35 Minuten den Grand-Mulet.

Entkräftet sanken Alle auf die ausgebreiteten wollenen Decken in ihren von Schneewasser völlig durchnäßten Kleidern, zusammengekauert um den kleinen Ofen, dessen milde Flammen Allen Wärme spenden und die Kleider trocknen sollten. Warme Getränke gaben etwas Erquickung, das Verlangen nach fester Nahrung hatte sich noch nicht eingestellt, Alle versanken in einen tiefen Schlaf, der bei Dr. Pitschner 10 Stunden dauerte, ohne durch den Lawinendonner gestört zu werden. Als er aber am folgenden Morgen

um 7 Uhr erwachte, war sein Gesicht dick geschwollen und er empfand darin einen stechenden Schmerz. Er öffnet die schweren geschwollenen Augenlider und erkennt keinen Gegenstand, nicht einmal den Zeigefinger vor seinen Augen, die von der Gletscher-sonne geblendet worden sind!

Es ward beschlossen, drei Stunden dies Leiden abzuwarten; dasselbe hatte sich jedoch um 10 Uhr noch nicht gebessert und nun durfte man mit dem Rückmarsch nicht länger zögern. Joseph Tairraz, der kräftigste unter den Führern, nahm den Schneeblinden bei der Hand und führte ihn unter unnennbaren Mühen und An-strengungen über den Tacconay-Gletscher. Endlich, Mittags zwischen 1 und 2 Uhr, als sie bereits auf dem Gletscher von Buissons waren, kam dem Patienten wieder der erste Lichtschim-mer, er konnte den hellen Schnee von den dunklen Spalten schon unterscheiden. Ein Sturz von Felsmassen verursachte nur vor-übergehenden Schreck; Nachmittags 4 Uhr betraten die Füße wie-der das feste sichere Land, nach zwei Stunden ward die Senn-hütte von Paraz erreicht. Auf dem ärmlichen Lager des Senn, in dessen trockene Wolldecken gehüllt, ruhete Dr. Pitschner eine halbe Stunde aus und erquickte sich durch eine Schale frischer Alpenmilch. Um 7 Uhr wurde die Hütte bei der Cascade von Dard erreicht, um 8 Uhr der Weiler von Tisseurs, in den nächsten zwanzig Minuten das Dörfchen Barraz.

Bis dorthin waren alle Freunde und Verwandte der Führer ihnen entgegengegangen und sie schlossen einander in die Arme; waren doch die Rückkehrenden nach Umständen wohl, wenn auch ihre gebräunten und aufgeschwollenen Gesichter nebst den rothunterlaufenen Augen Zeugniß ablegten von der Macht der Gletschersonne.

Auch die Freunde und Landsleute des Dr. Pitschner waren ihm bis Barraz entgegen gegangen. Die preußische Fahne, welche zum ersten Mal in diesem Thale wehte, umgeben von den beiden Nationalfahnen Sardiniens und der Schweiz, flatterten lustig und unter lautem Zuruf der jubelnden Menge ward beim Einzug nach Chamouny die preußische Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen. Kanonensalven, Illumination und Feuerwerk machten

den Abend zu einem Fest und die allgemeine Theilnahme an der glücklichen Rückkehr sprach sich auf das wärmste aus.

Die Nachwehen sollten jedoch dem muthigen unternehmenden Dr. Pitschner nicht erspart werden. Im Laufe von zehn Tagen löste sich die Haut vom Gesichte allmälig ab. Der Frost hatte den linken Arm ergriffen und die linke Hand war verletzt; es trat nun eine Knochenhautentzündung ein, welche Arm und Hand in Gefahr brachte. Doch gelang es der Geschicklichkeit des geschickten Operateurs Dr. Petruschki, die bereits brandig gewordene linke Hand zu retten und nur das erste Glied des Daumens ging verloren.

Zweiter Abschnitt.

Monterosa und Matterhorn.

1. Ansicht.

Die Walliser Südalpen, von B. Studer die „Matterhorn-Gruppe" genannt, bieten, was wilde Pracht der Schnee- und Eisgefilde, gewaltige Entwickelung der Gletscherströme und kolossale Massenerhebung des Hochgebirges betrifft, wohl das Großartigste, was die an wunderbarer Schönheit und Mannigfaltigkeit der Alpenwelt so reiche Schweiz aufzuweisen hat. Sie bilden sowohl an Umfang wie an durchschnittlicher Höhe die mächtigste Erhebung des ganzen Alpengebietes. Vom großen St. Bernhard bis zum Tosathal sich erstreckend, erscheint ihre Masse doppelt so groß, als die der Montblancgruppe und um mehr als die Hälfte größer als die der Finsteraarhorngruppe. Fast in der Mitte erhebt sich die Riesenpyramide des Matterhorns (Grand Mont Cervin), höher als Jungfrau und Finsteraarhorn; am Südwestende des Zuges steht der Grand Combin, am Südostrande der Monterosa, der Nebenbuhler des Montblanc, nur wenige hundert Fuß hinter diesem zurückbleibend. Die in nördlicher Richtung zum Rhonethal sich abzweigenden Stöcke — Dentblanche, Weißhorn, Mischabelhörner — stehen an Höhe und Mächtigkeit der Erhebung dem Hauptstock wenig nach.

Vor fünfzig Jahren war das Walliser Hochgebirge noch wenig besucht und fast unbekannt. Im Süden und Osten fällt es schroff



Das Matterhorn.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

in tiefe Thäler ab; im Norden und Westen hat es sich mit Hochfirnen und weiten Gletschergebieten verschanzt. Um in die Nähe seiner hohen Häupter zu kommen, wählt Alles, was von Westen oder Osten und Norden in's obere Wallis vordringen will, den Thaleinschnitt, der von Vispach, einem kleinem Ort an der Rhone, in's Nicolaithal nach Zermatt führt. Dieses Thal ist bekanntlich öfters von Erdbeben heimgesucht worden; im Dörfchen St. Nicolaus verspürte man im Jahr 1856 nicht weniger als 41 starke Erdstöße. Das Dörfchen Zermatt — fast ebenso ärmlich als St. Nicolaus, doch mit einigen guten und kostspieligen Gasthöfen versehen, den Hauptquartieren der Mitglieder des englischen Alpenclubs — liegt am Ende dieses Hochthals, aus welchem nur hohe und schwierige Alpenpfade in die Seitenthäler und der höchste aller Gletscherpässe nach Piemont in's Val Tournanche führen. Es ist der 10,242 Fuß hohe St. Theodulpaß, die Einsenkung zwischen dem Breithorn und Matterhorn.

Von Vispach führt ein anderer Weg nach dem von Lawinen oft bedrohten Pfarrdorf Saas und aus dem Saaserthal über einen hohen, sehr beschwerlichen und gefährlichen Gletscherpaß, dem des Monte-Moro, nach Macugnaga in das Thal gleichen Namens, hart an die Ostflanke der Monterosakette anstoßend. Um die in ewig starren Winter gehüllte Hochgebirgswelt mit ihrem furchtbar steilen Absturz nach dieser Seite in der ganzen Fülle ihrer erhabenen Schönheit anschauen und bewundern zu können, sollte der Wanderer zuvörderst dieses tiefe und sehr warme Thalbecken von Macugnaga besuchen, aus welchem der Monterosastock in einer fast senkrechten Wand von nahezu 9000 Fuß Höhe sich emporgipfelt. Um freie und große Ansichten zu gewinnen, muß man von Zermatt auf hohe Gebirgsgräte und noch höhere Alpengipfel steigen. Weltberühmt ist das nach dem Riffelberge so benannte Riffelhaus, dem Gornergletscher gegenüber, 7908 Fuß über dem Meer. Von dort steigt man auf den noch 2200 Fuß höhern Gornergrat, einen aus kahlen Gneistrümmern bestehenden über den Riffelberg aufragenden Felsenkamm, um einen Rückblick zu gewinnen, der in den ersten Momenten geradezu überwältigend wirkt. Alles grünende, sprossende Pflanzenleben, alles sich regende und bewegende Thierleben ist verschwunden, wie durch ein Zauberwort verwandelt, ist

der ganze Erdball zu Schnee- und Eisgefilden geworden, aus denen die kahlen Felsrippen nur hier und da hervorschauen. Vor diesen unabsehbaren Firnflächen und Eismassen erscheinen die Berghäupter selber niedriger als sie sind, sie scheinen sich bergen und beugen zu müssen vor dem Schwall der Gletscherwogen eines sie umfluthenden Eismeeres. Tritt von dem 8500 Fuß hohen Brevent aus gesehen die Hoheit und Pracht des Montblanc in seinem blitzenden reinen Schneegewande erst recht hervor und wird die Bergmajestät als solche von jenem hohen Standpunkte erst recht eindringlich empfunden: so ist es hier die erhabene Schönheit der mit Firn umgürteten, von Gletscherströmen umflossenen Felsmassen, die in Form von breiten und schmalen Kämmen, von stumpfen und spitzen Hörnern aus der unabsehbaren Schneewüste aufragen. Und in der Mitte dieses Bildes steht wieder der Riesenobelisk des Matterhorns, zu steil himmelansteigend, um noch einen Schneemantel tragen zu können und nur in einzelnen Schründen mit Firn und Eis gepanzert. In seiner schlanken Form, deren Anblick schon schwindeln macht, bildet es einen herrlichen Gegensatz zum massigen Breithorn, das mit seiner gewaltigen Front den Lyskamm und die Monterosa-Spitze herabdrückt. Auf der anderen Seite hat das Matterhorn die ebenfalls sehr schlanke und fast ebenso hohe Dent blanche (das Steinbockhorn) sich gegenüber, im reinsten Weiß schimmernd. Noch prächtiger erscheint in seinem weißen Firngewande das noch 90 Fuß über das Matterhorn sich erhebende Weißhorn (13,890 Fuß); dann fesseln im Norden die gigantischen Mischabelhörner den Blick.

Man möchte, in die Anschauung dieses Bildes versenkt, nicht glauben, daß die erhabene Wildheit und Großartigkeit der Aussicht vom Gorner-Grat noch übertroffen werden könnte. Und doch ist dies der Fall, wenn man in entgegengesetzter Richtung von Zermatt das Nicolai-Thal wieder zurückwandert und das freistehende hart in's Thal vorgeschobene 10,794 Fuß hohe Mettelhorn besteigt. Von diesem hohen Gipfel aus gesehen, erscheinen Cima die Jazzi (ein östlich vom Gornergrat gelegener sanft abgerundeter Schneeberg von 13,240 Fuß Höhe), Monterosa, Lyskamm, die Zwillinge und das Breithorn noch viel erhabener und der Kontrast zwischen ihren weißen Firnen und meilenlangen Eisströmen oben, mit den grünen Wäldern,

Wiesen und freundlichen kleinen Dörfern unten im Thal, macht den Anblick um so ergreifender.

Denselben Vortheil, die Riesen der Hauptkette aus der grünen Thalmulde aufsteigen zu sehen, hat man jedoch schon auf dem Hörnli, der bekannten und beliebten Spitze vor dem Matterhorn, zu der man auf dem Wege nach dem Gornergrat gelangt. Dort sieht man vom Monterosa die vier höchsten Spitzen; der Lyskamm erscheint als prächtig gerundeter Eisdom und das Matterhorn in seiner ganzen stolzen Schöne tritt so nahe hervor wie die Jungfrau an der Wengernalp.

2. Erste Besteigungen des Monterosa.

Der Monterosa hat nicht weniger als neun Gipfel, die nach den Messungen der Gebrüder Schlagintweit folgende Meereshöhen haben: das Nordend 14,153 Fuß und die höchste Spitze, von den Thalbewohnern das „Gornerhorn", von den Schweizern zu Ehren ihres Generals die Dufourspitze genannt, 14,284 Fuß*). Beide Gipfel sieht man vom Gornergrat. Beide gehören noch zum Schweizer Kanton Wallis. Ein Schneesattel von etwa 750 Schritt Länge führt vom Gornerhorn auf die Zumstein-Spitze, nach einem der ersten Ersteiger so benannt: 14,064 Fuß. Um 20 Fuß niedriger ist die Signalkuppe 14,044 Fuß. Diese vier Gipfel sind die nördlichsten und bilden die höchste Zinne des Monterosa. Sie liegen in einem Halbkreis, der den Hintergrund des Anzascathales umschließt; nach Osten senden sie den Macugnaga-Gletscher, nach Westen den Gorner-Gletscher, den längsten der Gruppe, und nach dem Aletschgletscher den bedeutendsten der ganzen Schweiz.

An die genannten vier Gipfel reihen sich in gerader Richtung nach Süden, gleichsam den Stiel der Rose bildend, die Parrot-Spitze 13,668 Fuß, nach dem Reisenden Parrot, der im Jahre 1817 die ersten Nivellirungen am Monterosa vornahm, so benannt; die Ludwigshöhe, 13,350 Fuß, nach dem Freiherrn Ludwig

*) Nach neueren Messungen hat die höchste Spitze: 14,278 Fuß, Nordend 14,197 Fuß, Signalkuppe 14,040 Fuß, Zumsteinspitze 14,077 Fuß, Parrotspitze 13,678 Fuß, Ludwigshöhe 13,373 Fuß, Vincentpyramide 12,963 Fuß

von Welden, der sie 1823 den 25. August (am Ludwigstage) zuerst bestieg, getauft; das Schwarzhorn 13,222 Fuß, das Balmenhorn 13,068 Fuß, von den Gebrüdern Schlagintweit wegen seiner Form so benannt; die Vincentpyramide 13,003 Fuß, und der Sattel zwischen dem Nordend und der höchsten Spitze, 13,938 Fuß.

Die Vincentpyramide führt ihren Namen von Herrn Nicolaus Vincent, dem ersten Monterosaersteiger, der von Piemont aus den 5. August 1819 glücklich die genannte Spitze erreichte. Am 10. August wurde sie vom Kanonikus Bernfaller und am 12. August noch einmal von den Herren Vincent und Zumstein erstiegen.

Den ersten Versuch, auf die beiden höchsten Kuppen, Nordend und Dufourspitze, zu gelangen, machten die Professoren Ordinaire und Puiseux aus Besançon am 13. August 1847 mit den vier Führern: Johannes Brantschen, Joseph und Matthias Taugwalder und Joseph Moser. Von Zermatt aus gingen sie am 12. August, mit Proviant und Wolldecken wohl versehen, auch ein Barometer mit sich führend, für welches correspondirende Beobachtungen in Turin gemacht wurden, über den Riffelberg, am Riffelhorn vorbei eine Strecke auf dem Gornergletscher hin, den sie dann überschritten, um am Fuße des Gornerhorns auf einem Felsen über dem See (der aber ausgelaufen war) ihr Nachtlager zu halten. Mühsam hatte man das Holz heraufgeschleppt, und während der Nacht wurden drei Feuer unterhalten, da die Wolldecken in der schneidend kalten Luft wenig schützten. Um $4^1/_4$ Uhr brachen sie wieder auf; der Morgen war sehr schön und sie erreichten die Höhe des Grates um $10^1/_2$ Uhr. Sie hatten eine Höhe von 13,938 Fuß erreicht, aber noch keineswegs die höchste Spitze; denn westlich ragten noch 346 Fuß höher die steilen Felswände empor, die sie nicht zu erklimmen vermochten. Sie konnten bei sehr reiner Luft südlich den Lago maggiore und die ganze Lombardei übersehen; nach dem Thalgrund von Macugnaga senkte sich ein steil abfallender Gletscher, zu welchem ein Firnfeld führte, das ihn überragte, so daß sie nur mit größter Vorsicht sich dem Rande nähern konnten. Spät am Abend rückten sie wohlbehalten wieder in Zermatt ein, wo Professor Melchior Ulrich aus Zürich mit ihnen zusammentraf, in welchem sie den Vorsatz rege machten, gleichfalls die Er-

steigung zu wagen. Im folgenden Jahre (1848) führte er in Gemeinschaft mit seinem getreuen alpenkundigen Führer Johannes Madutz von Matt im Kanton Glarus und einem eingeborenen zuverlässigen Führer, Matthias zum Taugwald, seinen Vorsatz aus, kam aber auch nur bis auf den gegen die Nordspitze sich hinziehenden Schneesattel, da ein kalter, eisiger Wind wehete, der ihm die wie Nadeln stechenden feinen Eiskrystalle in's Gesicht trieb.

Jeder Versuch, auch wenn er mißglückt oder nur theilweise gelingt, bleibt werthvoll; denn die Erfahrungen, die er gewährt, kommen den Nachfolgern zu statten. Die Schilderung, welche Herr Ulrich von seiner Ersteigung gibt, bietet manches Interessante. Freitags den 11. August traf er in Zermatt ein und gleich nach dem Mittagessen wurden die Zurüstungen zur Auffahrt gemacht, — Schinken, Käse, Wein, Brod, Kaffepulver zusammengepackt, eine Wolldecke darüber gewickelt und um 4 Uhr Nachmittags brachen die Drei auf. Der Wegführte durch den Wald hinauf zu der Riffelhütte, wo Milch und verschiedene Kochgefäße mitgenommen wurden. Gegen 6 Uhr ging's weiter auf den Berg (den Riffel), von dessen Höhe ihnen im goldenen Licht der Abendsonne das Breithorn und östlich davon die beiden Zwillinge entgegenglänzten (von Berchtold Castor und Pollux genannt); an sie schloß sich der Lyskamm (von Berchtold Silberlast genannt) an. Nun ward das Riffelhorn, ein röthlich brauner von Eisen durchdrungener mäßiger Felszahn, umgangen und das Auge erblickte über der „rothen Kumme" den Monterosa, durch einen Schneegrat mit dem Lyskamm verbunden. Es war $7^1/_2$ Uhr und die Dämmerung bereits eingebrochen. Ohne Aufenthalt wanderten sie eine Stunde lang an dem Gornergletscher hin, anfangs hoch über demselben, über manchen scharfen Felskopf kletternd. Um $8^1/_2$ Uhr langten sie „in den Gadmen" an, ein geschützter Punkt, der zum Nachtquartier bestimmt war. Er befindet sich einige Schritte oberhalb des Gletschers an einer Felswand. Ein Viereck von etwa vier Fuß hoch aufgeschichteten Steinen — von den Schafhirten errichtet — ward zur Küche ausersehen. Ein in der Nähe rieselnder Bach lieferte das Wasser, ausgedörrte Wurzeln in den Felsritzen und dürres Wachholdergesträuch das Brennholz. Die eigentliche Holzvegetation hatte hier bei 8474 Fuß Höhe aufgehört; aber

in früherer Zeit war sie doch noch vorhanden gewesen. Bald loderte unter dem Kessel ein lustiges Feuer, doch das Wasser war eisig kalt und es dauerte lange, bis es zum Sieden kam. Herr Ulrich bereitete sich Thee, die Führer hielten's mit dem Kaffee. Das Thermometer zeigte 7° C. Es war eine prachtvolle Mondnacht, kein Wölkchen am dunkelblauen Himmel. Die Bäche im Gletscher flossen die ganze Nacht hindurch, erst in der Morgenkühle standen sie still.

Das Nachtlager wurde etwas über der Küche in einer Felshöhle gesucht; Herr Ulrich hüllte sich in seine Decke und legte sich auf den harten Stein, konnte aber nicht zum Einschlafen kommen. Die Führer stiegen wieder in die Küche hinab, zündeten ein Feuer an und suchten sich dabei zu erwärmen. Um 3 Uhr kochten sie sich eine Suppe und dann ward noch Kaffee bereitet; um $4^1/_2$ Uhr ward aufgebrochen. Der Gletscher mußte überschritten werden. Das Wasser auf demselben war in klares Eis verwandelt. In kurzer Zeit gelangten sie zu dem Guffer (Schuttwall) am Fuße des Gornerhorn-Gletschers, wo gewöhnlich ein kleiner See, der „Gornersee" sich vorfindet, auf welchem, wie auf dem Aletsch-See, die Eisblöcke schwimmen. Doch war zu dieser Zeit nichts von ihm zu sehen; er war ausgelaufen.

Durch diesen Guffer und ein Felsriff, das sich über denselben erhebt, wird der Gornerhorn-Gletscher in zwei ungleiche Theile getheilt. Er steigt in mehreren Absätzen sehr steil gegen die Höhe hinan, wird an seinem östlichen Ende von der Nordend-Spitze gekrönt, an dem westlichen von der höchsten (Dufour-) Spitze, welche beide durch einen Firnkamm mit einander verbunden sind.

„Nachdem wir — erzählt Herr Ulrich weiter — den Guffer hinangestiegen, befanden wir uns auf einem Firnfeld am Fuße des Gletschers. Wir stiegen ein steiles Schneefeld hinan. Hier handelte es sich nun darum, ob wir uns rechts den steilen Abhang hinauf wenden und die größere Hälfte des Gornerhorn-Gletschers jenseits des Riffes hinansteigen wollten, welchen Weg die beiden Franzosen im vorigen Jahre eingeschlagen. Wir zogen vor, auf dem östlichen Theil des Gletschers zu bleiben und hier einen Weg gegen die Höhe zu suchen. Der „Weißthorpaß" lag östlich neben uns; der Ausläufer des Nordendes gegen diesen hin hielt die

Strahlen der Sonne von uns ab; wir wanderten im Schatten. Bald kamen wir an eine Stelle, wo der Gletscher zwischen dem Nordend und dem Felsenriffe sich durchdrängte. Hier war Alles bunt durcheinander. Firnwürfel von immenser Größe, die von dem Gletscher, der sich nördlich vom Nordend gegen das Weißthor herabsenkt, herabgestürzt, lagen auf einander geschichtet. Es war ein Gletscher in Trümmern." Madutz mit seiner Gletscherkenntniß fand leicht den Weg durch dieses Wirrwarr. Oefters mußte das Beil zu Hülfe genommen werden, um die Höhe eines Firnwürfels zu erreichen, da der Schnee noch hart war. Als die Höhe erreicht war, blitzte die Sonne über die Felsriffe der Nordendspitze hervor. Herr Ulrich schützte seine Augen durch Schleier und grüne Brille, verwahrte auch Hände und Ohren. Eine Staublawine stürzte vom Nordend auf den Gletscher, doch ohne den Aufstieg zu hemmen. Nun aber kam man an drei Gletscherterrassen, gebildet durch drei gewaltige Rollen. Mit dem Beil wurden Stufen eingehauen. Als der dritte Rollen erstiegen war, lag das durch prachtvolle Felsmassen ausgezeichnete Breithorn nebenan und beugte sein Haupt; der Lyskamm hatte sich schon früher überwunden gegeben. Allein ein Blick in die Höhe zeigte den Aufsteigenden, daß sie von ihrem Ziele noch fern waren. Wohl waren die schwierigsten Stellen des Gletschers überwunden, doch nun stellten sich in der reinen dünnen Luft (man hatte die Höhe von 12,000 Fuß erreicht) Athembeschwerden ein. Sie konnten nicht mehr als 30 Schritte nacheinander machen, dann mußten sie stehen bleiben, um, auf den Alpstock gestützt, wieder Athem zu schöpfen. So ging es ziemlich langsam den letzten Theil des Gletschers hinauf. Etwas Kirschbranntwein auf Zucker erfrischte die Lebensgeister. Um $11^1/_4$ Uhr war die Höhe des Grates erreicht, nach einer Wanderung von $6^3/_4$ Stunden.

Sie schritten zuerst gegen Süden vorwärts, um die Aussicht dahin zu gewinnen. Der Firn hörte aber mit einem Male auf; als wenn er abgerissen wäre, so ragten die Schneeränder in die Luft hinaus. Dabei tobte ein Sturmwind, der kaum das Stehen erlaubte. Es war unmöglich, bis an den Rand des Abgrundes vorzugehen; der Gletscher stürzt hier in einem fast senkrechten Absturze 7000—8000 Fuß gegen Macugnaga hinab. Eine Nebel-

masse stieg empor, welche sowohl diesen Abgrund als die übrigen Spitzen des Monterosa verschleierte und die Aussicht auf Italien gänzlich hemmte. Der Biswind stritt mit dem Föhn; dieser jagte immer neue Nebelmassen gegen die Höhen heran, welche jener zurückdrängte, so daß sie am Rande des Abgrundes sich aufthürmten.

„Bei unserem eilfertigen Rückzuge wandten wir uns sogleich gegen das Horn der höchsten Spitze, das südlich vor uns lag und stiegen dasselbe hinan. Es erhebt sich 346 par. Fuß. Ich hatte bereits ein Firnfeld von etwa 50 Fuß Höhe zurückgelegt und hätte nun die Felsen, die circa 60 Grad Steigung haben, hinansteigen müssen. Da aber auch hier der Wind so gräßlich tobte, daß Gefahr beim Hinaufklettern zu fürchten war, so erklärte ich den Führern, ich wolle nichts riskiren und werde wieder auf den Sattel hinabsteigen, um dort eine Stelle zu suchen, wo ich einigermaßen gegen den Wind geschützt wäre. Der Sattel gegen das Nordend hin ist nämlich durchaus nicht flach, wie er von unten gesehen erscheint, sondern erhebt sich bald in Firnhügeln, bald senkt er sich in Schluchten. Schnell war eine Stelle hinter einem Firnhügel gefunden, die ich mir als Zufluchtsort wählte. Ich erklärte den Führern, wenn sie Lust hätten, die höchste Spitze zu erklimmen, so sollten sie es versuchen; ich wollte ihrer warten. Sie gingen mit Hammer und Seilen bewaffnet. Ich pflanzte sogleich meinen Barometer auf, hatte aber bei dem beißenden Winde, vor welchem mich der Firnhügel nur wenig schützte, viele Mühe, ehe ich die Beobachtung zu Stande brachte, auch mag sie nicht zu den genauesten gehören, da ich den schwankenden Barometer immer festhalten mußte. Er zeigte 12. August $11^1/_2$ Uhr Vormittags 442,60 Millimeter; das befestigte Thermometer -2^0 C., mit Zürich verglichen Höhe 14,004 par. Fuß. Man kann sich meine Lage denken, auf dieser Höhe bei einem durchdringenden Nordwinde und 2 Grad Kälte. Ich wurde mehrere Male ganz durchschüttert, obwohl ich warm gekleidet war. Auch der Schleier wurde mir fortgerissen, ich konnte ihn aber wieder erhaschen, doch nicht festbinden, wegen der Kälte.

„Nach einer guten halben Stunde jauchzten mir die Führer von der Höhe herab zu. Ich antwortete, ungeachtet ich eigentlich nicht zum Jauchzen aufgelegt war. Da ich die Aussicht gegen Italien preisgeben mußte, so wandte ich mich gegen Norden. Hier

lag ein ganzes Gewirr von Bergen vor mir in ehrerbietiger Entfernung. Nur drei ragten noch einigermaßen empor: der Montblanc, das Matterhorn und das Weißhorn. Der Montblanc mit seiner Kuppe erhob sich noch etwas über meinen Standpunkt, er zeigte sich südwestlich hinter dem Matterhorn. Dieses mit dem Weißhorn erschien, als ich mit dem Bergstocke visirte, etwas unter meinem Standpunkte zu sein, so daß ich ungefähr auf einer Höhe von 13,900 Fuß sein mochte, worauf auch die Barometerbeobachtung hin wies.

„Von Unbehaglichkeit spürte ich gar nichts, die Einwirkung des Windes abgerechnet; ich probirte meinen Puls, er that 100 Schläge in der Minute. Da der Wind in Stößen sich merklich machte und die oberste Schneeschichte immer aufregte, so war ich zuweilen ganz in Schneegestöber gehüllt, Schnee und Eisstücke wurden mir in's Gesicht getrieben, so daß ich wie mit Nadeln gestochen wurde. Ich versuchte es einige Male, hinter dem Firnhügel hervorzugehen, aber der gewaltige Wind jagte mich gleich wieder zurück. So blieb ich an meinen Zufluchtsort gebannt. Hunger und Durst spürte ich nicht, auch kam mir kein Gedanke an's Rauchen. Der Wind nahm alle meine Gedanken in Anspruch. Die Aussicht gegen die östlich liegenden Berge war durch Firnhügel etwas beengt, so daß ich nur die westlichen unter mir hatte. Ich kann nicht sagen, daß es ein imposanter Anblick war. Es war, als wenn man von einer Tribüne auf eine Volksversammlung herunterseben würde; wie hier Kopf an Kopf, so Berg an Berg, sie verschoben sich ganz ineinander, — nur die drei erstgenannten traten hervor, das Matterhorn aber in einer ganz anderen Form; es hatte gegen Süden ein breites Fußgestelle.

„Da die Führer noch immer nicht erscheinen wollten, so jauchzte ich ihnen zu; sie antworteten in einer ziemlichen Höhe. Sehen konnte ich sie nicht. Endlich nach 1 Uhr kamen sie das Firnfeld herunter auf mich zu; sie hatten eine gute Stunde zum Herabsteigen gebraucht."

Madutz erzählte nun, wie schwierig es gewesen sei, auf die letzte Spitze zu kommen. Der Fels soll überall mit Eis überzogen und auch die Einschnitte mit Eis ausgefüllt gewesen sein, so daß überall der Hammer zu Hülfe genommen werden mußte. Auf der Höhe

wäre kaum Raum zum Sitzen gewesen und zu stehen hätten sie nicht gewagt des starken Windes wegen. Taugwalder habe auf der Spitze erklärt, er wolle lieber sterben, als den gleichen Weg hinunter machen. Er (Madutz) habe ihn jedoch beruhigt, an ein Seil gebunden und vor sich hinuntersteigen lassen bis zu einem sichern Standpunkt; dann sei er nachgefolgt.

Der höchste Gipfel des Monterosa ist nicht eine Spitze, wie sie von unten erscheint, sondern ein kammartiges Horn, das sich von Osten nach Westen in ziemlicher Ausdehnung hinzieht und von dem Sattel, der vom Norden sich gegen Süden zieht, in beinahe rechtem Winkel absteht. Es sind zwei ziemlich gleich hohe Kuppen — die westliche ist nach den Messungen der Gbr. Schlagintweit 22 Fuß höher, — durch einen Eisgrat miteinander verbunden. Der Kamm ist oben kaum einige Schuh breit, gegen Ost ist der Absturz nach dem Macugnagathal wohl 8000 Fuß, gegen West senkt sich derselbe in mehreren Absätzen zum Gornerhorngletscher hinab, gegen Süden stürzt er beinahe senkrecht mehrere tausend Fuß zum Monterosagletscher hinab, der die höchste Spitze mit dem Lyskamm verbindet; gegen Norden etwa 400 Fuß tief gegen den Sattel, auf welchem Herr Ulrich, geblieben war.

Auf der Höhe saß Madutz auf einem Steine, Taugwalder rittlings. Sie waren auf der östlichen Spitze und durften es nicht wagen, über den Eiskamm hinüber zur westlichen (der 22 Fuß höheren sogenannten Dufourspitze) zu schreiten. Madutz schlug einige Stücke vom Gestein ab und brachte sie herunter; es war Glimmerschiefer mit röthlichem Anflug.

Um 1 Uhr 10 Minuten traten die Drei den Rückweg an und hielten dieselbe Linie ein, die sie gekommen. In Zeit von einer halben Stunde hatten sie schon eine bedeutende Tiefe erreicht; der Schnee war etwas weicher geworden und gewährte festen Tritt. Unter den Gletschertrümmern wurde er aber sehr weich und sie sanken zuweilen bis an die Kniee ein. Eßlust war noch immer nicht gekommen; Madutz klagte über heftigen Schmerz in den Augen, die er nicht ordentlich geschützt hatte; auch überfiel ihn eine große Müdigkeit, so daß er zurückblieb. Herr Ulrich ging mit Matthias Taugwald allein über den Gornergletscher; sie geriethen aber in eine Menge von Schründen und fanden nur mit Mühe einen

Ausweg. Um 4 Uhr 45 Minuten langten sie in den Gadmen bei ihrem Nachtquartier an, schritten um 5 Uhr auf die rothe Kumme zu und dann ging's den Berg hinab in die Riffelhütten. Um 8 Uhr Abends hatten sie Zermatt erreicht. Madutz langte erst um 10 Uhr an und war den folgenden Tag ganz schneeblind; auch Taugwald mußte das Bett hüten — zur Strafe, daß sie sich nicht besser gegen die Sonnenstrahlen geschützt hatten.

Im August des folgenden Jahres (1849) wurde von den Herren Ulrich, Gottlieb Studer und Dr. Lauterburg (beide letztere aus Bern) abermals ein Versuch gemacht, den Monterosa zu besteigen und dies Mal war das Nordend der Zielpunkt. Beim Hinaufsteigen verspürten sie gar keine Athembeschwerden. Als sie den Firnkamm zwischen dem Nordend und der höchsten Spitze erreicht hatten, machte der Puls des Herrn Lauterburg 110 Schläge in der Minute, der des Herrn Ulrich 82. Die Schlucht nach Macugnaga hinab war ganz nebelfrei, dennoch konnte man nicht bis auf den Grund hinabsehen; die Aussicht nach der Lombardei war lohnender, doch nicht gerade schön. Ueber den Lago maggiore und Lago d'Orta war ein Nebelmeer ausgebreitet, das Land weiter in bläulichen Dunst gehüllt. In weiter Ferne gegen Osten erschienen Schneegipfel, der Richtung nach Bernina und Ortles. Diesmal schien auch auf dem Monterosa die Sonne in hellstem Glanze; die oberste Spitze winkte aufwärts, die Zumsteinspitze und Signalkuppe erschienen von derselben Höhe wie der Firnkamm. Auf einem schmalen Eisgrat suchten die Herren Studer und Lauterburg mit den beiden Führern auf die Spitze des Nordendes zu gelangen; es mußten Schritt vor Schritt Tritte in das Eis gehauen werden und alle vier Männer hatten sich durch ein Seil verbunden. Abermals erhob sich wieder ein so kalter und schneidender Wind, daß Madutz das Beil nicht mehr halten konnte, ohne das Endziel erreicht zu haben, mußten sie wieder zurück.

Im Jahre 1851 machten die Brüder Adolph und Hermann Schlagintweit einen Versuch zur Ersteigung der höchsten Spitze, kamen jedoch auch nur, wie die Führer des Herrn Ulrich 1848, auf die östliche Kuppe und die etwas höhere westliche war von dort aus nicht zu erreichen. Sie brauchten fast zwei Stunden nur um die 346 Fuß über dem Firnkamm aufragende Kuppe zu

ersteigen, mußten die dünne Eiskruste, die den Felsen überzog, abschlagen, auch einige Mal in die Felsenspalten Meißel einschlagen, um sich an denselben festzuhalten. Bei dem steilen Abfall der Felswände nach allen Seiten hatte die Kuppe nur wenig Quadratmeter Raum. Das Barometer zeigte (12 Uhr 20 Minuten) 438,18 Millimeter; das vom Sonnenlicht beleuchtete Thermometer $5^1/_2$ Grad C. unter dem Gefrierpunkt; um 1 Uhr zeigte das Barometer 437,99 Millimeter, das Thermometer — 4,8° C.; das befestigte Thermometer — 5,2° C. Da die Luft ruhig war, konnten sie länger als eine halbe Stunde auf dem Gipfel verweilen. Die Rundsicht war sehr günstig und reichte von den Apenninen bis zu den Alpen des Berner Oberlandes und Graubündens. Von Thälern sind nur das des Gornergletschers und das von Macugnaga auf größere Weiten zu verfolgen, die übrigen waren fast alle verdeckt. Im Absteigen nahmen sie die Richtung gegen den Gornersee. Auf einer kleinen Felseninsel ob der Platte fanden sie in einer Höhe von 11,462 par. Fuß noch phanerogamische*) Pflanzen.

Nachdem sich Italiener, Schweizer und Deutsche an der Eroberung des Monterosa versucht hatten, durften die Söhne Albions nicht zurückbleiben. Man wundert sich fast, daß sie, welche dem Sport des Alpenkletterns mit besonderer Leidenschaft zugethan waren und allen anderen Nationen voran gehend, einen Alpen-Club gestiftet hatten, sich nicht unter den Ersten befanden, welche die Monterosa-Spitzen erklommen. Dafür sollte ihnen jedoch die Genugthuung werden, daß zwei der Ihrigen zuerst die oberste Spitze der höchsten Kuppe erreichten.

Auf den ersten Anlauf gelang es ihnen freilich auch nicht. Am 1. September 1854 gelangten drei Herren Smith aus Great-Yarmouth über den uns schon bekannten Sattel auf jene östliche Spitze, die schon zwei Mal erstiegen war. Sie errichteten dort einen Steinhaufen, senkten einen Stock hinein und hängten — in Ermangelung farbiger Stoffe — ein weißes Hemde daran. Das war die erste Fahne, welche auf den Höhen des Monterosa wehte. Gleich am folgenden Tage unternahm auch Professor Kennedy aus

*) Mit deutlichen Blüthen.

Cambridge die Besteigung; es erging ihm aber wie sechs Jahre zuvor Ulrich — nur seine Führer gelangten auf die Spitze und ihm fehlten noch 60 Fuß, deren Erklimmung aufgegeben werden mußte. Mit englischer Beharrlichkeit wiederholte er jedoch am 11. September den Versuch und gelangte glücklich auf die Kuppe, wo er sein rothes Taschentuch als Flaggenschmuck neben Herrn Smith's Hemde aufpflanzte.

Daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege die alleroberste Spitze nicht zu erreichen war, mußte jedem Kundigen einleuchten. So begann man denn im folgenden Jahre — 1855 — auf einem anderen Wege ihr beizukommen und gleich auf die westliche Spitze loszusteuern. Derselbe Herr Smith aus Yarmouth, der die östliche Spitze erreicht hatte, führte am 31. Juli 1855 nun diesen Gedanken glücklich aus unter der sehr geschickten Führung von Johannes zum Taugwald. Sie überschritten den Gornergletscher in seiner ganzen Breite, stiegen dann zu den Felsen „auf der Platte" empor und gingen nun in südöstlicher Richtung über weite Schneefelder aufwärts dem Felsenkamme zu, welcher von Westen auf die oberste Spitze führt. Nachdem dieser Kamm überklettert war, ging es dann über Eishänge, in welche Stufen eingehauen werden mußten und über steile Felsen an schwindelnden Abgründen vorbei. Wenn auch nicht ohne Mühe, so doch ohne Unfall ward die höchste (westliche) Spitze erklommen, von welcher sie nun auf die (22 Fuß) tiefer liegende Ostspitze herabsahen. Das Steinmannli war noch zu sehen, aber Herrn Smith's Hemde und Herrn Kennedy's Taschentuch war verschwunden; auch stärkere Fahnen würden dort oben eine Beute der Sturmgeister werden! Da einige lose Steine auf dem höchsten Gipfel — der gleichfalls wie der östliche aus Glimmerschiefer besteht — zur Verfügung standen, so baute man ein kleines Steinmannli und legte die Namen der ersten Ersteiger darin nieder.

3. Die Ersteigung durch die Herren Weilenmann und Bucher.

Einige Wochen nachher machte Herr Johann Jakob Weilenmann von St. Gallen, der rühmlichst bekannte Virtuos im Erklimmen

der höchsten Alpenspitzen*) und Herr Nationalrath Bucher von Regensberg im Kanton Zürich derselben höchsten Kuppe, welche der Engländer Smith erreicht hatte, auf demselben Wege einen Besuch. Sie hatten als Führer Johannes zum Taugwald (der die Engländer geführt hatte) und Peter zum Taugwald. Ein deutscher Archivrath, dessen lange Beine wohl zum Wandern auf der Ebene sehr geschickt, dessen Kräfte aber dem Hochgebirge nicht gewachsen waren — schon um seiner Kurzsichtigkeit willen — schloß sich an die Schweizer an. Dann kamen aber noch zwei junge Engländer mit zwei noch ganz unerfahrenen Führern, welche letztere den Anschluß suchten, weil sie selber der Führung bedurften und allein nicht hinaufgekommen wären. Es waren zusammen 10 Personen, die um $5^1/_2$ Uhr Morgens am 14. August 1855 aus dem Riffel-Wirthshaus aufbrachen.

Der Weg führte zuerst bei den kleinen Seen am Fuße des Riffelhorns vorbei nach der rothen Kumme; von dort wandte man sich links dem Abhange des Gornergrats zu, wo ein betretener Pfad fast eben fortlief und die Gesellschaft an den Rand des Gornergletschers brachte. Dieser mußte überschritten werden und bot durchaus keine Schwierigkeit, da keine breiten Spalten zu überschreiten waren. Doch flossen einige nicht schmale Bäche über den Gletscher hin, die wie auf dem Lande sich ein Bett gegraben hatten und zu übersetzen waren. Von der Großartigkeit des Gletschers kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die Wanderer, obwohl sie schnell gingen, doch $1^1/_4$ Stunden brauchten, um den Gletscherstrom in seiner Breite zu überschreiten.

Am jenseitigen Ufer angelangt, nahmen sie ihre Richtung nach der Felspartie „auf der Platte". Dort, nach einiger Rast und Stärkung für die nun folgende schwierigste Partie, wurde alles Entbehrliche zurückgelassen. In südöstlicher Richtung steuerte man auf das westliche Ende des Firnkammes hin, welcher auf die höchste Spitze führt. Je höher man stieg, desto weiter dehnten sich die Schneehänge und wenn auch nicht eben steil, waren dieselben wegen

*) Seine in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten interessanten Alpenfahrten hat er jetzt in dem Werke: Die Firnwelt (Leipzig 1872) zusammengestellt.

des staubigen Schnee's nicht leicht zu begehen. Johannes und Peter zum Taugwald hatten keine leichte Arbeit; sie gingen abwechselnd voran und geriethen zuweilen mit dem einen Fuße in eine tiefe Spalte. Die Uebrigen, welche einer hinter dem andern folgten, hatten es schon bequemer. Die einen trugen blaue oder grüne Schleier, die andern grüne Brillen, Herr Weilenmann beides. Um die Augen möglichst bei dem blendenden Schneeglanze zu schonen, ließ man sie auf dem dunklen Rücken des Vormannes ruhen, wozu man ohnedies meistens genöthigt war.

Links zog sich der Gornerhorngletscher hinab, welcher zwischen der höchsten Spitze und dem Nordende entspringt, mit seinem Chaos von Eiswürfeln und geborstenen Abhängen; in der Tiefe zur Rechten der Monterosagletscher, der dem weiten Firnmeere entströmt, das zwischen den höchsten Spitzen, Zumsteinspitze, Signalkuppe, Parrotspitze und dem Lyskamm sich ausdehnt.

Die Engländer und der Archivrath waren schlecht beschuht; der letztere trug dünnsohlige nur ein wenig mit Stiftchen benagelte Stiefel. Sie glitten nicht selten einen Schritt zurück, was für die hinter ihnen Gehenden sehr unangenehm war. Alle 10 bis 20 Schritt mußte Halt gemacht werden, um Athem zu schöpfen; gesprochen wurde gar nicht.

Erst als man auf dem Schneerücken angelangt war, trat der Fuß wieder auf nackten Fels. Noch einmal wurde ein Schneefeld überschritten, dann war der höchste Felsengrat erreicht — von der Platte bis dahin hatte man 3 Stunden gebraucht und nun eine Höhe, circa 14,000 par. Fuß erreicht. Herr Weilenmann, der sich unvorsichtiger Weise nicht mit wollenen Strümpfen versehen und dafür 3 Paar baumwollene und leinene übereinander gezogen hatte, fror sehr an die Füße und freute sich wieder in die Sonne zu kommen. Doch wurde dies Mal Niemand von Unwohlsein ergriffen, wenn auch Alle sehr matt geworden waren. Im Juli, als Herr Smith an diesen obersten Grat gelangte, war einer der ihn begleitenden Engländer ohnmächtig geworden und lag eine Zeit lang bewußtlos da, dem Erstarren nahe. Man brachte ihn an eine geschützte Stelle, zog ihm Schuh und Strümpfe aus, rieb Hände und Füße mit Schnee und brachte ihn wieder zu sich. Abgesehen von der größeren oder geringeren Reizbarkeit der Nerven der

Bergsteiger ist doch auch die Spannung und Temperatur der Luft so verschieden, daß mitunter auch schwächere Körperverfassungen ohne alles Unwohlsein davon kommen.

Auf dem verwitterten Grat, wo jeder Schritt sorgfältig erwogen werden mußte, wurden nun auch Schleier und Brillen abgelegt. Zu beiden Seiten, gegen Nord und Süd, gähnten fast senkrecht abfallende Schneewände, aus welchen hier und da spitze Felsen hervorragten. Wegen des frischgefallenen Schnee's war das Ueberklimmen des Grates besonders schwierig; wo die Sonne hin schien, da war er feucht geworden und wich unter Händen und Füßen. Klammerte man sich mit der nassen Hand an der von der Sonne nicht beschienenen Nordseite an, so blieb diese, sogleich anfrierend, kleben.

Herr Bucher, dem anfangs vor dem Schwindel bange war, gewöhnte sich bald an den Blick in die Tiefe. Die Engländer zeigten eine gewisse stumpfe Gleichgültigkeit, schienen das Gefährliche ihrer Lage gar nicht zu ahnen und benahmen sich äußerst unvorsichtig. Die Führer durften sie nie aus den Augen lassen und hatten ihre liebe Noth mit ihnen.

Johannes zum Taugwald war auf der kaum einen Fuß breiten Kante voran gegangen, aufrecht und schwindelfrei, mit den Füßen den Schnee stampfend, als ob er im flachen Felde ginge. Herr Weilenmann folgte ihm „mit angehaltenem Athem und nicht ohne Schaudern, gleichfalls aufrecht gehend." Endlich war man an den schroff aufragenden, nur noch 20 Fuß hohen Gipfel gelangt. Um aber an denselben heranzukommen, mußte man über eine Felsplatte schreiten, die glatt mit glänzendem Eise überzogen war und sich zum Gornergletscher hin neigte. Als dieses Hinderniß überwunden war, galt es noch eine kaminähnliche, fast senkrecht stehende Runse zu erklettern, welche auf die äußerste Spitze führt. Doch stellte sich da noch ein Hinderniß entgegen — eine Felsplatte schob sich vor, welche überturnt werden mußte. Peter zum Taugwald spreizte sich wie ein Kaminfeger fest in die Wände der Schlucht, ließ seinen Vetter Johannes auf seine Schultern treten und dieser überwand nun den Vorsprung mit kräftigem Armschwung.



Die Mont-Blanc-Kette
vom Brevent aus.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

Das Seil hatte er mit sich genommen und warf es Herrn Weilenmann zu, der es um das rechte Handgelenk wickelte; halb schwebend erreichte er mit den Knieen den vorstehenden Stein, dann bot ihm Johannes die Hand und mit wenigen Schritten hatte er die oberste Kuppe der höchsten Spitze erreicht.

Die anderen kamen alle nach und nach auch hinauf. Der arme Herr Archivrath mußte wie ein Waarenballen hinaufgehißt werden; man hatte ihm das Seil um den Leib gebunden und zog ihn dann hinauf. Schon beim Betreten des Grates hatte er Unglück gehabt; er hatte sich die Schulter ausgerenkt und nur mit Mühe vermochte einer der Führer, nach langem Ziehen und Stoßen, das Glied wieder einzurichten.

Es war $1^1/_2$ Uhr, als man oben anlangte; vom Riffelhause hatte man gerade 8 Stunden gebraucht.

Die Luft war ruhig, der Himmel sonnig, die Temperatur angenehm. Die nächste Umgebung lag in prachtvoller Reinheit, in strahlendem Glanze vor dem entzückten Blicke. Die Zumsteinspitze, Signalkuppe, Parrotspitze und Vincentpyramyde, welche das Firnplateau am östlichen Rande begrenzen, erschienen als ganz unbedeutende Höhen. Im Nordosten glitten die Blicke in eine Tiefe von 9000 Fuß hinab auf die grünen Matten des Thales von Macugnaga, man sah das Dorf und die Anza, die sich auf den Auen wie ein Silberfaden hinzog. Hier auf der Spitze fußhoher staubiger Schnee, der sich nicht einmal festtreten ließ — dort unten italienische Sonnengluth!

Die Gebirgskette im Westen, vom Lyskamm bis zum kleinen Mont-Cervin, lag auffallend tiefer; das Matterhorn ragte gebieterisch über seine Umgebung empor und kam dem höchsten Standpunkte auf der Monterosakette nahe. Noch weiter nach Westen in einer Entfernung von etwa 18 Stunden thronte in einsamer Majestät der Montblanc. Er erhob sich ganz isolirt und von den ihn umgebenden Höhen nicht beeinträchtigt als mächtiger Dom über den Horizont hoch empor und unterschied sich durch seine stärkere gelbröthliche Färbung von den näheren Gipfeln. Die Dent blanche, das Weißhorn, die zackigen Mischabelhörner und andere Spitzen des Saasgrates, sowie das nähere scharfkantige Nordende lagen in vollkommener Klarheit da. Am nördlichen

Horizonte ragten einige der höchsten Gipfel der Berner Alpen - Jungfrau, Finsteraarhorn und Schreckhörner — aus dem compakten Nebel hervor, welcher die Thäler und Schluchten ringsum bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß erfüllte. Auch über den Ebenen Piemonts und der Lombardei wogte ein Nebelmeer, in seiner Einförmigkeit großartig. Auch nach Osten hin war die Aussicht nicht frei; nur einige weiße Punkte schimmerten aus der Dunstmasse hervor.

Die oberste Kuppe dacht sich etwas nach Süden ab, ist aber so schmal, daß nur drei Personen dicht gedrängt bei einander Platz haben. Dicht am Rande der Wand, welche senkrecht gegen Norden abstürzt, fand man das kleine „Steinmannli", nur wenig über den Schnee hervorragend und darin ein Couvert mit den Namen der Herren Smith. Auch breite rothe und schwarze Seidenbänder waren hineingewickelt. Herr Weilenmann schnitt einige Enden ab und schickte sie später nach England zur Kenntnißnahme der ersten Ersteiger. Natürlich ließen ihre Nachfolger auch ihre Namen auf Papierstreifen geschrieben zurück; die Hände waren jedoch so steif, daß sie kaum zu schreiben vermochten. „Würde man hier vom Nebel überrascht", schreibt Herr Weilenmann, „oder träte nur für einige Zeit eine Wolke vor die Sonne, so müßte es vor Kälte geradezu nicht auszuhalten sein". Je nachdem. Wie die auffallend verschiedenen Temperaturangaben beweisen, ist es mitunter auch auf den höchsten Gipfeln verhältnißmäßig mild. Da die Luft ganz still war, konnten die glücklichen Monterosa-Wallfahrer eine halbe Stunde oben bleiben.

Die Abfahrt schildert Herr Weilenmann also: Da wir noch vor Einbruch der Nacht den Gornergletscher zu passiren hatten, war es hohe Zeit, aufzubrechen. Ich trennte mich nur ungern von der erhabenen Scene und stand allein noch oben, als die Uebrigen, mit Ausnahme von Johannes zum Taugwald, schon alle die Runse hinuntergestiegen und zum Theil wieder auf dem Grate angelangt waren. Ich ließ mich am Seile hinunter, das Johannes hielt; meine rechte Hand, an der ich den Handschuh verloren, war so erstarrt und gefühllos, daß sie das Gewicht des Körpers kaum mehr zu tragen vermochte. — Der Rückweg über den Grat ging glücklich, aber fast ebenso langsam

von Statten, wie Morgens. Der Herr Archivrath hatte zur Vorsicht damals noch das Seil um den Leib gebunden und wurde von Peter daran geführt. Die obersten steilen Schneehänge, obwohl nun seit Stunden der Sonne ausgesetzt, waren noch gefroren. Wir hatten wieder, und zwar nun mit den Absätzen, in die eingehauenen Tritte zu treten und mußten sehr behutsam gehen, um nicht auszugleiten. Als wir die weniger abschüssigen Schneefelder erreicht, fing es an wärmer und behaglicher zu werden; man durfte ohne Gefahr sich wieder etwas vergessen und um sich schauen. Die Strahlung war so intensiv, daß wir Brille und Schleier wieder hervornehmen mußten.

Da ich mit Johannes den Vortrab bildete, band er mir, der hier und da vorkommenden Schründe wegen, das Seil um den Leib. Der aufthauende Schnee machte das Gehen äußerst beschwerlich. Ich hatte mich gefreut, über einige lange Schneefelder hinuntergleiten zu können, es wollte aber nicht recht gehen. Selbst sitzend kam ich kaum vorwärts.

Je mehr man sich dem ersten Haltpunkte „auf der Platte" und dem Fuße des Lyskammes, der Zwillinge und des Breithorns näherte, um so riesiger wuchsen die Gebirgskolosse wieder empor, um so üppiger prangten sie in der Abendbeleuchtung. Ihre Zinnen und Abhänge strahlten in nie geahnter Pracht und Glanzesfülle auf dem Azur des klaren Himmels. Es war ein herrlicher, über die Maaßen großartiger Anblick; nur schade, daß man sich der Augen wegen nicht ganz dem Genusse desselben hinzugeben wagen durfte. Trotz aller Vorsicht spürte ich bereits die Wirkung der starken Strahlung. Die dunkeln Felsplatten boten uns, seit Stunden nur von blendenden Schneefeldern umgeben, sehr wohlthuende Abwechslung.

Man sah jetzt den kleinen weißgrün gefärbten Gornersee*) etwas nördlich, in einer Vertiefung und an der Stelle, die ihm auf den Karten angewiesen ist. Leider mußten wir, in dem wir den Gornergletscher überschritten, der prächtigen Gruppe vom Monterosa bis zum Breithorn, die in den Strahlenfluthen der sich

*) Die Gletscherseen schwinden und wachsen, so daß es vom Zufall abhängt, wenn man sie in ihrer Fülle erblickt.

neigenden Sonne von Minute zu Minute schöner wurde, für einige Zeit den Rücken wenden. Auf dem Gletscher hatte sich seit dem Morgen, wo noch Alles gefroren war, ein reges Leben entwickelt. Ueberall murmelten, von der Sonne ihrer Fesseln entledigt, kleine und größere Bäche, die hier und da in ihrem beeilten Lauf Cascaden bildeten oder sich mit lautem Getöse plötzlich durch eine Spalte in's Innere des Gletschers stürzten. Etwa in der Mitte desselben fanden wir ein Häufchen gebleichter Knochen, welche nach Kopf und Hörnern zu urtheilen, von welchen letzteren nur noch der innere knochige Theil übrig war, einer Gemse gehört hatten.

Wir waren dem rechten Ufer nicht mehr fern, als plötzlich der eine Engländer vor unsern Augen verschwand. Jesus Maria! schrie Peter entsetzt und stürzte ihm mit Johannes nach. In einem Nu hatten sie den Graben, in welchen er gefallen, knieend überspreizt; er war eben im Begriff, von dem schnell dahineilenden Wasser weggetragen zu werden, als sie ihn an Armen und Kleidern erwischten und auf's Trockene brachten. Wir hatten ihn im ersten Augenblicke in größerer Gefahr geglaubt, doch hätte es ihm übel ergehen können, wenn die wackeren Führer nicht so schnell bei der Hand gewesen wären. Der Bach, in welchen er gefallen, ergoß sich in geringer Entfernung in einen der 30 bis 40 Fuß weiten ziemlich tiefen mit Wasser gefüllten Trichter, deren es hie und da auf dem Gletscher gibt.

Daß dem Engländer, der in Gummischuhen (!) den Gletscher überschritt, so etwas begegnen konnte, darf nicht Wunder nehmen. Diese Leute kennen die Gefahren solcher Gebirgspartieen gar nicht; die Führer aber sollten eine solche Fußbekleidung gar nicht zulassen. Als wir über die Felsplatten hinuntergingen, war derselbe junge Mann im Begriff, kopfüber auf die Nase zu fallen, wurde aber von einem der Führer am Rockschooße erwischt. Ob er die ganze Tour in Gummischuhen machte, weiß ich nicht. Ich fand nachher einen der fatalen Schuhe am Abhange des Gornergrates, wo die Engländer uns vorangeeilt waren.

Einmal wieder an diesem Abhange auf terra firma angekommen, waren wir geborgen nnd brauchten nicht mehr zu eilen. Wir genossen mit aller Muße das wundervolle Schauspiel, das uns jetzt zu Theil wurde und zum Schlusse den erhabensten Genuß

des an Genüssen so reichen Tages bot. Die Sonne überfluthete mit ihren letzten Gluthen die stolzen Häupter und eisigen Gehänge des Breithorn's, der Zwillinge und des Lyskammes. Den Monterosa, der vermöge seiner Stellung der untergehenden Sonne ein viel breiteres und fast schattenloses Schneegewand weist, muß man bei dieser Beleuchtung gesehen haben*), wo er an Glorie seine bescheideneren Nachbaren überstrahlt. Ein erhabenerer Anblick als diese Reihenfolge tief gerötheter Schneemassen läßt sich kaum denken. Und dazu die herrliche Ruhe, die lautlose, geheimnißvolle Stille, die ringsum herrschte! Ich vermochte kaum, mich von dem herrlichen Bilde loszumachen und mußte mich immer und immer wieder danach umwenden.

— Als wir von der rothen Kumme einen letzten Blick zurückwarfen, hatte sich das Bild, wenige Minuten zuvor noch von Leben und Wärme erglühend, in dasjenige des Todes und der Erstarrung umgewandelt. Die riesigen Formen schimmerten nur noch wie verklärte Geistergestalten in bleichem Lichte uns entgegen. Höchst befriedigt über das schöne Ende des Tages beeilten wir uns, das Riffelhôtel zur erreichen. Wir schätzten uns glücklich, uns ganz wohlbehalten wieder im warmen traulichen Stübchen geborgen zu finden, das, indem wir es mit dem eisigen Grat der höchsten Spitze verglichen, an Behaglichkeit nur gewinnen konnte.

*) Wegen der herrlichen Fülle von rosafarbener Gluth, womit ihn die aufgehende und untergehende Sonne schmückt, trägt er seinen Namen mit nicht minderem Recht als wegen der zu einem Kreise sich rundenden Stellung seiner höchsten Gipfel. Die Purpurgluth, in welche die auf- und niedergehende Sonne den Monterosa taucht, wirft noch ihre Strahlen auf die Fenster des Königspalastes in Turin, auf das Marmordach des Mailänder Doms, in die blaue Fluth des Langen- und Comer-See's.

Das Matterhorn.

4. Die verhängnißvolle Besteigung des Matterhorns, am 14. Juli 1865.

Das Matterhorn, nicht unpassend der „Löwe von Zermatt" genannt, ist und bleibt der Liebling aller Wanderer, die von Visp im Nicolaithal nach dem berühmten und vielbesuchten Dörflein Zermatt pilgern; es ist die am kühnsten aufgebaute, am wildesten und trotzigsten und zugleich am großartigsten und gewaltigsten sich darstellende Felspyramide der Alpen. Das Wetterhorn in den Berner Alpen — bekanntlich die schönste und vollkommenste Pyramidalform der Alpenkolosse — würde, neben das schlankere und doch entsetzlich wild sich aufbäumende Matterhorn gestellt, keineswegs gewinnen. Monte Sylvio haben es die Italiener, die Franzosen Mont Cervin, (wörtlich „Hirschhornberg"), „die große Krone" — Grande Couronne — die französisch sprechenden Bewohner des Einfischthales genannt. Zum Unterschied vom kleinen Matterhorn (12,012 Fuß hoch) links vom Theodulhorn auf dem Wege zum Mont Cervin gelegen, heißt es auch das „große Matterhorn."

Lange schon, bevor man Zermatt erreicht, wirkt das erste Erscheinen dieses wunderbaren Obelisks elektrisirend auf Alle, die sich ihm nahen. Anders zwar erscheint er von der italienischen Südseite, aus dem Tournanche-Thal gesehen, mit seinem viel breiteren massigeren Untergestell und weniger schroff abfallenden Flanken; doch nicht minder kühn und trotzig emporragend und jeden Angriff des Menschen stolz zurückweisend. Von der Zermatter Seite wirkt seine fast senkrecht abfallende scharf geschnittene Spitze geradezu abschreckend auch auf die verwegensten kräftigsten Bergsteiger, die sich am Montblanc, an den Riesen des Berner Oberlandes, am Bernina und Tödi versucht und erprobt hatten. — Sie gingen alle scheu um den Unnahbaren herum und spähten vergebens nach einem nur einigermaßen brauchbaren Pfade. Längst war die höchste

Spitze der Berner Alpen, das Finsteraarhorn, erstiegen und selbst die höchste Kuppe der sehr unzugänglichen Schreckhörner, die bis zum Jahre 1861 allen Angriffen getrotzt, hatte sich's gefallen lassen müssen, vom Fuße des Menschen überschritten zu werden. Nur das Matterhorn allein galt für unersteigbar. Kein Wunder, daß es — gerade deshalb — auf die waghalsigen Bergsteiger mit magischer Anziehungskraft wirkte. Je größer die Gefahr, um so größer der Ruhm!

Die englischen Alpenclubisten waren es ganz besonders, welche eine Ehre darin suchten, das scheinbar Unmögliche dennoch zu leisten. Drei der besten Kletterer, Tyndall, Kennedy und Whymper, wetteiferten, die Palme der ersten Besteigung des Matterhorns zu erringen. Professor Tyndall machte auf der Südseite des Berges im Jahre 1860 einen sehr kühnen Angriff und drang bis zu jenem Einschnitt empor, der das Matterhorn mit der Dent d'Hérens verbindet; es war wohl diejenige Stelle, welche die Einwohner des Tournanche-Thales mit dem Namen Col de lion (Löwensattel) bezeichnen. Im Jahre 1862 erneuerte er seine Versuche von Zermatt aus — wiederum vergeblich. Im folgenden Jahre unternahm er von Breuil (auf der Südseite) einen dritten Versuch, nachdem der von Whymper mißlungen war. Am 27. Juli stieg er mit seinen zwei Führern an dem Felscoloß empor und als man eine kleine Hochfläche erreicht hatte, wurde das Zelt aufgeschlagen. In der Frühe des anderen Morgens begann die schwere Arbeit. Eine senkrechte Felswand versperrte das Weitersteigen; doch sie hatte einige schmale Ritzen und Ränder. Der erste Führer (Bennen) steigt hinauf, indem es ihm gelingt, die Finger in die Spalte zu bringen. Auf der Achsel seines Kameraden stehend, drängt er auch seine eisenbeschlagenen Schuhe in die Ritze. Dann befestigt er oben ein Seil, mittelst dessen auch die Anderen diese böse Stelle überwinden. Dann folgt ein sanfterer Abhang; man erreicht einen Gipfelpunkt, von welchem die höchste Spitze sichtbar wird. Schon ruft der Führer: Victoria! — doch man triumphirte zu früh. Volle $5\frac{1}{2}$ Stunden war man (vom Zelte aus) in einem Zuge geklettert und noch lag der Gipfel so weit, daß die Kraft, ihn zu erreichen, nicht mehr vorhanden war. Nachdem man zwei Steinpyramiden errichtet und eine Fahne aufgepflanzt hatte,

kehrte die Gesellschaft zurück; das Seil ließ sie an der gefährlichen Stelle zur Hülfe für spätere Matterhornfahrer.

Von den Versuchen Kennedy's sei nur erwähnt, daß dieser, in der Voraussetzung, die winterliche Schneedecke, welche die Eis- und Felshänge einhüllte, würde das Aufsteigen erleichtern, mitten im Winter, nämlich im Januar 1862 nach Zermatt reiste, mit seinen Führern am schwarzen See in der kleinen Kapelle das Nachtlager einrichtete und dann vom Rücken des Hörnli aus das Matterhorn in Angriff nahm, doch bald von der Kälte und dem Schneewehen gezwungen wurde, nach Zermatt zurückzukehren.

Eduard Whymper, gleich den beiden genannten Herren mit der Alpenwelt wohl vertraut, ebenso zäh als gewandt im Bergsteigen, schwindelfrei, waghalsig bis zur Todesverachtung und kühl auch in der größten Gefahr, hatte die Ersteigung des Matterhorns recht eigentlich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, hatte, wie ein Astronom, der den Mond durch's Fernrohr bereist, um eine Karte seiner Oberfläche zu zeichnen, schon manchen Sommer daran gewandt, mit dem Tubus die kahlen und glatten Wände des Matterhorns zu studiren, jeden Schrund, jede Spitze, jede Eis- oder Schneerille sich zu merken, jeden möglichen Vortheil benutzen zu können. Spiegelglatt ist kein Felshaupt geschliffen, wenn es auch noch so kahl und schroff in den Himmel ragt; in die Eiswände, mögen sie auch noch so steil sein, haut ein gutes Beil Treppenstufen. Was das Gestein betrifft, so ist das Matterhorn nicht krystallinisches Urgebirge, sondern aus Felsarten gebildet, welche der Schieferformation angehören, zwar auch sehr der Verwitterung ausgesetzt sind, jedoch viel weniger Zacken, Galerien und Kuppen darbieten als das granitische Gestein. Das größte Hinderniß für die Besteigung ist aber, wenn die Abstürze so schroff sind, wie am Matterhorn. Und dazu kommt, daß der oft sehr rasche Temperaturwechsel in den hohen Regionen die feuchte Oberfläche der Felsen plötzlich verglasen, mit einer dünnen Eiskruste überziehen kann.

Doch gleichviel. Im Sommer des Jahres 1863 (18. und 19. Juli) wagte er einen sehr energischen Angriff. Sieben Mal unternahm Whymper den gefährlichen Versuch, den Riesen zu bezwingen. Er drang höher hinauf, als alle seine Vorgänger,

aber dann kam er an eine Stelle, wo die Führer, die steilen Wände über sich, den gähnenden Abgrund unter sich, erklärten, es sei vermessen und geradezu unmöglich, weiter zu klimmen. Whymper voll Begeisterung und unbeugsamen Muthes, fest entschlossen, das begonnene Werk zu vollenden, erklärte, allein seinen Weg fortsetzen zu wollen. Mit dem Beil in der Hand stieg er empor, hieb sich in die glatte Eiswand Stufen und als er diese erklommen, glaubte er, im Vertrauen auf seine Beobachtungen durch's Fernrohr, keine Eiswände mehr fürchten zu müssen. Um besser mit beiden Händen sich anklammern zu können, ließ er das Beil zurück und stieg weiter. Die Führer hatten aber sehr Recht gehabt; bald war's mit dem Steigen vorbei, Whymper konnte nicht weiter und mußte wieder zurück. Als er wieder zu jener Stelle kam, wo er die Stufen in's Eis gehauen, da — o Schrecken! — fand er sie von der kräftig scheinenden Sonne schon halb weggeschmolzen. Sein Beil konnte er nicht mehr bekommen und so nahm er denn seinen Alpenstock, um in dem Eise zu arbeiten. Doch diese Versuche mißlangen, eine Eisstufe unter seinen Füßen wich und der Verwegene rollte über den Rand des Abgrundes in eine 195 Fuß tiefe Kluft hinab, Gesicht und Leib an den Felsspitzen aufreißend. Glücklicherweise hatte sich unten in der Spalte Schnee gesammelt, auf welchem er, furchtbar zerschunden und halb betäubt, liegen blieb und sich allmählich von seinem Sturz erholte.

Durch den erlittenen Unfall keineswegs abgeschreckt, kehrte Whymper im folgenden Jahr (1863) wieder zu seinem Matterhorn zurück und begann, von dem Führer Carrel und mehreren Trägern begleitet, am 10. August einen neuen Angriff. Sie erreichten die ansehnliche Höhe von 3860 Meter (noch 237 Meter höher als der Tödi), schlugen an steilem Hange ihr Zelt auf und wollten am nächsten Morgen die letzte Höhe erklimmen. Es trat aber so stürmisches Wetter ein, daß man zurückkehren mußte und froh war, Breuil ohne Unfall wieder erreicht zu haben.

Das nächstfolgende Jahr 1864 hatte einen sehr ungünstigen Sommer; alle Versuche zur Ersteigung des Matterhorns unterblieben. Im Sommer 1865 endlich sollte das große Werk gelingen; aber mit welchen Opfern!

Alle bisher angestellten Versuche waren von der italienischen

Seite her unternommen worden und da sie bisher mißlungen waren, wollte man's nun auf der Schweizer Seite, von Zermatt aus, versuchen, trotzdem, daß von dieser Seite wegen des steileren Absturzes des Berges das Unternehmen noch viel kühner und lebensgefährlicher war.

Am 12. Juli 1865 war Whymper in Begleitung des kaum 19jährigen Lord Francis Douglas über das Matterjoch nach Zermatt gekommen, um dort die nöthigen Anstalten zur Ersteigung des Matterhorns zu treffen. Das Zelt, die Seile nebst dem übrigen Apparat waren bereits in der kleinen Kapelle beim Schwarzsee abgelegt worden. Als Führer wählte man Peter Taugwalder, einen erprobten Bergsteiger, der schon 80 Mal den Monterosa bestiegen hatte und stellte ihm frei, nach seiner Wahl noch für einen zweiten Führer zu sorgen.

Unterdessen fanden sich noch zwei andere Mitglieder des Londoner Alpenclubs in Zermatt ein; der Reverend (Geistlicher der englischen Hochkirche) Charles Hudson mit seinem jungen Freunde Hadow; beide gleichfalls entschlossen, das Matterhorn zu besteigen.

Eine Verständigung zur gemeinsamen Bergfahrt war bald erzielt. Whymper hatte alle Ursache, für die Tüchtigkeit des jungen Douglas einzustehen und der Reverend hatte viel Zutrauen zu Mr. Hadow. Als sich Whymper nach dessen Kletterfähigkeit erkundigte, erhielt er den Bescheid, Herr Hadow habe den Montblanc in kürzerer Zeit als seine Vorgänger erstiegen und es sei daher gar nicht zweifelhaft, daß er auch das Matterhorn bestehen werde.

Ihren Führer hatten Hudson und Hadow bereits von Chamouny mitgebracht; es war der starke und zuverlässige Michael Croz. Mit zwei so ausgezeichneten Führern glaubten die vier Clubmänner schon durchzukommen. Auf den Wunsch des Vaters Taugwalder wurden noch dessen beide Söhne als Träger mitgenommen und außer dem Gepäck noch mit dem nöthigen Proviant belastet. Die in der Kapelle beim Schwarzsee hinterlegten Seile hatten die Führer an sich zu nehmen. Sie gehörten Herrn Whymper und bestanden aus drei verschiedenen Sorten: ein 200 Fuß langes, nach den Vorschriften des Londoner Alpenclubs gearbeitetes, sehr festes aus bestem Hanfgarn; ein 150 Fuß langes, etwas dickeres

und ein 200 Fuß langes leichteres und dünneres, wie es Whymper auf seinen Fahrten oft gebraucht hatte.

Da man am Abhange des Matterhorns übernachten und den ersten Tag nicht gar hoch steigen wollte, ward der Aufbruch erst nach halb sechs Uhr Morgens begonnen. Es war der 13 Juli. Um 8 Uhr hatte man den Schwarzsee erreicht und stieg dann, mit Seilen und Geräthschaften versehen, gemächlich weiter, dem Grat entlang, der das Hörnli mit der Matterhornpyramide verbindet. Um 11 Uhr 20 Minuten erreichte man ihren Fuß. Nun wurde der Grat verlassen, eine Schwenkung nach links gemacht und das Emporklettern auf der nordöstlichen Seite des Berges begonnen. Schon vor 12 Uhr hatte man einen bequemen Platz für die Aufstellung des Zeltes gefunden und für diesen Tag das Ziel erreicht.

Michael Croz und der ältere der Söhne Taugwalders benutzten die zweite Hälfte des Tages zu einer Recognoscirungsfahrt aufwärts, während die übrigen die Plattform und die Aufstellung des Zeltes in Ordnung brachten. Die beiden Männer kehrten wohlbehalten zurück und meldeten sehr erfreut, daß, so weit sie aufgestiegen wären, sich keine ernstliche Schwierigkeit dargeboten hätte und sie seien überzeugt, daß, wenn man ohne sich lange aufzuhalten weiter marschirt sei, die Spitze des Berges noch zeitig erreicht worden und auch die Rückkehr bis zu der Stelle, wo man das Nachtlager halten wollte, möglich gewesen wäre.

Man war heiter und guter Dinge und als die Nacht einbrach, nahm Jeder seine wollene Decke. Whymper, Lord Douglas und die Taugwalder blieben im Zelt, die übrigen zogen es vor, im Freien zu campiren. An festen Schlaf war natürlich nicht zu denken. Schon vor Tagesanbruch war Alles wieder auf den Füßen und man brach auf, sobald es die hellere Dämmerung erlaubte. Der jüngste Taugwalder wurde beim Zelt zurückgelassen. Um 6 Uhr 20 Minuten hatte man eine Höhe von 12,800 englische Fuß*) erreicht und machte einen halbstündigen Halt. Dann ging es ohne Rast aufwärts bis 9 Uhr 55 Minuten, wo man in einer Höhe von etwa 14,000 englische Fuß sich zum letzten Angriff

*) Der engsische Fuß ist kleiner als der französische; 1 Par. Fuß beträgt $1_{,065728}$ englische Fuß. 1 Meter also $= 3_{,280783}$ englische Fuß.

stärkte. Bis dahin waren die sechs Männer an der nordöstlichen Seite des Berges emporgestiegen, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen. Vom Seil hatten sie nur selten Gebrauch gemacht. Nun waren sie an dem Einschnitt angelangt, über welchen die Spitze, von Zermatt aus gesehen, überhängend erscheint. Sie mußten sich also nach der anderen Seite wenden und wandten sich, nachdem sie noch eine Weile auf dem Grat fortgeschritten waren, nordwestlich.

Waren bis dahin abwechselnd Whymper und Hudson an der Spitze des Zuges gewesen, so nahm man jetzt eine Aenderung in der Aufeinanderfolge so vor, daß Croz voranging; dann kam Whymper, dann Hudson, Hadow, Lord Douglas und die beiden Taugwalder. Da an manchen Stellen fast gar kein Halt war war, so mußte ein Fußpaar voran sein, von dem man sicher war, daß es nicht ausglitt. Doch blieb der Steigungswinkel meist unter 40 Grad in Folge des gefallenen Schnee's, der manche Vertiefungen ausgefüllt hatte. Nur hier und da trat der nackte Stein hervor, war dann aber auch stets mit einer Eiskruste überzogen. Auf diesen glatten Stellen strauchelte der unsichere Fuß Hadow's öfters und er bedurfte wiederholt der Unterstützung.

Je näher man dem Gipfel kam, desto geringer ward die Mühe des Steigens und bald konnten Croz und Whymper den anderen voraneilen; um 1 Uhr 40 Minuten hatten sie die Spitze erreicht, die Uebrigen langten 10 Minuten später an. Von Zermatt hatte man bereits längere Zeit die Fernröhre auf den Gipfel des Matterhorns gerichtet und sah nun, wie die Gesellschaft denselben erreichte und auf demselben Halt machte. Whymper hatte auf den Südabhängen die sieben Italiener bemerkt und war nicht wenig besorgt, sie möchten ihm zuvorgekommen sein. Es war nicht der Fall. Die Freude, das hohe Ziel erreicht zu haben, ließ für den Augenblick alle überstandenen Gefahren vergessen. Keiner in der Gesellschaft fühlte sich erschöpft oder klagte über Müdigkeit. Nur als beim Hinabgehen Whymper und Croz allein noch auf der Spitze standen und der erstere die Bemerkung machte, das Aufsteigen habe doch viel Zeit in Anspruch genommen, äußerte sich Croz: Ich wollte, ich könnte mit Ihnen und einem der Führer den Rückweg allein machen, ohne die Andern!

Die Gesellschaft verweilte, in der großherrlichen Aussicht schwelgend, eine Stunde auf dem Gipfel. Dieser ist ein unebener Bergrücken von 350 bis 400 Fuß (englisch) in der Länge, auf der einen Seite sehr abschüssig, auf der anderen, welche sich nach den Gletschern von Zmutt hinabzieht, von mäßiger Neigung, so daß er mit großer Leichtigkeit überschritten werden kann. Es gibt verschiedene kleine Spitzen auf diesem Bergrücken; die höchste derselben ist gewöhnlich von einem Schneekegel bedeckt. Croz pflanzte auf dem Nordende den Zeltpfahl in den Schnee und hing die Flagge daran. Sie flatterte nicht und hob sich nicht, da die Luft ganz still war. Die Atmosphäre war ohne Wolken und Nebel und hatte jene Durchsichtigkeit, die einen Umschlag des Wetters ankündigt. Die entferntesten Berge erschienen so klar und deutlich in ihren Umrissen, wie die nächsten. Die Bergketten und Berggruppen hatten sich, dem Blicke offen, alle in Reih und Glied aufgestellt. In der Nähe die mächtige weißstrahlende Dent blanche, das Gabelhorn und spitze Rothhorn; dann das unvergleichliche Weißhorn und die thurmartigen Mischabelhörner, flankirt vom Allalinhorn, Strahlhorn und Rimpfischhorn; dann der Monterosa mit seinen vielen Spitzen, der Lyskamm und das Breithorn. Im Osten schweifte der Blick bis zum Disgrazia und Ortler, nordöstlich ruhete er auf dem Berner Oberland, beherrscht vom Finsteraarhorn. Im Süden waren die Ebenen von Piemont deutlich zu erkennen. Der Monte-Viso, ja sogar die See-Alpen stellten sich dar, frei von Dunst und Nebel. Dann der Mont Pelvoux (die „erste Liebe" Whympers), die Spitzen der Grajischen Alpen und im Westen — strahlend im vollen Sonnenlicht — der Montblanc, der König aller. Am Nordfuß des Matterhorns 10,000 Fuß (englisch) tief lagen die grünen Gefilde von Zermatt mit ihren Holzhäusern, aus denen bläulicher Rauch langsam und träge emporstieg. Auf der Südseite, 8000 (englische) Fuß tief, die Alpweiden von Breuil — hellschimmernde Wiesen und schwarze düstere Nadelholzwälder. Springende Wasserfälle und ruhige Seen, öde Wüstenein und fruchtbare Felder; kalte Hochflächen und heiße Ebenen, steile Felswände und wellenförmige sanfte Hänge; Felsenketten und Schneegebirge; helle und dunkle Farben; Wälle und Thürme, Dome und Spitzsäulen, Kegel und Pyramiden — ein

Zusammen von Allem, was die Welt zu bieten hat und was das Herz sich wünschen mag.

„One crownded hour of glorious life" — ruft Whymper, dieser Stunde gedenkend, in seinem 1871 schon in zweiter Auflage erschienenen Werke*), worin er seine kühnen Bergfahrten geschildert hat, aus. Wie nahe aber im Menschenleben das Klägliche an das „Glorioſe" grenzt, das sollte auch hier sich zeigen.

Das Herabsteigen begann. Whymper schildert es in seinem Times-Artikel, der zum Zwecke hatte, alle falschen Gerüchte und Muthmaßungen niederzuschlagen, folgendermaßen:

„Wir blieben etwa eine Stunde lang auf dem Gipfel und während dieser Zeit besprachen Hudson und ich uns miteinander über die beste und sicherste Art, uns zu vertheilen. Wir kamen dahin überein, daß es am zweckmäßigsten sein würde, wenn Croz, als der stärkste von uns, voranginge; ihm sollte als der zweite Hadow folgen. Hudson, der es an Sicherheit des Fußes mit jedem Führer aufnehmen konnte, wollte der dritte sein; Lord F. Douglas erhielt den vierten Platz und der alte Taugwalder, als der stärkste der übrigen, den zunächst folgenden. Ich schlug Hudson vor, sobald wir an die gefährliche Stelle gekommen sein würden, dort ein Seil an der Felswand zu befestigen, um ein weiteres Schutzmittel zu haben. Er billigte den Gedanken; doch ward die Ausführung nicht definitiv beschlossen.

„Die Gesellschaft stellte sich nun in der erwähnten Reihenfolge auf, während ich den Gipfel skizzirte, und die Anderen warteten auf mich, damit ich mich an meiner Stelle anbinden lasse, als es einem von uns einfiel, daß wir unsere Namen nicht in einer Flasche zurückgelassen hätten. Ich ward gebeten, sie aufzuschreiben und entfernte mich, während ich dies that. Ich holte die Gesellschaft ein paar Minuten später ein, gerade in dem Augenblicke, wo das Herabsteigen an der (gefährlichen) Stelle begann, und hielt mich dem jungen Taugwalder zunächst am Seile fest.

„Wir verfuhren mit der größten Vorsicht. Nur immer Einer allein bewegte sich zur selben Zeit; wenn er festen Fuß gefaßt

*) Scrambles amongst the Alps in the years 1860—69. London, John Murray

hatte, that der nächste einige Schritte vorwärts und so fort. Die durchschnittliche Entfernung zwischen jedem Einzelnen von uns mochte etwa 20 Fuß betragen. Doch war kein zweites Seil an den Felsen befestigt worden und es war nicht mehr die Rede davon. Der Vorschlag war ausschließlich um Herrn Hadow's willen gemacht worden und ich weiß wahrhaftig nicht, ob mir der Gedanke wieder einfiel. Ich war, wie ich auseinander gesetzt habe, von den Uebrigen getrennt und folgte ihnen; aber nach ungefähr einer Viertelstunde bat mich Lord F. Douglas, das Seil in der Nähe des alten Taugwalder zu fassen, da er, wie er sagte, fürchtete, daß, wenn ein Fehltritt statt finden sollte, Taugwalder nicht im Stande sein möchte, ihn zu halten. Es geschah dies kaum 10 Minuten vor dem Unglücksfall und rettete ohne Zweifel Taugwalders Leben.

„So viel ich weiß, war in dem Augenblicke, wo sich der Unfall zutrug, kein Einziger von uns im Vorwärtsschreiten begriffen. Doch kann ich das nicht mit Bestimmtheit behaupten und ebensowenig können es die Taugwalder, da die beiden Vorangehenden unseren Blicken zum Theil durch einen zwischen uns liegenden Felsblock entzogen waren. Der arme Croz hatte seine Axt bei Seite gelegt und um Herrn Hadow größere Sicherheit zu verleihen, faßte er ihn geradezu bei den Beinen und setzte seine Füße, einen nach dem anderen, in die richtige Stellung. Nach den Schulterbewegungen der beiden zu urtheilen, glaube ich, daß Croz, nachdem er das eben Gesagte gethan hatte, gerade im Begriff war, Kehrt zu machen, um selbst einen oder zwei Schritte vorwärts zu thun, als Hadow ausglitt, auf ihn fiel und ihn niederwarf. Ich hörte einen Aufschrei des Michael Croz und sah, wie er und Hadow abwärts stürzten; gleich darauf verlor Hudson seinen Halt und Lord F. Douglas flog ihnen sofort nach. Das war das Werk eines Augenblicks; sobald aber Taugwalder und ich den Aufschrei des Croz hörten, stemmten wir uns so fest entgegen, wie die Felsen es gestatteten; das Seil zwischen uns war straff und der Ruck traf uns wie einen einzigen Mann. Wir hielten uns; aber das Seil riß mitten zwischen Taugwalder und Lord F. Douglas. Zwei oder drei Sekunden lang sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf dem Rücken hinunterrutschen und ihre Hände ausbreiten,

um irgendwo einen Halt zu gewinnen und sich zu retten. Dann verschwanden sie einer nach dem andern und stürzten von einem zu dem andern Vorsprung, bis sie unten am Matterhorngletscher anlangten. Sie waren beinahe 4000 Fuß tief gestürzt. Von dem Augenblick, wo das Seil riß, war es unmöglich, ihnen zu helfen.

„Eine halbe Stunde lang blieben wir auf demselben Fleck, ohne auch nur einen Schritt zu thun. Die beiden Taugwalder, vom Schrecken gelähmt, weinten wie die Kinder und zitterten so furchtbar, daß wir mit dem Geschick der anderen bedroht wurden. Sobald wir nach einer sicheren Stelle hinabgestiegen waren, verlangte ich nach dem zerrissenen Seile und fand zu meinem Staunen, ja zu meinem Entsetzen, daß es das schwächste der drei Seile war. Da die ersten fünf Mann sich befestigt hatten, während ich meine Skizzen machte, so hatte ich nicht auf das Seil geachtet, dessen sie sich bedienten und konnte jetzt nur zu dem Schluß gelangen, daß sie es für gut befunden hatten, diesem den Vorzug vor den andern zu geben. Man hat behauptet, das Seil sei zerrissen, weil es über einen Felsen geschleift sei. Dem ist nicht so; es zerriß in der freien Luft und das Ende zeigt keine Spur einer vorher erlittenen Beschädigung.*)

„Länger als zwei Stunden nachher glaubte ich, jeder Augenblick werde mein letzter sein, da die Taugwalder, welche alle Fassung verloren hatten, nicht nur unfähig waren, irgend welchen Beistand zu leisten, sondern sich in einem Zustande befanden, daß man jeden Augenblick gewärtig sein mußte, der Eine oder der Andere werde ausgleiten. Doch muß ich dem Jüngeren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er, sobald das Hinabsteigen bequem ward, lachte, rauchte und aß, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ich sah mich häufig, doch vergebens, nach Spuren unserer unglücklichen Gefährten um und in Folge davon überraschte uns die Nacht, als wir noch auf einer Höhe von 13,000 englischen Fuß uns befanden. In Zermatt langten wir am anderen Morgen (Sonnabends) um $10^1/_2$ Uhr an."

*) Das Seil sah aber in der That wie durchgeschnitten aus und so muß, da ein absichtliches Durchschneiden nicht wohl stattgefunden haben konnte, doch eine Reibung auf scharfer Felskante angenommen werden.

Mount-Ida.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

Gleich nach ihrer Ankunft ging Whymper zu dem Gemeindevorsteher und bat ihn, so viel Leute als möglich auszusenden, um die Leichname der Verunglückten zu suchen. Dies geschah und nach sechs Stunden kehrten die Boten zurück mit dem Bericht, daß sie die Körper gesehen hätten, aber wegen vorgerückter Tageszeit sei es unmöglich gewesen, sie noch zu erreichen. Da der folgende Tag ein Sonntag war, so schlugen die Leute vor, sie wollten am Sonntag Abend aufbrechen, um dann Montags in der Früh die Leichen auffinden zu können. Mit dieser Verzögerung waren jedoch Herr Whymper und ein anwesender englischer Geistlicher nicht einverstanden und da die Zermatter Führer von ihrem katholischen Priester mit Excommunication bedroht wurden, wenn sie die Frühmesse versäumten, so wurden ihnen von den anwesenden Mitgliedern des englischen Alpenclubs deren Führer zur Verfügung gestellt. Mit diesen brachen sie Sonntags früh um 2 Uhr auf, schlugen den Weg gegen das Hörnli ein, gingen dann zur Rechten des Grates und stiegen zwischen den Seracs des Matterhorngletschers empor. „Um 8 Uhr 30 Minuten" berichtet Whymper, „waren wir Angesichts der Stelle angekommen, wo meine Gefährten liegen mußten. Als wir sahen, wie ein wettergebräunter Mann nach dem anderen das Teleskop an's Auge setzte, todtenblaß wurde, und es dann, ohne ein Wort zu sprechen, seinem Nebenmann hinreichte, da wußten wir, daß keine Hoffnung mehr vorhanden war. Wir traten näher; die Verunglückten waren unten in derselben Reihenfolge hingefallen, in der sie oben gefallen waren: Croz ein wenig voraus, Hadow in seiner Nähe und Hudson etwas weiter zurück; aber von Lord Douglas konnten wir nichts sehen. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß alle Drei mit dem Clubseile, d. h. mit dem zweiten und gleich starken Seile, zusammengebunden waren. Es war mithin nur ein Glied vorhanden, nämlich zwischen Taugwalder und Lord Douglas, für welches man sich des schwächeren Seiles bedient hatte."

Die Regierung des Kantons Wallis hatte strengen Befehl ertheilt, die Leichen nach Zermatt herabzubringen und diese traurige Aufgabe wurde vier Tage später von 21 Führern gelöst. Die Leiche des Lord Douglas war oben in den Felsen hängen geblieben

und ward erst nach einiger Zeit gefunden und mit großer Lebensgefahr in's Thal herabgebracht.

Die Schreckensscene war in zu schneller Aufeinanderfolge vor sich gegangen, als daß Herr Whymper hätte Alles genau beobachten und darstellen können. Im gerichtlichen Verhör stimmten die Aussagen Taugwalder's keineswegs in allen Punkten mit denen Whymper's überein. Wie Taugwalder berichtete, habe Croz mit riesiger Kraft nicht nur gegen den Anprall Hadow's, sondern auch da noch ausgehalten, als Hudson und Douglas nachstürzten. Aber er hatte keinen festen Stand; sein letztes Wort war: impossible! und mit einem furchtbaren Schrei stürzte er mit den drei Engländern in die Tiefe. Das letzte Wort von Lord Douglas war, als Gefahr drohte, die Frage an Taugwalder: „Bist du fest?"

Wäre das Seil nicht gerissen, so würden auch Whymper und die beiden Taugwalder in die Tiefe hinabgezogen worden sein. In vielen Fällen, namentlich bei Gletscherwanderungen, wo verdeckte Spalten zu fürchten sind, ist das Seil ein großes Schutzmittel; beim Herabsteigen aber von kahlen, schroffen, glatten Felswänden kann es einer ganzen Gesellschaft nur zum Verderben gereichen, da der Fall eines Einzigen einen solchen Stoß hervorbringt, daß den Füßen aller Halt verloren geht.

Der größte Fehler aber, den man beging, war der, daß man den Gedanken, an der gefährlichen Stelle ein zweites Seil zum sicheren Hinabsteigen zu befestigen, als unwichtig bei Seite schob, trotzdem, daß sich der junge Hadow schon beim Emporklimmen als ein sehr unsicherer Bergsteiger gezeigt hatte.

Die drei glücklich dem Tode Entronnenen hatten beim Herabsteigen noch den Anblick einer merkwürdigen Naturerscheinung, die in der Polarzone wohl häufiger vorkommt, jedoch in den Alpen seltener ist. Sie sahen — und zwar die Taugwalder zuerst — über dem Lyskamm einen mächtigen Bogen emporsteigen, farblos wie ein Nebelbild, hoch in den Himmel emporragend, scharf geschnitten mit Ausnahme der Stellen, wo er sich in den Wolken verlor. Eine Säule theilte ihn, mitten hindurchgehend, in zwei Theile und auf jeder Hälfte erschien ein großes Kreuz*) Wie ein

*) Durch sich schneidende Kreise oder Ellipsen gebildet.

Gesicht aus einer andern Welt erschien dies Nebelbild, von dem die beiden Taugwalder's anfangs glaubten, es stände im Zusammenhang mit der kurz zuvor erlebten Katastrophe.

Noch sei erwähnt, daß während diese erfolgte, ein mit scharfem Blick versehener Knabe von Zermatt aus nach dem Matterhorngipfel schaute. Er glaubte, eine Lawine breche los, lief zu dem Besitzer des Monterosa-Hôtels und verkündete, es sei so eben eine Lawine von der Spitze des Matterhorns auf den Matterhorngletscher gerollt. Man schalt ihn ob seiner thörichten Geschichte und doch hatte er gut gesehen — keine Schneelawine zwar, aber eine Menschenlawine war es gewesen.

4. Die Eroberung des Matterhorns von italienischer Seite und Herrn Jordan's wissenschaftliche Ausbeute von seinen Matterhornfahrten.

Die Bahn war gebrochen, wenn auch mit schweren Opfern. Der niederschlagende Eindruck der Schreckens-Katastrophe vom 14. Juli ward aber noch verstärkt, als sich die Nachricht verbreitete, es sei von Breuil aus, gerade von der Seite, die man für die gefährlichste und nicht zu überwindende gehalten hatte, vier Tage nachher eine Besteigung der Matterhornspitze glücklich, ohne jeden Unfall, ausgeführt worden.

Es verhielt sich wirklich so. Italienische Landeskinder aus dem Tournanche-Thal hatten das gefürchtete Matterhorn von der italienischen Seite erobert. Allerdings auch nicht auf den ersten Anlauf, sondern nachdem mehrere mißlungene Versuche vorausgegangen waren; aber auch um so ehrenvoller für die Ausdauer und Kühnheit der Thalleute.

Schon im Sommer 1857 hatte der nachmalige Abbé Aimé Gorret, der sich damals als Seminarist im heimathlichen Tournanche-Thal aufhielt, den Entschluß gefaßt, so weit als irgend möglich zum Matterhorn emporzudringen. Zwei gewiegte und erfahrene Bergsteiger, Johann Anton Carrel, genannt der Bersaglier*) und Johann Jakob Carrel, verbanden sich mit ihm zu der

*) Bersagliere heißen bekanntlich in Piemont die Scharfschützen im Heer.

Unternehmung. Mit einer kleinen Axt bewaffnet und ein wenig Branntwein und Schwarzbrod versehen, stiegen sie von der Alphütte von Avouil auf den Kamm, der das Matterhorn mit der Dent d'Hérens verbindet und gelangten auf die sogenannte tête du lion, eine kleine Spitze dieses Kammes. Es war eine Recognoscirungsfahrt, die den Glauben an die Möglichkeit einer Ersteigung der Felspyramide des Cervin in ihnen befestigte.

Im Jahr 1865 kam Herr Gorret wieder in's Val Tournanche, um mit den beiden Carrel die Fahrt zu beginnen. Zu gleicher Zeit erschien aber auch Herr Felix Giordano von Turin, königlicher Ingenieur und Inspector des Bergbaues in Italien, ausgerüstet mit Seilen und Instrumenten, um mit aller Umsicht und allem Nachdruck eine geologische Erforschung des Matterhorns in's Werk zu setzen. Er gedachte, den bisher noch wenig oder gar nicht bekannten Aufbau des Gebirges gründlich zu erkunden und während er selbst mit Herrn Gorret das Theodulhorn zu besteigen unternahm, um auch von dieser Seite den Mont Cervin zu studiren, schickte er als Pioniere auf die Reise zur Matterhornspitze seine Führer, die unter den Befehl des berühmten „Versaglier" Johann Anton Carrel gestellt wurden. Von Whymper's Unternehmung auf der Nordseite des Bergriesen, die zu gleicher Zeit begonnen wurde, ahnten die Italiener nichts.

Nachdem die vier Männer am 14. Juli gegen Mittag bis zu der Stelle vorgedrungen waren, wo Tyndall am 28. Juli 1862 Halt gemacht hatte, schien ihnen alles weitere Emporklimmen unmöglich. Sie traten den Rückweg an, in der Hoffnung, am nächsten Tage vielleicht doch das Ziel zu gewinnen. Als sie nun bei der sogenannten „Cravatte", — dem Schneeband, das die südliche Fronte der „Schulter" (épaule) des Riesen umzieht, anlangten, hörten sie aus der Höhe Freudenrufe; sie wandten sich um und erblickten eine ganze Gesellschaft von Menschen auf der Spitze des Berges. Es waren Whymper und seine Gefährten. Sehr entmuthigt und niedergeschlagen kehrten sie nach Breuil zurück.

Nicht minder überrascht wurden die Herren Jordan und Gorret, als sie am 14. Juli Nachmittags gegen 2 Uhr mit dem Fernrohr ihre Führer am Grate des Matterhorns suchten — und mehrere Menschen auf der höchsten Spitze erblickten. Beide Män-

ner jubelten, denn sie meinten, der lang gesuchte Weg sei nun von der Südseite her durch die Ihrigen entdeckt und kehrten voller Freude sogleich nach Breuil zurück, um sich zur Matterhornfahrt zu rüsten.

Ihre Führer kamen ihnen aber nicht mit siegesfreudigen, sondern mit sehr betrübten Mienen entgegen. Giordano sprach ihnen aber Muth ein und formirte eine neue Angriffstruppe, zu der sich auch der unermüdliche Gorret gesellte.

Am 16. Juli reiste die Gesellschaft ab, nachdem sie die Nacht in der schönen Alphütte von Avouil zugebracht hatte. Um 10 Uhr Vormittags erreichte sie jene Runse, der man den Namen „Couloir Whymper" gegeben hatte. Zum Glück war der Schnee in allen diesen Runsen am „Löwenkopf" (tête du lion) geschmolzen. Doch verband man sich zur Sicherheit mit dem Seil und nachdem man den Col du lion überschritten hatte, stand man an der obersten Pyramide des Mont Cervin. Ueber loses Gestein ging es anfangs leicht hinauf; dann kam man an eine Felsspalte, durch welche die Einzelnen mit dem Seil hinaufgezogen wurden — sie wurde lo ciarfiu (der Kamin) getauft. Um 1 Uhr ward ein kleiner Absatz erreicht, am Fuß eines senkrecht aufstrebenden Felsdomes, aber ebenso hart an dem schwindelnd tiefen Abgrunde. Diese Stelle ward zum Nachtlager ausersehen, da die Zeit zu kurz war, um auf den Gipfel hinauf und von ihm wieder hinab zu kommen. Die Träger gingen nur bis zu diesem Punkte mit und wurden entlassen.

Der Morgen des 17. Juli verkündete einen schönen heiteren Tag. Die Gesellschaft brach zeitig auf, band sich jedoch zur Sicherheit an die Stricke fest. Den Felsenthurm zu erklimmen war ein sehr schweres Stück Arbeit, da das herabrinnende Wasser über Nacht gefroren war. Es konnte nur immer Einer sich in Bewegung setzen, während die Anderen Stand hielten. Nachdem der Thurm erobert war, mußte wieder eine gefährliche Runse überschritten werden. Ueber eine kleine Fläche von hart gefrorenem Schnee gelangte man endlich an die Stelle, wo Tyndall sein Seil befestigt hatte; sie wurde deshalb la corde genannt. Man mußte jedoch ein doppeltes Seil anbringen, um die über 60 Fuß hohe Wand emporklimmen zu können. Dann gelangte man zum

„Hahnenkamm" (crête du coq), erreichte schnell die auf der „Schulter" befindliche Pyramide und befand sich wieder auf der scharfen Kante.

Es war 9 Uhr. Der Uebergang über die Schneide bis zum „Signal Tyndall" erfordert schwindelfreie Köpfe. Um 10 Uhr hatte man das Signal hinter sich und auf den Rath Carrels wandte man sich jetzt gegen die nördliche, der Schweiz zugekehrte Seite der Pyramide. Der Uebergang mußte über die Einsattelung, Col d'épaule genannt, genommen werden, wo ein Felsstück neben dem andern zu überklettern war und auch Eismassen den Fortschritt hemmten. Doch man kam hinüber bis an den Fuß des höchsten Kopfes, der etwas überhängt und die Ankommenden mit fallenden Eisstücken begrüßte. Wie sich, je näher dem Ziel, an den Spitzen der Bergriesen die Schwierigkeiten häufen, so kam zu guter Letzt noch ein sehr steiler und schräger nur zwei Meter breiter Felsgang, die „Gallerie", durch welche die kühnen Männer, immer an hervorstehende Felsen sich klammernd, hinkrochen. Sie gelangten in ein kleines Schnee-Couloir, das sie von dem scharfen Grate trennte, auf dem sie allein zur Spitze gelangen konnten. Herr Gorret stemmte sich mit dem Rücken an den Felsen, die Füße gegen den Abgrund gekehrt und ließ die beiden Führer Carrel und Bic an dem Seil in die Runse hinabgleiten. Der Dritte blieb bei ihm zurück. In wenigen Minuten hatten die beiden Hinabgelassenen den Grat gewonnen und eilten der Spitze zu, die sie um 2 Uhr 20 Minuten betraten. So klein diese Spitze von unten erscheint, so ist sie doch 200 Meter lang, läuft von Osten nach Westen und hat in der Mitte eine kleine vom Schnee gebildete Erhöhung, während die beiden Enden den nackten Fels zeigen.

Die zwei Besteiger des Matterhorns kehrten bald wieder zu ihren Gefährten zurück und alsbald traten die Vier den Rückweg an. Die Gallerie weiter verfolgend, gelangten sie auf die Schneide, von der man tief in's Val Tournanche hinabsieht — welchen Weg sie schon beim Hinaufsteigen hätten nehmen sollen. Ohne Schwierigkeit wurde von da die épaule erreicht; das Seil, das man hier gebrauchte, ward zurückgelassen — ein große Erleichterung für die Hinaufklimmenden. Die Sonne war schon untergegangen, als man sich an dem Felsenthurm hinabließ; um 9 Uhr

ward das Zelt erreicht, das wieder für die Nacht sein Obdach bot, jedoch kaum dem ausbrechenden Sturmwetter widerstand. Am nächsten Morgen waren alle Seiten des Berges mit fußhohem Rieselschnee bedeckt. Doch ward der Rückzug ohne Gefahr beendet und Mittags (18 Juli) zogen die vier Besieger des Mont Cervin triumphirend in Breuil ein. Während sie auf der Spitze des Berges standen, war die Kunde von dem Unglück der Engländer nach Breuil gedrungen.

Die Piemontesen waren natürlich nicht wenig erfreut und stolz auf die Heldenthat ihrer Landsleute und der Turiner Alpenclub beschloß sogleich, eine Herberge an der Cravatte des Mont Cervin errichten zu lassen. Eine Liste ward umhergesandt, auf welcher auch die armen Gemeinden Chatillon und Val Tournanche ihre Beiträge unterzeichneten. Die Subscription ergab eine Summe von 1400 Franken. Im Juni 1866 wurde eine kleine Gesellschaft ausgerüstet, den Mont Cervin hinanzusteigen und ein geeignetes Plätzchen ausfindig zu machen. Sie entdeckte auch eine kleine Einhöhlung oder Balm in der Felswand, welche zu einem Obdach hergerichtet werden konnte.

Doch bevor dies noch ausgeführt wurde, erschien auch Giordano (Juli 1866) wieder im Hôtel Giomein zu Breuil, um eine neue Erforschung, respective Besteigung des Mont Cervin zu unternehmen. Er erreichte mit seiner Gesellschaft glücklich die Balm bei der Cravatte; das Wetter schlug jedoch um und gestattete nicht das höhere Aufsteigen zur Spitze. Fünf Tage und fünf Nächte verweilte Giordano auf seiner hohen Station. Schneefall und Nebel wechselten vom 23. bis 28 Juli; es wollte kein heiterer und sonniger Himmel erscheinen. Nur hin und wieder zerriß ein scharfer schneidender Wind den Nebelschleier; dann stieg ein Theil des Gewölks senkrecht in die Höhe, ein anderer zog wagrecht zum Theodulpasse hin. Manchmal trafen auch zwei Gegenwinde aufeinander, rollten und drehten das Gewölk so zu sagen schraubenförmig zusammen und dann erschien die tiefere Welt im Sonnenschein. Nachts, wenn sich etwa der Sturm gelegt hatte, vernahm Giordano ein dumpfes Krachen und Poltern, das die abgelösten Felsblöcke und Steinmassen verursachten, die der Tiefe zueilten.

Diese Zeit war für den Mann der Wissenschaft keine verlorene.

Denn der gelehrte Naturforscher und Bergkenner untersuchte so genau und gründlich als möglich die Gesteinsarten und ihre Schichtung, sowie die ganze Gestaltung des wichtigen Hornes. Er fand dasselbe fünfseitig. Die gegen Nordost gerichtete Seite ist die steilste und an einigen Stellen sogar überhängend. Die minder steilen gegen Süd und West gerichteten Seiten werden durch eine stufenförmige Kante verbunden, welche sich bis zur „Schulter", ja bis zur Spitze hinanzieht. Ueber diese Kante wird die Ersteigung von Breuil aus unternommen. Die beiden anderen Seiten nach Norden und Osten bilden ebenfalls eine Kante und auf dieser war es, wo die Gefährten Whymper's in die Tiefe hinabglitten. Die Spitze des Hornes bildet eine lange gezackte Kante in der Richtung von Nordost nach Südwest — diese genauere Bestimmung berichtigte die Angabe der Gefährten Gorrets, welche zuerst den Gipfel erreichten.

Nun fanden ziemlich rasch nacheinander mehrere Besteigungen des Matterhorns statt; bis zum 3. September 1868 waren 12 gelungen*); die 13. geschah durch Herrn Giordano, der sie am 4. September unternahm und dies Mal glücklich ausführte. Seine Beharrlichkeit sollte nicht unbelohnt bleiben.

Am 3. September ging er mit seinen Führern J. A. Carrel und Joseph Maquignaz von Breuil ab, um, wie es seit der Einrichtung jener Zufluchtsstätte, réfuge de la Cravate genannt, üblich war, dort die Nacht zuzubringen. Der nöthige Mundvorrath sammt den Instrumenten ward von zwei Trägern heraufgebracht. Das Wetter war dies Mal günstig und so erreichte Herr Giordano zeitig am Vormittage des folgenden Tages die Spitze. Nachdem er hier seine Beobachtungen gemacht, nahm er den Rückweg auf der Schweizerseite hinunter und gelangte an diesem Tage noch bis zur Walliser Schirmhütte. Am folgenden Morgen stieg er nach Zermatt hinunter.

Welche angestrengte Thätigkeit er auf dieser dreitägigen Reise entwickelte, kann man daraus entnehmen, daß er nicht weniger als 13 Höhenpunkte barometrisch bestimmte, daß er die zu seiner

*) Als Professor Tyndall hinaufkam (28. Juli 1868), waren schon sechs Besteigungen vorangegangen.

Ueberraschung fast horizontal liegenden Felsschichten alle einzeln untersuchte und petrographisch nach ihrer Aufeinanderfolge bestimmte. Seine verschiedenen barometrischen Höhenmessungen ergaben im Mittel eine Höhe von 4505 Meter, also nahezu 14,000 Fuß für das Matterhorn, dessen Höhe von Saussure auf 4522 Meter, von den eidgenössischen Ingenieurs auf 4482 Meter bestimmt worden war.

Seine geologischen Beobachtungen verbreiteten ein ganz neues Licht nicht nur über den Bau des Matterhorns und der Monterosagruppe, sondern über Gebirgsbildung überhaupt. Was Benedict Saussure für die Montblancgruppe geleistet, das leistete nun Felix Giordano für die Matterhorngruppe und beider Forschungen und Beobachtungen kamen der gesammten Alpengeologie zu gut.

Bis auf Giordano waren Vulkanisten und Neptunisten in ihren Theorieen irre geworden, wenn sie vor dem kolossalen Felszahn des Mont Cervin standen. Daß ein so scharfkantiger pyramidenförmig sich zuspitzender Obelisk nicht aus wässerigen Niederschlägen im Urmeer sich gebildet haben konnte, war einleuchtend. Aber ebenso wenig konnte er in dieser Form plötzlich aus der Tiefe gehoben, fix und fertig so zu sagen aus der Pistole geschossen sein. Die Hebungstheorie half sich nun mit der Annahme, daß ursprünglich allerdings das ganze Gebirge in mächtiger Anschwellung gehoben, dann aber ein Theil desselben wieder zurückgesunken sei, so daß man die noch aufragenden Pfeiler des Monterosa, des Lyskammes, Matterhorns, der Dent blanche u. s. w. als Ruinen des alten Gewölbbaues zu betrachten habe.

Nun aber fand Giordano, daß die Felsarten des Furggengrates, des Hörnli und der anderen Umgebungen des Matterhorns sich *ohne Unterbrechung* in den Fuß desselben fortsetzten, so daß also diese Pyramide nicht der Ueberrest einer rings um sie eingesunkenen, durch Vorwerfungen von ihr getrennten Masse sein könne und noch weniger von unten her sie durchbrochen habe. Die Gesteinsschichten sind bei dem Matterhorn die gleichen wie beim umliegenden Gebirge; sie wechseln in merkwürdig schneller Aufeinanderfolge: schiefriger Kalkstein, Cipollin, Dolomit, Chloritschiefer, Talkschiefer, Serpentin, Hornblendeschiefer folgen in regellosem Wechsel auf einander. Auch des Matterhorns massiger

Nachbar, der Monterosa, ist vom Fuß bis zum Gipfel sehr deutlich geschichtet und es streichen diese Schichten in schwacher Neigung von Südost nach Nordwest. So bleibt wohl die Annahme gerechtfertigt, daß alle diese gewaltigen Felslager des Monterosa, Mont Cervin, des Dent d'Hérens und selbst der nördlich vorgelagerten Gipfel in der Urzeit eine zusammenhängende Masse bildeten, jedoch im Laufe von Jahrtausenden große Lücken bekamen, indem in den Spaltungen und Zerreißungen, welche die allgemeine Anschwellung zur Folge hatte, sich Thäler bildeten und Vertiefungen, in denen nun Wasser, Eis und der ganze Prozeß der Verwitterung seine zerstörende Kraft üben konnte und die morsch gewordenen Trümmer weggeschwemmt wurden. Man nennt diese Ausspülung und Fortschwemmung durch Gletscher- und Wasserströme Erosion, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die gewaltige Lücke zwischen dem Breithorn und Matterhorn nur durch Erosion entstanden sei.

Nur darf man sich die Kraft der Fortschwemmung nicht so groß denken, daß sie einen ganzen Bergkamm von nahezu gleicher Höhe wie die Gipfel, die er verband, fortgeschafft habe. Die Ungleichheit der Bodenanschwellung wird vielmehr von vornherein schon bedeutend gewesen sein. Immerhin hat jedoch die „Erosion", auch wenn sie nur 4000 Fuß hohe Wände vernichtete, d. h. fortspülte, kein geringes Stück Arbeit vollbracht. Unsere Geologen haben ihr aber auch zu dieser herkulischen Arbeit freigebig genug Millionen von Jahren bewilligt!

Dritter Abschnitt.

Finsteraarhorngruppe.

1. Das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, die Jungfrau.

Das „Berner-Oberland!" In diesen zwei Worten drängt sich — sei es als Erinnerung für den, welcher seine Schönheit genossen hat, sei es als Wunsch für den, welcher sie erst genießen will und im Begriff steht, eine Schweizerreise zu unternehmen — die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit der Naturwunder, welche die Schweiz zu bieten hat, zusammen. Wohl werden die Berner-Alpen, was das Grandiose der Massenerhebung betrifft, von der Montblanc- und Monterosa-Gruppe noch übertroffen und das Ober-Engadin, namentlich die Bernina-Gruppe, kann in mancher Beziehung mit ihnen wetteifern; aber jenen Verein des Großen, Gewaltigen, Schrecklichen mit dem Anmuthigen, Reizenden, Lieblichen; jene nahe Berührung des Heroisch und Idyllischen, des warmen, behäbigen, wohl angebauten Tiefthals mit den Schnee- und Eiswüsten der Riesen des Hochgebirges; jene Ausgleichung und Durchdringung der Kontraste zu Bildern reinster Schönheit und Harmonie: das treffen wir doch nirgends so wie im Berner Oberlande.

Der große schöne Genfersee ist von dem Montblanc weit entfernt, der Monterosagruppe fehlt es ganz an größeren Seen: Thuner- und Brienzersee dringen bis nahe an den Fuß der Jungfrau und des Finsteraarhorns heran. Die Jungfrau, die Königin der Finsteraarhorngruppe, ist Alles in Allem genommen doch wohl

der schönste Alpengipfel der Schweiz, wie das Wetterhorn die schönst geformte Felspyramide; die Gruppe der Jungfrau mit Mönch und Eiger, von der Wengernalp gesehen, ist wohl die schönste Berggruppe, die man sehen kann; der Rosenlauigletscher, obwohl nicht groß und in neuerer Zeit sehr abnehmend, hat das reinste in den Farben des Azurblaues schillernde Gletschereis; die Wasserfälle — Gießbach, Staubbach, Reichenbach, Schmadribach — sind von der schönsten Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit; die grünen Weiden und Alpwiesen vom saftigsten Grün und im Gegensatz zu ihnen erreichen die Schneefelder und Gletscherströme eine solche Ausdehnung, daß sie mit denen des Monterosa nicht nur wetteifern können, sondern sie übertreffen. Der Aletschgletscher ist bekanntlich der allerlängste der Schweiz. Seine Längenachse beträgt 75,900 Fuß = $3_{,28}$ Meilen, während der Gornergletscher, der bedeutendste der Monterosagruppe, nur 48,000 Fuß = $2_{,07}$ Meilen und der Glacier des bois des Montblanc nur 46,200 Fuß = $1_{,97}$ Meilen erreicht. Sehen wir aber auf die Ausarbeitung des Reliefs, auf die Plastik der Hochgipfel, so übertrifft die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Form alle anderen Alpenstöcke.

Kein Wunder, daß die Thäler der Berner Alpen der Tummelplatz aller Schweizerreisenden, besonders der von Norden kommenden Engländer, Deutschen und Russen geworden sind! Bequeme Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Linien, bequeme Pässe, bequeme Gletscher- und Hochwarten zur Ansicht der höchsten Gipfel — wie das Faulhorn und der Sockel zwischen diesem und dem Wetterhorn, die „große Scheideck" genannt — Alles ladet ein und zieht an!

Nur diese höchsten Gipfel selber — sie sind sehr vornehme und gestrenge Herren geblieben, die durchaus nicht leicht zugänglich sind und in der Schwierigkeit ihrer Besteigung mit dem Montblanc und Monterosa wetteifern. Ja, die beiden letztgenannten hohen Häupter sind bereits viel populärer und herablassender, dem Touristenschwarm vertrauter geworden, als das finsterblickende schroffe Finsteraarhorn und das gefährliche, seinen Namen nicht vergebens führende Schreckhorn! Und obwohl die stolze Jungfrau in ihrer Sprödigkeit längst überwunden worden ist und öfter bestiegen wird, so macht sie es ihren Verehrern doch keineswegs

leicht, sie zu erobern; die Jungfrau-Besteigungen haben noch kaum die Zahl „hundert" erreicht, während die Montblancbesteigungen diese Zahl längst überschritten haben.

Wie die granitische Hauptmasse des Montblanc in der Dent du Midi, den Diablerets und dem Strubel den Kalkalpen angehörige Vasallen hat, so haben die Gipfel des granitischen Kerns der Finsteraarhorn-Gruppe: das Bietschhorn, Aletschhorn, die Jungfrau, der Mönch, das Finsteraarhorn und Schreckhorn gleichfalls Vasallen zur Seite in den meist mit glänzendem Firn überdeckten, der Kalksteinbildung angehörigen, Hochgebirgen des Altels, des Doldenhorns, der Blümlisalp, des Silberhorns, Eigers, Wetterhorns. Zwischen dem Niesen (am Südufer des Thuner-Sees) und den Hügeln von Aeschi bricht die wilde Kander hervor, in den Thunersee mündend. Gehen wir vom See aus das Kanderthal aufwärts bis nach Frutigen und verfolgen das Thal südlich bis nach Kandersteg zur Gemmi: so haben wir die Westgrenze der Gruppe gegen die Alpen des Saane- und Simmenthals gezogen. Im Norden wird die Grenze gebildet durch das Südufer des Thuner- und Brienzersees und von der Aar bis zur Grimsel, und geht von da abwärts zur Rhone nach Oberwald, das Gebiet der Aar von dem der Rhone scheidend.

Südwärts vom Brienzer-See erreicht die mächtige Berggruppe in der Jungfrau (12,828 Fuß) und dem Finsteraarhorn (13,160 Fuß) ihre höchste Erhebung. Zwischen beiden liegt eine gewaltige Firnwüste, in die sich nur selten der Fuß des Menschen wagt, die aber von der Thierwelt ebenso sehr gemieden wird. Mitten aus diesem Eis- und Firnmeere ragen, zwischen Finsteraarhorn und Jungfrau nach Süden ziehend, die Berner (großen) und Walliser Viescherhörner in zackiger Kette auf und von allen den hochgelegenen Firnmulden ziehen Gletscher nach allen Weltgegenden. Nach Süden zwischen den Viescherhörner und dem Finsteraarhorn senkt sich der mächtige Viescher gletscher, nördlich vom Finsteraarhorn zwischen diesem und dem Strahleckhorn spannt sich der Bogen des Finsteraarhorngletschers, in den von Norden her der Lauteraargletscher mündet, der von den Lauteraarhörnern und der Ostflanke des großen Schreckhorns kommt. Die Jungfrau sendet nach Süden mehrere Gletscher; in ihrem Firnmeer beginnt bereits

der große Aletschgletscher, in welchen vom Aletschhorn der mittlere und vom großen Nesthorn herab der obere Aletschgletscher münden. Aus dem Winkel, der vom Vieschergrat und dem Grünhorn gebildet wird, senkt sich der Viescherglетscher, dessen Fortsetzung als unterer Grindelwaldgletscher tief zu Thale geht (bis zu 3150 Fuß); weiter nördlich kommt von den Schreckhörnern der obere Grindelwaldgletscher herab und am weitesten nach Norden vorgeschoben der Rosenlauigletscher vom Rosenhorn und Mettenhorn.

Oestlich vom Finsteraarhorn senken sich zwei bedeutende Gletscher zur Grimsel und dem Haslithale hinab: der Oberaargletscher, am Oberaarhorn und Kastenhorn beginnend, zwischen Sidelhorn und Zinkenstock sich hindurchdrängend; und der noch mächtigere Unteraargletscher, der aus dem Zusammenfluß des Lauteraar- und Finsteraarhorngletschers sich bildet. Aus den genannten beiden Gletschern kommen zwei Bächlein hervor, die Oberaar und Unteraar, die sich am Fuß der Zinkenstöcke vereinigen und im Aarboden den Aarfluß bilden, der über und zwischen Felsen sich Bahn brechend, eilenden Laufes dem Brienzer-See zueilt.

Dort oben an den Aaarquellen berührt sich die Finsteraarhornmasse mit dem Gotthard-Massiv und dringt in dieses hinein. Der Grimselpaß, an der Hauseck 6665 Fuß hoch, führt auf die noch beträchtlichere Paßhöhe der Furka (7497 Fuß), am imposanten Rhonegletscher vorüber, zu dessen Füßen die Rhonequellen rieseln und in entgegengesetzter Richtung von denen der Aar nach dem Becken des Genfersees eilen. Gleich hinter dem Grimselhospitz hat man einen überraschenden Blick auf das Finsteraarhorn und Schreckhorn; steigt man auf das nahe Sidelhorn hinauf, dann gewinnt man eine großartige Aussicht auf die ungeheuren Schneewüsten der Finsteraarhornmasse, auf die Spitzen der St. Gotthardgruppe, auf den langen Zug der Walliser Alpen bis über das Matterhorn hinaus. Zu den Füßen liegt der Oberaargletscher, gegenüber stehen die Spitzen des Thierberges, des Winterstockes und der breite Rücken des Galenstockes, aus deren Schneemulden der Rhonegletscher herabfließt.

2. J. J. Hugi's Versuche, auf das Finsteraarhorn zu gelangen.

Der Ruhm, sich zuerst in die Eismeere des Finsteraarhorn-Massivs und an den größten der riesigen Häupter gewagt zu haben, gebührt den Herren Rudolf und Hieronymus Meyer von Aarau — denselben kühnen Männern, die ein Jahr zuvor (1811) zuerst die Jungfrau bezwangen. Dr. Rudolf Meyer, der Sohn des genannten Rudolf Meyer ging, nachdem vorhergegangene Versuche seines Vaters und Onkels fehlgeschlagen waren, allein vom Oberaaralp-Joch aus in Begleitung von zwei Walliser Führern: Alois Volker und Joseph Bartes, und zwei Oberhaslern: Kaspar Huber und Arnold Abbühl am 14. August 1812 zum Finsteraarhorn ab. Sie erreichten am folgenden Tage (15. August) bald nach Mittag die Stelle beim Rothhorn, wo sie schon früher campirt hatten und wählten sie abermals zum Nachtlager. Am folgenden Morgen des 16. August stiegen sie auf den oberen Vieschergletscher hinab (jetzt „Studerfirn" genannt) und kletterten, nachdem sie einen Firnschrund überkrochen hatten, an den Felswänden des Finsteraarhorns empor. In die Eiskehlen mußten Tritte gehauen werden. Endlich, nach sechsstündigem Steigen, erreichte man die Kammhöhe. Dr. Meyer mußte wegen Erschöpfung auf dem schmalen Gletscherrücken zurückbleiben. Kaspar Huber blieb bei ihm. Die anderen drei Führer klommen an dem letzten Gipfel empor und standen um 4 Uhr Nachmittags als die ersten Bezwinger des Finsteraarhorns auf dessen höchster Zinne.

Seitdem waren 16. Jahre vergangen, bis Hugi einen neuen Angriff des mächtigen Berghauptes wagte.

Professor Hugi aus Solothurn, ein eifriger Naturforscher und gründlicher Kenner der Alpen, der im Sinn und Geist Saussure's seine Ausflüge in's Hochgebirge unternahm; der weder Geld noch Mühe scheute, wo es galt, ein wissenschaftliches Problem zu lösen und besonders in der Erforschung der Gletscher Ausgezeichnetes leistete: — er gehörte auch zu den Ersten, die sich dem mächtigen Finsteraarhorn naheten und seine Kuppe zu erklimmen

suchten. Solche erste Versuche, auch wenn sie nicht ganz glücklich oder entschieden unglücklich ablaufen, sind nicht minder wichtig als die gelungensten Ersteigungen selbst — schon weil sie diesen die Bahn brechen — und nicht minder interessant. Wie es aber im Leben überhaupt zu geschehen pflegt, daß man nur die zu sehen und zu bewundern pflegt, welche auf die Schultern ihrer Vormänner gestiegen sind: so ernten auch glückliche Alpenwanderer das, was ihre Vorgänger gesäet und gepflanzt haben.

Hugi unternahm seine Finsteraarhornreisen in den Sommern von 1828 und 1829; er hat sie sehr anziehend geschildert in seiner „Naturhistorischen Alpenreise" (Solothurn 1830) und die Hauptmomente derselben mögen hier eine Stelle finden.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft auf der Grimsel hellte sich das Wetter so auf, daß ich wenigstens nach dem Sidelhorn excursiren konnte. Abends wieder im Hospitium angelangt, sah ich bald nachher auch meine übrigen Reisegefährten aus dem Haslithale heraufpilgern. Ich hielt über sie und die nach Befehl mitgebrachten Instrumente, Stangen, Decken ꝛc. ꝛc. Heerschau. Die Schläuche nebst einem 20 Maaß haltenden Fäßchen wurden mit bestem la Côte angefüllt, Schinken, Holz und alles Nöthige aufgepackt — vier Tage konnte die ganze Mannschaft aushalten.

In der Morgenfrühe brach ich auf, begleitet von sieben kräftigen Steigern. Unter diesen war auch Arnold ab Bühl, der schon vor 16 Jahren die Herren Meyer aus Aarau in jene Gegenden begleitete und welcher das Finsteraarhorn erstiegen haben wollte. Er sprach anfangs sehr geschwätzig von dieser Begebenheit, aber mit vielen Widersprüchen, daß ich an nichts mit einiger Bestimmtheit mich zu halten wußte. Wie wir jenen Gegenden näher kamen, suchte er allen Fragen und Erkundigungen auszuweichen. Er entfernte sich von der Karawane, und wenn ich befahl, sich anzuschließen, schlich er, nichts achtend, etwa einer Firnspalte nach und schien zeigen zu wollen, daß er herzhaft sei. Als wir nämlich vom Rothhornsattel herabgestiegen waren, verlangte ich bestimmte Auskunft, wo er vom Finsteraarhorn herabgestiegen sei. Er zeigte mir rechts den herabhängenden Firn, und das dort oben, sagte er, sei das Finsteraarhorn. Ohne Notiz davon zu nehmen, zog ich



Finsteraarhorn.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

lachend von diesem südlichen Grat zu dem westlichen empor. Ueber jenes Horn thürmte sich bald eine Reihe noch höherer auf und wie wir endlich die Höhe erreicht, wollte er das Finsteraarhorn nicht mehr erstiegen haben.

Wir wanderten nun so rasch über den Kessithurm und die Bäreneck, daß wir schon um 7 Uhr den Oberaargletscher erreichten. Diese für Naturforscher interessante Wanderung geht über ein breites Band, das theils zur Grimsel, theils zur Oberaaralp gehört. Das Gebirge senkt sich rechts bis zum Zinkenstock hin fast senkrecht einige 100 Fuß tief in den Unteraarboden. Man wandert über grobkörnigen Granit, der in abgerundeten Höckern sich empordrängt. Staunend sieht man aus einigen jener gerundeten Granitmassen Quellen zu Tage fließen. Der Granit hebt sich vereinzelt gegen 30 Fuß hoch über die ebene Fläche, ist etwa 15 Fuß breit und 25 Fuß lang.

Nun gings erst an, dann über den Oberaargletscher aufwärts, auf welchem viele Gletscherrosen sich zeigten, d. h. Stellen von erhöhtem Schnee, der sonderbar krystallinisch geformt, von der Kälte incrustirt, wie fremdartig dem Gletscher aufsitzt. In der oberen Region wirkte das Sonnenlicht, vom Firn zurückgeworfen, schmerzhaft auf die Augen, so daß wir Schleier und blaue Brillen vorthun mußten.

Um 3 Ur endlich erreichten wir das Schneejoch zwischen dem Oberaar- und Kastenhorn — ein mühevoller und stellenweise gefährlicher Gang, wegen der vielen und gähnenden Schründe des Gletschers, die zu überspringen oder zu umgehen waren und in deren Abgründe man schwindelnd hinabschaute. Unter den senkrechten Felsen des Oberaarhorns wurde um 4 Uhr das Mittagsmahl gehalten.

Um halb 5 Uhr brachen wir auf, obwohl das Wetter ungünstig wurde, stiegen hinab auf den obersten Vieschergletscher und dann empor auf den Sattel zwischen dem Roth- und Finsteraarhorn.

Es war 6 Uhr. Der Himmel aber umzog sich, die losgebrochenen Stürme brüllten aus den westlichen Abgründen empor und peitschen Schneegestöber über den Sattel hin. Das waren schauerliche Momente für uns. Ich rief die Gefährten zur Berathung. Die meisten stimmten zur schnellsten Rückreise. Ich stellte ihnen die

Unmöglichkeit vor und den sicheren Tod, den wir bei der Nacht in den Schründen des Oberaargletschers finden würden. Einige meinten, ebenso sicher würden wir hier im Schnee vor Kälte zu Grunde gehen. Der Anblick war kläglich. Endlich nahm kräftig der junge Leuthold das Wort, sie alle hätten hier nichts zu reden und keine Stimme zu geben; ich sollte erklären, was ich zu thun gedenke in dieser Noth und ihnen läge nur die Pflicht ob, mir zu gehorchen, wenn es auch das Aeußerste gälte. Mit einer Thräne im Auge reichte er mir die Hand.

Ich faßte mich entschlossen und kurz: „Bis es Tag wird, bleibe ich hier; bei unserem Vorrath sehe ich keine Gefahr. Wer umkehren will, dem steht es frei, ich entlasse ihn meines Dienstes!" Entschlossen stimmte das junge Volk mir bei, während Arnold ab Bühl murrend sich fügte.

Nun gab ich Befehl, eine Hütte aufzuführen und zeichnete im Schnee die Mauer vor. Allein der Eine schlug die Hände um den Leib, der Andere schob sie ein, ein Dritter suchte die Handschuhe, während ein Vierter mit dem Schuhe Schnee und Schutt wegzuräumen anfing. Da wurde es mir unheimlich. Ernsthaft gebot ich, durch Arbeit sich zu wärmen und zu retten. Schnell, da auch dieses nicht half, ließ ich alle in einen Kreis treten, setzte mich auf das Faß, spundete es an und hurtig kreiste der Becher, bis er Leben weckte. Da ich den günstigen Moment merkte, rief ich: „Auf zum Werk!" Schnell war Leuthold oben auf dem Felsen des Aarhorngrats, brach eine tischgroße Glimmerplatte los, leitete sie auf den Firn und zischend rutschte diese über denselben herab. Das Beispiel feuerte nun Alle an. Die Stelle an dem Mittelfelsen des Sattels wurde nun so ausgegraben, daß dieser zwei Mauern ersetzte. Auf den übrigen Seiten hoben sich die zwei anderen Mauern schnell empor. Da sie 4 Fuß hoch waren, wurde die große Stange über die Mitte, die Alpstöcke auf diese gelegt, das Ganze mit Glimmerschiefer zugedeckt und mit kleinem Gestein und Schnee gegen den andringenden Wind ausgepflastert. Statt der Thür paßte ganz genau meine große lederne Reisehutte. Das Werk war vollendet. Die Reaumur'sche Skala zeigte $8,_2{}^0$ Kälte, allein ich glaubte, es nun auch bei 16 Graden aushalten zu können. Alle mitgenommenen Kleider wurden angezogen; ich wickelte

mich in den Mantel; man schichtete sich zusammen auf die über das Eis gelegten Glimmerplatten, deckte sich mit 6 wollenen Decken zu und ließ die Natur stürmen.

Das mitgeschleppte Brennholz blieb unbenutzt, denn einerseits war unser Gebäude zu klein, um nebst 8 Mann noch ein Feuer beherbergen zu können. Dann lehrte mich die Erfahrung, daß in ähnlichen Umständen Feuer gerade das übelste sei. Während die eine Seite sich daran wärmt, ist die andere leicht in Gefahr, zu erfrieren. Ueberhaupt ist Wärmewechsel das Verderblichste. Ein möglichst kleiner Raum, kaum hoch genug zum Sitzen, ist nebst Speise und Trank wohl das Beste.

Bald schliefen die Gefährten ein; erst später überfiel auch mich sanfter Schlummer, aus dem mich gegen Mitternacht der Sturm weckte, welcher eine Oeffnung in die Hütte gebrochen. Gegen Tagesanbruch ließ ich von Zeit zu Zeit einen Gefährten um Erkundigung hinauskriechen. Sie brachten bösen Bericht; das Wetter war übel. Schnee war keiner mehr gefallen, die Kälte war zu groß, so daß ein kleiner Rest vom bestem La Côte, der im Lederschlauche vor der Hütte geblieben, in Eis verwandelt war.

Sonst nahm Keiner Schaden, die gesammte Mannschaft war munter, obwohl dem jungen Leuthold Strümpfe, Füße und Schuhe fest zusammengefroren waren und nur durch Wärme zu trennen waren. Lange schon war's hell, als wir zu Tage krochen.

Der Ort, wo ich die Hütte aufrichten ließ, war derselbe, wo vor 16 Jahren die Herren Meyer ihr Nachtlager hielten. Von ihrem Nachlasse fanden wir noch eine Geißhaut, Brennholz und ein Stück des Brettes, auf dem sie ihr Papier aufgespannt hatten. Die Wahl aber eines solchen Nachtlagers ist immer unverzeihlich, wenn nicht die Noth dazu zwingt. Das war bei uns der Fall. Zurück konnten wir nicht und weiter vorwärts noch weniger. Hier auf dem Sattel waren wir allem Sturm ausgesetzt, da man sonst zwischen Klippen sich bergen oder an eine Felswand sich schmiegen sollte.

Der Morgen war weniger stürmisch als die Nacht; die Wolken trennten sich und gaben freie Stellen. Die meisten meiner Begleiter wollten nun aufbrechen und zurück nach der Grimsel; allein mir blinkte die Hoffnung eines besseren Tages. Da es zu kalt

war, krochen wir wieder in die Hütte, um später einen Entschluß zu fassen. Bald war der Himmel größtentheils heiter und nun wollte ich wenigstens einen Versuch machen, den Kopf der höchsten Alpenpyramide zu erreichen. Wir füllten nur die Weinschläuche, nahmen Nahrung nur für Mittag und die nöthigsten Instrumente mit. Alle Hutten, Decken ꝛc. ꝛc. blieben zurück.

Nordwestlich vom Joche hängt eine Firn jäh, wie ein Dach, herunter, in der Mitte der Länge nach durch ein zertrümmertes Schiefergebilde getrennt. Ueber dieses stiegen wir hinab auf den obern nördlichen Zweig des Viescherfirnes. Dieser, wie alle Hochfirne, ist für Reisende gefahrlos, ohne Schründe. Er steigt sanft vom Walcherhorn*) herunter. Von diesem bis zum oberen Walliser Viescherhorn läuft eine ungeheuer aufgethürmte, oft überhängende und sturzdrohende Wellenlinie, ein Schneekamm, wie vom Winde aufgebaut. Westlich von diesem Firngrat dacht sich das Eismeer gegen den Aletschgletscher ab, während es andererseits zwischen dem Finsteraarhorn und den Walliser Viescherhörnern hinab durch das wildeste Schauerthal sich nach dem Wallis drängt. Die Felsmassen, aus den weißen Gefilden sich emporhebend, überbieten noch an grausiger Wildheit die starren, krystallinischen Wassergebilde. Es thürmt sich Last über Last, Horn über Horn in unendlichen Gebilden, in riesenhaften Formen. Eine beängstigende Stille herrscht in diesen Hochregionen. Alles Leben ist geschwunden.

Da wir durch die Klippen nicht weiter emporklettern konnten, gingen wir zurück und arbeiteten uns den Flächen entlang rechts über den Firn hinauf und gelangten über die scharfe Schneebank zu dem ungeheuren von der Spitze des Finsteraarhorns herabhangenden Firne. Doch in der Höhe angelangt, erwies sich nur der Walchergrat als zugänglich. Schauernd stand ich auf einem Granitblocke am Ufer des Firns, der in halbstündiger Breite links mit 60 Grad sich herabsenkt auf den tiefen Viescherhornfirn, rechts aber ebenso steil sich verengend nach oben sich hebt zur Spitze des Horns. Die Firnmasse war über Nacht so hart geworden, daß der Fuß keine Spur einzudrücken vermochte; meine kräftigen

*) Grindelwald und Viescherhorn.

Gefährten hieben Tritte ein und so erreichten wir das andere Ufer und die nackten Felsen des Grates.

Die Sonne war unterdessen so hoch gestiegen und brannte so heiß, daß die Reaumur'sche Skala im Schatten eines Begleiters fortwährend zwischen 20 und 30 Grad Wärme zeigte. Mit äußerster Anstrengung mußten wir über die Felsen emporklimmen und ich fühlte zum ersten Mal in meinem Leben die Qualen des Durstes. Meine Kräfte waren beinahe erschöpft. Die Gefährten waren schon längst zurückgeblieben und hatten sich zerstreut; wo sie einen feuchten Felsen sahen, warfen sie sich auf denselben hin und leckten das nasse Gestein, — oder sie erstiegen lebensgefährliche Klippen, um fallende Tropfen aufzufangen. Firnmasse genossen machte das Uebel noch ärger. Auch Wasser, gerade aus geschmolzenem Schnee entstanden, erreichte seinen Zweck nicht. Einerseits ist es zusammenziehend, und andererseits fade, fast wie gekochtes Wasser. Es scheint der Kohlensäure zu entbehren und dagegen zu sehr gesauerstofft. Wenn es aber nur 30 bis 50 Fuß weit über die Felsen herabtrauft, ändert es seine Natur. Es nimmt schnell die Kohlensäure aus der Atmosphäre und bietet dann einen Labetrunk.

Solche Stellen lehrte uns die Erfahrung aufsuchen. Mit triumphirender Miene brachte mir Leuthold das erste Wasser auf diese Art, aus einzelnen Tropfen lebensgefährlich aufgefangen, empor zu meinem Sitze. Die übrigen, nun auch emporsteigend, folgten seinem Beispiele. Kirschengeist, der für sich allein das Uebel mehrt, würzte nun das Getränk und der Wein vollendete die Labung.

So gestärkt stiegen wir wieder empor; allein die Umstände begannen sich zu ändern. Aus den westlichen Schlünden erhob sich ein heftiger Wind und als wir über die höchste Firnenkuppe des Walchengrates emporstiegen, hatten wir in heller Sonne gegen 12 Uhr 4 bis 5 Grad Kälte. Der Sturm ward mit jedem Augenblick gewaltiger; daher eilten wir so viel als möglich. Wir erreichten den Fuß der höchsten Spitze des Finsteraarhorns, die noch etwa 200 Fuß aufragt. Der Firn hing aber so jäh herab, daß man, gleichsam an demselben hängend, Tritte für Hand und Fuß einhauen mußte.

Das hielt lange auf. Der Augenblick war schauerlich und

zeichnete auf jedem Gesichte unverkennbare Merkmale. Oestlich in der Tiefe blickten wir auf das Grindelwalder Eismeer und den Finsteraargletscher, beide von der Strahleck als kaum noch erkennbaren Zaun geschieden. Westlich aber hingen von der scharf gekeilten Schneekante, auf der wir kaum zu stehen vermochten, jäher als das steilste Dach die Firne herab, wanden in der Tiefe sich zwischen Felsspitzen hindurch, unter denen sie sich dem Vieschergletscher einsenkten. Wir befanden uns in der Mitte des fast 60 Quadratstunden ringsum ausgedehnten Gletschergebiets, aus welchem in der Nähe einige Hörner und Gräte sich erheben, über die wir alle hinwegsahen.

Während ich beobachtete und aufzeichnete, waren drei meiner Begleiter weiter nach oben gedrungen; die übrigen standen unter mir. Der Sturm aber wüthete von Westen her mit beispielloser Orkanwuth in horizontaler Richtung, weniger aus den Abgründen heraufdringend. Oestlich dagegen hob er senkrecht an den Wänden des Finsteraarhorns aus dem Finsteraarhorngletscher sich empor. Gerade auf der Firnkante, wo wir standen, vereinten sich beide und wirbelten, mit grausem Geheul sich einend, in diagonaler Richtung aufwärts. Kopfbedeckung und Schleier, dem Lauener weggerissen, flog, so weit das Auge reichen konnte, himmelwärts. Momentanes Schneegestöber von Westen her und aus dem östlichen Abgrunde drehte sich in Säulen über uns und stäubte dann zum Himmel empor. So durfte keiner von uns frei stehen ohne Gefahr, weggerissen zu werden. Ich lehnte mich an den Felsblock, während Andere sich an den Firn anklammerten. Dennoch entschloß ich mich, mit vier der Rüstigsten die Ersteigung der Spitze zu versuchen, während die übrigen zum Rückwege bessere Tritte in den Firn einhauen sollten.

Daher gebot ich Vorwärts. Arnold Dändler war gerade vor mir mit einer langen Stange, die er gegen Osten über die Kante hinausstreckte. Indem er so am Abhange schief emporstieg, glitschte er aus. Da packte ich mit einem Sprunge das andere Ende der Stange; allein der Firn unter mir brach durch. Kaum 2 Fuß dick hatte er nämlich 5 bis 6 Fuß breit vom Winde getrieben sich über die unsichtbare Felskante hinaus angebaut. Ich hing so ganz frei mehr als 4000 Fuß hoch an der Stange, fast senkrecht über

dem Finsteraargletscher, während Dändler auf der anderen Seite über die Firnwand hinabhing. Wenn dieser schwache Wagebalken gebrochen, wäre Dändler unaufhaltsam auf das Vieschermeer über den Firn hinabgeflogen und ich an den Felswänden östlich auf das Aarmeer gestürzt. Wir hingen beide an der Stange still. Die Oeffnung, in der ich hing, erweiterte sich, so daß ich die in die freie Luft gewölbte Decke untersuchen und durch das Loch auf den Finsteraargletscher hinabblicken konnte.

Schnell eilten die Gefährten von oben herab und von unten herauf zu Hülfe. Zuerst ward Dändler auf freien Fuß gestellt. Mir war es gefährlich beizukommen, denn leicht wäre die ganze Decke eingebrochen und Alles in den Abgrund gestürzt. Sie suchten den Strick mir umzuwerfen und befestigten die Stange. Bald hatte ich wieder einen Fuß auf den Firn emporgezogen und Lauener, von den übrigen gehalten, packte mich mit nerviger Rechten. Wir ruhten einige Augenblicke von der Anstrengung aus, allein die Kälte nahm so zu, daß Keiner mehr die Finger zum Emporklettern brauchen konnte. Mir gefror das hervorgequollene Blut an den Fingern zu Eis.

Die über das Wallis gelagerten Wolken wogten nun wild durch die Viescher- und Aletschschlünde herauf und machten das Eismeer zum empörten Wolkenmeere. Einzelne Massen kamen bereits zu uns herauf. Der Kampf der Elemente hatte die größte Wuth erreicht. Vielstimmig heulte der Sturm von allen Seiten. Das längere Verweilen ward lebensgefährlich, das Hinabsteigen geboten.

Schnell wurden die Weinschläuche geleert und dann möglichst rasch hinabgestiegen, manchmal gleitend im Firn, manchmal in Sprüngen von Fels zu Fels. Unten im Firne, wo wir am Morgen Tritte einhauen mußten, sank der Fuß jetzt oft bis zum Kniee ein. Die einzelnen Firnkrystalle waren locker wie Hanfkörner aufgehäuft. So erreichten wir den Vieschersirn und dann stiegen wir empor zum Nachtlager.

Das Wetter verschlechterte sich so, daß wir eilen mußten, um noch vor Nacht den untern Gletscher zu erreichen und dann über denselben hin die Erde zu gewinnen. Jeder steckte etwas Speise zu sich; ich nahm mir nicht mehr Zeit, den Barometer zu beobachten.

Vom Joch des Oberaargletschers fuhren wir auf den Alpstock gelehnt gleitend hinab bis zu den Schründen; dann banden wir uns an den Strick und eilten abwärts auf den Gletscher, wo jeder wieder für sich wanderte. Mit den jüngern erreichte ich vor gänzlicher Nacht das Land und die Geißhütte, wo eine halbe Stunde später auch die übrigen anlangten.

Weit entfernt, von diesem ersten mißglückten Versuch sich abschrecken zu lassen, unternahm Hugi im folgenden Jahr (4. August 1829) dieselbe Reise zum gewaltigen Beherrscher der Berner Alpen. Die vorjährige Hütte war zerfallen, mit Firn angefüllt. Hugi ließ die Masse mit Aexten weghauen und das eingefrorene Holz zu allfälligem Gebrauch zu Tage fördern. Das Wetter war wieder sehr kalt und stürmisch. Indem er beschäftigt war, jenes alte Nachtlager zu zeichnen, glitten seine Gefährten auf ihren Alpstöcken über den nordwestlich jäh abhängenden Firn hinunter. Leuthold zum Glück für die übrigen voran; denn weiter unten hatte sich ein im vorigen Jahre nicht vorhanderer, wohl 10 Fuß breiter und sehr tiefer Schrund geöffnet, den das Adlerauge Leuthold's noch zu rechter Zeit erkannte. Er rief: Halt! und konnte kaum noch sich selber halten.

Wie nun Hugi ein wenig später herabstieg, sah er seine Gefährten alle in weiten Abständen von einander still stehen, unschlüssig, wohin sie ihre Schritte lenken sollten. Plötzlich wich unter ihm die Schneemasse, er kam auf den Firn zu sitzen und schoß pfeilschnell abwärts. Die ihm zunächst Stehenden stießen einen Angstschrei aus, rührten sich aber nicht. Der entfernteste jedoch, Leuthold, stürzte quer über den Abhang herbei, schlug seinen Stock in den Firn und packte im gleichen Moment den herabrutschenden Hugi mit seiner nervigen Rechten — nur wenige Schritte vor dem klaffenden Schrunde. Ohne diese Geistesgegenwart und außerordentliche Gewandtheit des damals noch jungen Führers wäre Hugi unrettbar verloren gewesen.

Die fernere Wanderung ging dann auf den Vieścherfirn und am westlichen Fuße des Winteraarhorns empor. Inmitten des Firns auf einer Schuttstelle ward das Nachtlager aufgeschlagen;

wenn auch nicht so große Kälte wie im vorigen Jahr, trat aber dies Mal ein heftiges Schneegestöber ein und dieser frische trügerische Schnee machte ein weiteres Vordringen nach der Höhe unmöglich.

Nach zwei Tagen hellte sich das Wetter so auf, daß sich Hugi zu einer dritten Wanderung nach dem Finsteraarhorn anschickte. Der wackere Jakob Leuthold war aber unwohl, die Eltern wollten ihn nicht mehr ziehen lassen. Der Vater, früher einer der besten Gemsjäger, schickte sich an, den Sohn zu ersetzen. Da entflammte der Eifer des besorgten Sohnes: „Nein, Vater, Euch lasse ich nicht gehen! Ich will's noch einmal versuchen!" Hugi allein mit den Uebrigen ziehen lassen, das wollte er auch nicht.

Am 9. August gegen 9 Uhr Vormittags begann der Marsch, aus Rücksicht auf Leuthold gemächlich; Abends gegen 8 Uhr erreichten sie das Nachtlager hinter dem Finsteraarhorn.

Dies Mal hatten sie es besser. Der Abend war mild, die Luft ganz windstill, am tiefblauen Himmel glänzte der silberne Mond und machte die Nacht fast zum Tage. Die ganze Kette der Walliser Alpen bis zum Montblanc prangte wunderschön mit tausend Hörnern; jetzt im Mondlicht erschienen in einiger Ferne alle Formen bestimmter, als einige Stunden vor Untergang der Sonne. Die Eisthäler im Abgrunde, zwischen zerrissenen Gebirgshörnern sich hinziehend, machten in der Mondbeleuchtung einen unbeschreiblichen Eindruck. Herr Hugi hätte einen nächtlichen Spaziergang machen mögen, über die Gletscher bis nach dem Kamme zwischen dem Mönch und der Jungfrau. Sein früher verrenkter, jetzt aber wieder aufgeschwollener Fuß machte jedoch die größte Ruhe nothwendig.

„Der Morgen war weniger schön, doch nicht schlecht. Früh brachen wir auf mit Rücklassung alles Gepäcks und eilten mit äußerster Anstrengung aufwärts. Begeisterung, Muth und Kraft fehlte Keinem; allein — welch ein Unterschied der Gegend letztes und dieses Jahr! Alle jene Hochfirnen standen nun weit tiefer; scheußlich waren sie zerrissen und oft trügerisch nur bedeckt. Neue Felsgestalten, über die wir voriges Jahr hinwallten, ohne sie zu ahnen, starrten uns gewaltig an. Hatten wir hingegen die Felsgebilde selbst erklommen und arbeiteten uns über ihr Gezack oder

durch irgend eine grause Schuttrinne empor, so war noch Alles halb, stellenweise ganz mit letzthin gefallenem Schnee bedeckt. Entweder brach er nun ein oder ganze Massen glitschten mit uns abwärts. So mußten wir bald dem Schnee ausweichen und über Klippen emporklettern, bald uns im Schnee gleichsam emporwühlen. Aber nichts vermochte meinen Begleitern zu widerstehen. Mit der Gefahr wuchs auch unser Muth. Treu waren wir Alle für Einen und Einer für Alle besorgt und erreichten endlich den hängenden Hochfirn, der so schön über alle Gebirge hinaus in die ebene Schweiz blickt.

Hier wandte ich mich gegen Norden, um über den Grat hinaus das unten liegende Firnmeer zu beobachten. Nun sah ich ein eigenes, sehr enges Firnthal, östlich vom Walchergrat und westlich von einer niederen Felsenreihe eingeschlossen, sich gegen die Walcherhörner emporheben und unten verengt in den Viescherfirn auslaufen. Darauf stieg ich mit den Gefährten nicht Zickzack, wie letztes Jahr, sondern in gerader Linie über den von der Spitze des Hornes herabhängenden Firn empor, was keine geringe Arbeit war. So erreichten wir die erste und bald darauf die zweite Stufe in der Kante des Hornes.

Leider fanden wir auch da den Firn zu wenig mächtig, neue Felsen hatten sich aus demselben emporgehoben und andere schienen nur mit frischem Schnee bedeckt. Ueber die Firnkante weiter empor zu dringen war nicht mehr möglich. Wir mußten nach den Mittelfelsen in der obersten Ausspitzung des Firns und des Horns, von diesem aber trennte uns ein im eigentlichen Sinne des Worts hängendes Gebilde, das weder Firn noch Gletscher, sondern helles Eis, aus dem neu gefallenen und geschmolzenen Schnee entstanden war. Leuthold und Währen fingen nun an, quer über diese Masse Tritte zu hauen. Sie schlugen den Fuß fest in die eingehauene Stufe, ließen ihn anfrieren und hieben dann eine zweite Stufe. Es war wirklich nicht erfreulich, sie so an der Wand hängend arbeiten zu sehen. Glücklich aber erreichten sie die Felsen.

Nun sollte die Karawane auf den gemachten Stufen hinübersetzen. Allein jeder erbebte schon bei den ersten Stufen, keiner von allen wollte es wagen. Ich berieth mit dem am entgegen-

gesetzten Ufer stehenden Leuthold, der zurückkam, um mich hinüber zu leiten. Er erklärte aber auf das Bestimmteste, wenn ich gerade vor ihm ausglitschte oder das spröde, großblasige Eis bräche, daß er keine Bewegung zur Rettung machen könne. Ich hatte zu wenig Kraft, meine Schuhe fest in die Eismasse einzuschlagen. Die Versuche mit bloßen Strümpfen schienen noch übler gelingen zu wollen, vorzüglich da mein lahmer Fuß durch das fast zweistündige Sitzen während des Einhauens der Tritte erstarrt war. Mit dem Stricke ließ sich die Sache noch weniger bewerkstelligen.

So hing denn Leuthold die armesdicke 7 Fuß lange Stange an seinen Rücken, schlug seinen Fuß in den ersten Tritt, ließ ihn einen Moment anfrieren, dann trieb er mit beiden Händen seinen spitzen Stock in die Wand, hielt so daran mit beiden Händen sich fest und that den zweiten Tritt. Wenn er fest war, machte er den Stock los und trieb ihn weiter ein. So kam er wieder hinüber. Dann eilte er mit Währen die Felsen empor und in einigen Minuten hatten sie die Höhe erreicht. Da hörten wir äußerst bestimmt sie alle Worte sprechen. Sie zogen nun über den Kamm, der durchaus scharf zugekeilt und fast ganz frei von Schnee und Firn war, gegen Süden etwas hinab, wo sie die Gegend unserer Hütte sahen. Auf der Spitze bauten sie mit losen Steinen eine Pyramide, in deren Mitte die Stange befestigt wurde. Auf diese wurde eine Fahne gesteckt, die aus Eisendraht zusammengeschraubt und mit Harztuch überzogen war. Auf der Grimsel sahen eine Menge Menschen mit dem Tubus uns an und stritten sich, da sie nur zwei Menschen auf der Spitze sahen, welche es sein möchten. Der Eine behauptete diesen, der Andere jenen zu erkennen, da wir hingegen bei hellstem Wetter und mit besserem Tubus nicht einmal das Thal von der Grimsel, noch den Spittelberg, noch den See zu unterscheiden vermochten*).

Während des Baues der Pyramide saß ich etwa 200 Fuß senkrechter Höhe unter ihnen so auf der Kante des Steingetrümmers, daß ich ohne Gefahr keine Bewegung von meinem Orte

*) Man sieht allerdings besser aus dem dichteren in ein dünneres Medium; allein der oben mitgetheilte Fall ist doch sehr wunderbar. Vergleiche den Bericht von Dr. Roth in der folgenden Nummer.

machen konnte. Meteorologische Beobachtungen aller Art und Winkelmessungen wurden indessen ausgeführt und der Betrachtung der Natur nicht ein Augenblick entzogen. Schon um 12 Uhr war ich da, und erst nach 4 Uhr kam Leuthold und Währen von der Spitze herunter. Wind ging fast keiner und das Wetter hätte kaum günstiger sein können. Indessen war ich vor Kälte fast erstarrt. Während die auf der Spitze durch Arbeit sich wärmten, waren die übrigen unter mir noch weiter herabgestiegen auf eine Stelle, wo sie eben sich bewegen konnten.

Leuthold und Währen, da sie bei der Rückkunft die Eiswand wieder übersetzt hatten und bei uns ankamen, waren blaß wie der Tod. Selbst ihre Stimmen und ihr ganzes Aeußeres schien geändert. Leuthold erklärte nachher öfters, um keinen Preis würde er bei so tiefem Stande des Firnes das Gethane wieder erneuern. Nur wenn einst der Firn gut und hoch wäre, würde er mich wieder hierher begleiten. In dieser Hoffnung stellte ich am Felsen des Sattels einen Thermometrographen auf, mit gehörigen Bemerkungen in eine Flasche eingeschlossen.

Wir leerten schnell unsere Lederschläuche und gingen dann hinunter. Anfangs konnte ich kaum einen Tritt thun und zum Hinabgleiten war der Firn zu zäh; es ging daher äußerst mühsam. Auf dem unteren Firn hätte man aber bald an der Möglichkeit fortzukommen verzweifeln mögen. Die Wärme des Tages hatte in jener Tiefe das krystallinische Firngebilde so erweicht, daß man mit halbem Leibe einsank.

Auch mußte man oft über 10 bis 20 Fuß breite Schründe setzen, die links und rechts offen, meist aber nur mit dünner nun erweichter Firnkruste überwölbt waren. Wir waren alle am Stricke, Leuthold voran. Immer forschte er mit dem Stocke in die Tiefe und oft konnte er keinen Grund finden. Der Stock ging leicht durch die Decke und dann zeigte er weite ungemessene Abgründe an. Da legte er sich, um nicht einzustürzen, mit ganzem Leibe auf den Firn und schob sich vorwärts. So folgten wir alle, einander mit Ziehen nachhelfend. Endlich nach langen Mühseligkeiten und Gefahren erreichten wir unser Nachtlager, aber schon war böses Wetter im Anzuge, so daß wir ohne Verzug zur Rückreise uns entschließen mußten. Die Nacht war angebrochen, bevor wir das

alte Nachtlager erreichten, aber nicht hell wie die letzte, sondern schwarz bewölkt und neblicht.

Bevor wir zum Oberaarhorn gelangten, konnte ich mit meinem lahmen Fuße keinen Schritt mehr thun; er war außerordentlich geschwollen und noch hatten wir den ganzen gefährlichen 3 Stunden langen Oberaargletscher nebst einem langen Wege über wildes Steingeröll bis zur Hütte der Schafhirten unter uns. Ich wollte mir mit Zemt in irgend einem Felsenrisse des Oberaarhorns ein Nachtlager suchen und bat die übrigen, nach der Oberaar hinunterzusteigen, um dann morgen, wenn das Wetter schlecht wäre, uns mit Hülfe entgegenzukommen. Allein Keiner wollte mich verlassen. „Ihr könnet hier unmöglich aushalten!“ rief Leuthold, packte mich nolens volens auf seinen Rücken und eilte mit mir über den Gletscher hinunter. Nun entstand zwischen ihm, Währen und Zemt ein Wetteifer, mich tragen zu wollen. Zemt wählte endlich die ebneren Stellen des Gletschers, Leuthold die schrundigen und Währen das Steingetrümmer. Unbegreiflich war es mir, wie sie mit mir, der ich keineswegs zu den leichten gehöre, ohne Stock, mit beiden Händen mich haltend, die Schründe bei stürmischer Nacht übersprangen, wo Alles unsicher und trügerisch war. Der mittlere Gletscher war vom Regen und aufgelöstem Schnee fast ganz unter Wasser, so daß man bis über's Kniee waten mußte. Aber glücklich erreichten wir unser Ziel noch vor Mitternacht.

Am Morgen war der Fuß noch mehr aufgeschwollen. Ich setzte mich daher auf ein Reff und wurde von Leuthold und Währen abwechselnd hinunter nach der Grimsel getragen. Wer die Gegend kennt, der kennt auch die Schwierigkeiten einer solchen Reise. An manchen Stellen muß man über das Geklipp hinauf und hinunter klettern oder zwischen demselben sich durchwinden, daß es schon für den Einzelnen schwer hält, hindurch zu kommen. Allein es geschah schnell und sicher. Auf der Grimsel bot man Alles auf, das Uebel zu heben. Mehrere Alpenpflanzen, worunter zwei Malvenarten, wurden fortwährend mit erwärmtem Wein über den Fuß gelegt. Nach vier Tagen konnte ich schon wieder einige Schritte thun, erst nach acht Tagen aber zu Pferd nach Guttannen hinunter reiten.

3. Besteigung des Finsteraarhorns durch Dr. Abraham Roth.

(30. und 31. Juli 1861.)

Dr. Roth, einer der rüstigsten Bergsteiger und thätigsten Mitglieder des Schweizer Alpenclubs, besitzt auch ein schönes Talent, uns seine Alpen- und Gletscherfahrten anmuthig zu erzählen. Zeuge deß seine „Gletscherfahrten aus den Berner Alpen" (Berlin, 1861), seine „Finsteraarhornfahrt" (Berlin 1863) und manche andere Schilderungen, die wir seiner Feder verdanken.

Seine zu Ende Juli 1861 ausgeführte Besteigung des Finsteraarhorns gehört zu den glücklichsten. Ich gebe seinen ausführlichen Bericht in den Hauptzügen und lasse ihn selber erzählen, nur noch die Bemerkung vorausschickend, daß er, um das schöne Wetter zu benutzen, Tag und Nacht in einem Zuge von Bern auf die Grimsel geeilt war. Sein Führer war Kaspar Blatter von Meyringen, der ihn schon auf das Wetterhorn begleitet hatte, und auch wie damals seine Brüder mitnahm. Keiner von allen war noch auf dem Finsteraarhorn gewesen.

Ein ausgezeichnet schöner Tag war aufgegangen, als wir um 9 Uhr die Grimsel verließen und direkt den Gletschern zusteuerten. Alle Welt kennt jetzt den Unteraargletscher, der durch Agassiz und seine Schüler und dann durch den elsässischen Naturforscher Dollfuß die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich gezogen hat. Der Saum — da wo der Gletscher die häßliche Moräne vor sich her schiebt — wurde überschritten; dann begann ein starkes Steigen am Ausläufer des Zinkenstockes; zur Seite der in munteren Sätzen herabstürzenden Oberaar, welche, vom Oberaargletscher kommend, ihr Wasser der unteren Aar zuführt. Hier zum ersten Mal begannen die Lungen angestrengt zu arbeiten.

Nach ereichter Höhe ward uns die Befriedigung, in eine angenehme Alp einzubiegen, die sich am Südabhange des Zinkenstocks ausbreitet und von Vieh aller Art begraft wurde: von Schafen, Ziegen, Hornvieh und Pferden. Eins der letzteren hatte ein arges

Unglück betroffen. Es mochte auf dem rauhen abschüssigen Alpboden einen Fehltritt gethan haben, war mit gebrochenem Bein den Abhang hinunter gerollt und verblutete auf einer Schneebrücke. Schon sah man von weitem sein blankes braunes Fell vom Bisse der gierigen Bergdohlen angebohrt.

Wir erreichten den Saum des Oberaargletschers um 12 Uhr und sahen uns veranlaßt, eines behaglichen Mittagsschläfchens in der warmen Sonne zu pflegen. Die durchwanderte Nacht lag eben doch in allen Gliedern und rächte sich an einem im Ganzen langsamen Marsch. Zu verlieren war dabei nichts, denn für's Erste hatten wir mit der Zeit nicht gerade zu geizen und zweitens ist es für einen Menschen von Gesundheit und Gefühl ein Hochgenuß, angehaucht von Gletscherluft und angebraten von der Gebirgssonne, in trockenem Grase hinzudämmern, umduftet von frischen Bergblumen und überwölbt vom blauem Himmel, dessen Saum auf blendenden Firnen ruht.

In der That staken wir schon tief in der Hochalpenwelt drin. Der Fuß des Oberaargletschers liegt seine 2260 Meter = 6956 par. Fuß über dem Meer und auf drei von unten leicht übersehbaren Terrassen steigt er in einer Länge von 3—4 Marschstunden bis auf die Höhe von 3238 Meter = 9066 Fuß. Dort oben treten die beiden Bergreihen, welche den Gletscher einrahmen, in sich begegnenden Bogen ganz nahe zusammen und lassen nur eine schmale Pforte offen: das Oberaar-Joch,

Man kann beim ersten Betreten des Gletschers schon die ganze ihn von Süden einschließende firnbekleidete Bergkette übersehen; die Kulme der nördlichen treten nur einer nach dem andern hervor, sind aber charakteristischer. Namentlich entfaltete das Scheuchzerhorn im Verein mit dem Thierberge blendend weiße Firnfelder. Ueber ihnen sahen wir langsam zwei dunkle Punkte sich bewegen. Das Fernglas bestätigte die Angabe Kaspars, daß eine Gemse mit ihrem Jungen gemüthlich in der warmen Sonne spaziere. Die Alte ging voraus und hielt von Zeit zu Zeit in ihrem Marsch inne, bis das weniger geübte Kleine nachgetrippelt kam. Dann blieben sie eine Weile zusammenstehen, um nach klugem Hin- und Herblicken ihres Wegs weiter zu ziehen.

Nachdem wir ihnen so zugeschaut hatten, suchten wir die hübschen

Thierchen durch Schreien, Pfeifen und Toben in Galopp zu setzen; allein die Entfernung war zu groß, unsere Töne erstarben in der Gletscherwildniß und Gehör und Gesicht der Gemse reichen bekanntlich lange nicht so weit, als ihr Geruch. Nur einmal schien die Alte ihren Kopf lauschend in die Höhe zu strecken; da aber ihre feine Nase keine Gefahr witterte, so schritt sie gelassen an der sonnigen Halde fort.

Es versteht sich, daß mit dem allmähligen Höhersteigen der Blick in die Außenwelt sich öffnete und zwar in derselben nordöstlichen Richtung, in welcher der Gletscher zu Thal geht. Da enthüllte zuvörderst der Galenstock seine breiten Firnmassen. Hernach folgte der Winterberg, der eigentliche Herr der vergletscherten Grenzscheide zwischen Bern und Uri.

Wenige Minuten nach sechs Uhr war das Joch erreicht. Prachtvolle Fern- und Nahsicht zugleich! Wenn der Mensch im Anschauen jener Legion von felsigen und firnigen Kulmen des Ostens und Nordostens beinahe sich zu verlieren scheint, so wird er im Umwenden nach Westen plötzlich durch die unmittelbare Nähe der ihm entgegentretenden Riesen auf sich selber zurückgebannt und sein überraschtes Staunen verkündet, daß die wenigen aber durchweg aus dem Kolossalen geschnittenen Gestalten ihn völlig beherrschten und dem herrlichen Punkt erst die Weihe gaben.

Fast senkrecht, wild zerrissen und formlos ragt das Finsteraarhorn bis zur Höhe von 4275 Meter = 13,160 par. Fuß in die Luft empor. Von hier gesehen ist es ein fast gräulicher Berg und trägt seinen unheimlichen Namen mit Recht. Von dieser Seite ist es nicht möglich, seine Spitze zu gewinnen; da häuft sich senkrecht Klippe auf Klippe, da kommt selbst die Gemse nicht weit und Alleinherr ist der Adler und Lämmergeier. In südlicher Richtung entsendet das Finsteraarhorn eine dunkle Granitkette, die sich beim rothen Ecken tief genug senkt, um die Gletscherreise zu gestatten, fast dem jenseits vom Viescherglетscher heraufstrebenden Schnee die Hand zu reichen. Allein kaum hat sich der Felsenkamm so weit erniedrigt, so scheint er sich dessen zu schämen und treibt seine Massen noch einmal gerade in die Höhe zum 3549 Meter = 10,924 Fuß messenden Walliser Rothhorn. Dieses bildet von seiner nördlichen Abdachung eine steile Scheibe, nicht unähnlich dem Eiger in Grindelwald.

nur daß das Rothhorn vom reinsten Schnee bekleidet ist. Doch nahe an der Spitze geht ein gewaltiger Riß durch diese Schneewand und hinter dem Schrunde schaut das letzte Fragment des Berges als ein felsiger Obelisk hervor.

Links hinter dem Rothhorn steht das noch höhere Wannehorn (3717 Meter = 11,441 Fuß). Eine volle Stunde fesselte uns der Blick, zumal da die Beleuchtung immer schöner wurde. Was nur ein wolkenloser Juliabend an Gluth und Farbe zu erzeugen vermag, an jenem Silber, das aus dem schmelzenden Firnschnee blitzt, an goldigen Abendsäumen, bis hinauf zum flammend rothen Alpenglühen — wir genossen es in dieser Stunde! Als auf den niederen Höhen vor uns bereits die Gluth erloschen und die blasse Dämmerung eingetreten war, glänzte drüben im südlichen Wallis noch das Weißhorn im hellsten Sonnenlicht; die Berner Riesen aber glüheten zu gleicher Zeit in voller Pracht.

Um 9 Uhr endlich erreichten wir den Rothhornsattel, den sogenannten „rothen Ecken"; der letzte Ausläufer der südlichen Finsteraarhornkette gestaltet sich hier zu einer scharfen Ecke oder Kante von röthlichem Granit. Hier wurde die Lagerstätte für die Nacht bereitet. Aus den lockeren Schieferplatten, die umherlagen, hatten schon Vorgänger eine Mauer errichtet; da jedoch der Wind von einer anderen Seite kam, mußte noch eine zweite Mauer aufgeführt werden.

Die Nacht war ruhig, sternenhell; an der weißen Firnfluh des Rothhorns haftete noch immer ein Tagesschimmer; finster stiegen jedoch im Westen aus dem Eismeer des Vieschergletschers gewaltige Felsklumpen auf und matt schimmernd thürmte sich Firn auf Gletscher und Schnee auf Firn. Die verworrenen Contouren der Nacht zeichneten die Gestalt des Kammes (11,900 Fuß) noch gewaltiger, als sie in Wirklichkeit schon ist.

In der Frühe des 1. August halb 4 Uhr wurde das kalte Frühstück verzehrt. Der erblassende Mond wies einen Hof, im Osten glühete Purpurroth, das bald auf die hohen Berghäupter sich legte und unsere Herzen mit neuer Hoffnung erwärmte. Dem Alpenglühen folgte die Tageshelle und um 4 Uhr waren wir auf dem Marsch. Auf einer gefrorenen Schneehalde rutschten wir theilweis vortrefflich vom Rothhornsattel auf den Vieschergletscher

hinab. Wir mußten uns möglichst nahe an die Felsenkante halten, welche vom rothen Ecken zum Finsteraarhorn hinansticht; allein da wölbten sich allerlei Eisrücken, durchsäet von Gufferinseln*), und die Eisrücken versperrten den Blick nach den oberen Lagen. So stiegen wir denn, immer im Schnee, ein paar Stunden zwischen der Bergkette und den kleinen Felseninseln hindurch.

Es war ein milder sonniger Tag mit Föhnluft. Hinter den Walcherhörnern hervor stieg nach und nach immer großartiger der Stock des Aletschhorns empor; die feine weiße Spitze des Hornes selber erkannten wir erst später in ihrem Glanze.

Zwischen 6 und 7 Uhr hielten wir Rast auf einem Gufferrücken (Mittel-Moräne). Dann gings wieder über eine hohe Wölbung; etwas nach 9 Uhr erreichten wir den letzten jener Querrücken, auf dessen nördlicher Abdachung sich das Firnfeld ausbreitet, mit welchem das Finsteraarhorn so prächtig nach Westen und Nordwesten hinausstrahlt und das an schönen Sommerabenden zuletzt verglüht, wenn bereits die Jungfrau ihr weißes Nachtgewand angezogen hat.

Jetzt standen wir aber auch so hoch, daß wir über die Kette der Viescherhörner hinaus mitten in das ungeheure Eismeer des oberen Aletschgletschers hineinblickten. Es war ein majestätisches Anschauen, diese weite breite Gletscherwüste, blendend in der Vormittagssonne. Links, als südwestliche Wacht, stand das Aletschhorn da, das alle übrigen Gipfel überragt. Schnurgerade im Westen erhob sich als blanker weißer Kegel die Jungfrau, doch taucht der Kegel mühsam aus der unendlichen Firnmasse auf und scheint viel weniger sie zu beherrschen, als von ihr beherrscht zu werden.

Das Firnfeld, das wir nun betraten, kostete uns manchen Schweißtropfen und manchen schweren Athemzug. Es ist sehr steil und wir mußten im Zickzack aufsteigen. An einer Stelle (die uns $^3/_4$ Stunden kostete) war es so stark von unten nach oben gewölbt, daß mir manchmal schien, wir kröchen wie Fliegen auf der Oberfläche einer großen Kugel. Die Sonne brannte heiß und der

*) Schuttanhäufungen, die bei lebhafter Schmelzung des Gletschers durch kleine Bäche zusammengeschwemmt werden. Unter diesen Sandhaufen hält sich das Eis länger, während es ringsum wegschmilzt.

Glanz des Firnschnee's drang noch heftig durch die doppelte Brille und den Schleier.

Um ½ 11 Uhr erreichten wir den Hugisattel, d. h. den scharfen Berggrat, der den obersten Einschnitt des Finsteraarhorns bildet. Hier, auf einer Höhe von 4080 Meter (12,560 Fuß) also auf ganz gleicher Linie wie die Spitze des Schreckhorns, nimmt der Firn ein Ende, weil ihm die übergroße Steilheit der Finsteraarhornspitze keinen bleibenden Halt gestattet. Seinen Namen hat der Sattel zu Ehren des Naturforschers Hugi erhalten, der am 10. August 1829 die erste beglaubigte Ersteigung des Finsteraarhorns veranlaßte*).

Die Aussicht vom Hugisattel war herrlich. Westlich schauten wir siegreich über das Agassizhorn und das große Viescherhorn hin; östlich ragte der Gipfel des Finsteraarhorns etwa 600 Fuß hoch in die Luft; nordwärts schoß von unseren Füßen weg ein schmales Firnfeld zum Finsteraarhorngletscher hinab, hinter dessen jenseitigem Ufer unter vielen überwundenen Bergen nur das Schreckhorn sich mit seiner zierlichen weißen Krone zur Höhe unseres Standpunktes erhob. Nach Süden und Westen schweifte der Blick über Viescher- und Aletschgletscher und deren Gipfel hinaus auf die Walliser Kette und zum Montblanc.

Mit größter Deutlichkeit und Schärfe konnte der Blick auch nach unten hin Alles unterscheiden und einzelne Häuser im Grindelwaldthal waren ohne Fernrohr mit freien Augen zu erkennen. Also eine ganz entgegengesetzte Erfahrung von der, welche Herr Hugi gemacht haben wollte, der von Leuthold und Währen berichtet, daß sie von der Spitze des Finsteraarhorns nicht einmal mit dem Tubus die Grimsel entdecken konnten und daraus das Gesetz folgern zu können meinte, daß man nur von unten nach oben auf weitere Entfernung klar sehen könne.**)

*) Die wir in voriger Nummer kennen gelernt haben.

**) Die Föhnluft in den ersten Tagen ihrer Herrschaft trägt gewiß viel dazu bei, die Umrisse aller Objecte klar hervortreten zu lassen. Indessen sah der Herausgeber dieser Schilderungen an einem sonnigen Julitage auch ohne Föhn von der Spitze der Fibbia (8441 Fuß hoch) ohne Fernrohr weit in's Livinenthal hinunter, bis über Dazio grande hinaus einzelne Häuser ganz deutlich. Der Höhenunterschied betrug doch 6200 Fuß.

Wir hatten eben eine neue Stärkung zu uns genommen und schickten uns zum Aufbruch an, als die Aufmerksamkeit durch zwei lebendige Wesen in Anspruch genommen wurde: ein paar Bergdohlen flogen vom Felsen auf und flatterten fröhlich über den Firn hin. Was müssen das für närrische Vögel sein, daß sie ihren Tummelplatz in so enorm entlegenen Höhen suchen, während die Welt doch so weit ist. Oder wollten sie uns an unsere eigene Narrheit erinnern?*)

„Vorwärts, vorwärts!" kommandirte Kaspar. Jetzt packen meine Hände, beide zusammen, einen zackigen Grat, sie rütteln fest daran, aber er steht urfest; ein Ruck, und der Oberleib hebt sich auf den Grat, der Kopf aber schwebt plötzlich über dem nördlichen Abgrund der gewaltigen Felsenscheibe, und senkrecht, etwa 5000 Fuß tief, schießt der Blick zum grünen Strome des Finsteraargletschers hinab.

Das war nur ein vorwitziges Lauschen. „Vorwärts, vorwärts!" Wir bogen wieder in die südliche Wand hinein, die am sichersten zu erklettern ist. Diese Kletterung bis zur Spitze dauerte eine Stunde. Als wir um $^1/_2$ 1 Uhr einen neuen Felsenabsatz überklimmen mußten, ha! da lag der Gipfel des Finsteraarhorns vor uns in allernächster Nähe.

Die Felsenscheibe war etwas ausgeweitet und auf ihrem höchsten Punkte ragte ein aus losem Schiefer aufgemauertes Steinmannli auf; an der östlichen Wand aber, gegen die Grimsel zu, hatte sich eine Schneewechte angesetzt, nicht unähnlich einem ausgeflogenen Bienenschwarm.

Heller Jubelruf verkündete das erreichte Ziel. Aber gleich darauf folgte ein allgemeines frommes stummes Staunen über die Unendlichkeit der rings um uns ausgebreiteten sonnigen Welt. Es war die Wirkung des Ungeheuren, des in solcher Herrlichkeit Niegeahnten, die uns erfaßte. Dem, der noch nie mit eigenen Augen solche Herrlichkeit genossen, einen Begriff davon zu geben, ist rein unmöglich.

Was bei aller stolzen Größe dem Finsteraarhorn seinen schönsten

*) Sie treffen auch noch auf den höchsten Firnlagern Insekten, welche durch Luftströmungen nach oben getragen werden und dort erstarren.

Zauber verleiht, das iſt: es beherrſcht eine wunderbare Fülle in ſeinen Ausblicken und doch ſammelt ſich das Viele wieder in drei koloſſale Gruppen, deren jede für ſich allein ſchon eine Finſteraarhornfahrt werth wäre.

Sieh da! 5000, vielleicht 6000 Fuß zu unſeren Füßen ſpreizt ſich der Finſteraargletſcher. Links kommt er von der Strahleck herab als ein mächtiger meergrüner Strom; ſeine Wogen baden den Fuß des Horns und drohen ihn zu unterwühlen; doch das wuchtige Eis prallt ohnmächtig ab vom Granit und flüchtet in ſtrömenden Wogen von dannen. Lange ſchwarze Gufferlinien folgen der kryſtalliniſchen Fluth und vollenden die Täuſchung, daß man meint, der Gletſcher woge und rauſche und werde drüben hinter dem nächſten Berg als ein zweiter Niagara zerſtäuben.

Nun ſieh, wie am jenſeitigen Ufer ſich eine kecke Bergwand erhebt und in der wunderbar ſchlanken Pyramide des Schreckhorns ausgipfelt. Wir ſehen hinunter auf die zierlich weiße Krone, die ſeine dunkle Geſtalt ſchmückt, über ſie hinüber zum Wetterhorn und über das Wetterhorn hinaus in die weite nördliche Welt.

Ja wohl, hier verſchwindet der Blick im horizontloſen All, wo ſelbſt Jura und Vogeſen und Schwarzwald ſich verflachen, wie zertretener Kies auf der Heerſtraße. Der Blick eilt zurück zum ſchauerlich ſchönen Abgrunde des Gletſchers, und bleibt, ſelbſt ſtarrend, an das ſtarrende Wunder gebannt. Doch auch dies Mal weile nicht zu lange bei dem Bilde, es liegt eine verrätheriſche Schwindelkraft darin, wie auf hochgehender See ein Anſchauen der Wogen, die an die Schiffsplanken ſchlagen.

Wir gehen, den Blick nach Weſten und Süden wendend, vom Grauſig-Großen zum Feierlich-Erhabenen über. Da zeigt ſich zunächſt, wieder hart zu unſeren Füßen, der große weiße Keſſel des Vieſcher-Gletſchers. Dann folgen wir dem Vieſcher-Grat bis zum Mönch hin und ſehen, wie der Grat rechts die Firne des unteren Grindelwaldgletſchers entſendet, links aber dem gewaltigen Circus des Aletſchgletſchers zur nördlichen Grenze dient. Noch weiter rechts ſteht beinahe iſolirt der Eiger; ſeine Starrheit wird nur dadurch gemildert, daß unmittelbar neben ihm aus fernem grünen Grunde das Dorf Grindelwald herauflugt.

Links vom Vieſcher-Grat erſcheint in gemeſſener Entfernung die

Jungfrau und ihre Kette, die ihr von Mürren aus so lebhaft bewundert. An alle Kulme und an alle Sättel dieses mächtigen Halbkreises strebt der Aletschgletscher hinauf mit ungeheurer Wucht. Nur Einer ist, der am südwestlichen Saume der Firnen noch mächtiger dasteht und durch seine hochstrebende weiße Gipfelpyramide verräth, daß er sich einzig vor dem Finsteraarhorn beugt: das Aletschhorn.

Und nun laß deine Blicke hinausschweifen über Viescher- und Aletschgletscher hinaus in die Weite. Da schließt das Bild nicht wie im Norden mit leerer Fläche, sondern es erscheint die ganze Südgrenze des Wallis und noch mehr dazu die langgestreckte Kette, die mächtigste unseres Erdtheils, vom St. Gotthard bis zum Monterosa und vom Monterosa bis zum Montblanc. Aber dieser kolossale Anblick überwältigt nicht mehr; er bildet nur einen wundervollen Rahmen zum Firnmeer des Aletsch und seinem näheren Bergkranze, der immer und immer wieder die Sinne gefangen nimmt durch strahlende Pracht und majestätische Ruhe.

Während ich in diese Betrachtungen versunken war, that der Menk (Melchior) seine Pflicht. Er wußte, was man einem wackern Berge nach seiner Besteigung schuldig ist: er hatte in seiner Wamstasche eine währhafte Flasche mitgebracht, um sie auf das Wohl des Horns zu kredenzen und war nun mit der Entkorkung beschäftigt. Jakob hatte den Auftrag, das Wahrzeichen der Ersteigung, das rothe Fahnentuch an einen Alpstock zu befestigen, und Kaspar, der Chef, that einen prüfenden Blick in das Steinmannli. Die aus losem Schiefer, wie ihn der Gipfel des Finsteraarhorns reichlich aufweist, thurmartig aufgebaute Mauer zeigte, nachdem man einige Steine gelüftet, in ihrem Bauche mehrere Flaschen. Bis auf eine waren sie aber sämmtlich an die Steine angefroren, weßhalb wir sie unangetastet ließen. Die eine lose wurde geöffnet und wir fanden darin den Namen eines englischen Reverend, dann notirte ich auf einem Papier auch meine Besteigung und ließ es in den Flaschenhals schlüpfen.

Nun handelte es sich um das Aufpflanzen der Fahne. Dies bildete einen etwas schwierigen Casus. Ihr natürlichster Platz war die Spitze des Steinmannli's und hier wäre sie leicht zu errichten gewesen; diese Spitze wurde jedoch von der erwähnten

Schneewechte überragt und zwar gerade in der Richtung gegen die Grimsel, wo wir die Weisung hinterlassen hatten, uns an diesem Nachmittage aufzupassen, um durch Entdeckung unserer Fahne unsere Besteigung zu constatiren. Hätten wir das Tuch auf die Mauer gepflanzt, dann würde es in der Grimsel nicht gesehen worden sein. Es blieb somit für unseren Zweck keine andere Stelle übrig, als die Höhe der Wechte. Aber die Wechte war eben eine Wechte, — d. h. ein horizontal am senkrechten Felsen hangender Schnee, von dem man nicht wissen konnte, ob er seinen Mann trage; und diese weiche angeflogene Masse hing über einem Abgrunde von mehreren tausend Fuß.

Bah! hatte nicht ein Jahr zuvor auf dem Wetterhorn der Menk unsere Fahne auf einem gleich gefährlichen Punkte aufgepflanzt? Warum sollte es jetzt schlechter gehen? So dachte Kaspar, besann sich nicht lange, reichte seinem Bruder das Ende des um seinen Leib geschlungenen Seils, schwang sich behend, die Fahne in der Hand, auf die Mauer, kroch von der Spitze weg behutsam, sehr behutsam, auf die höchste Wölbung der Wechte und steckte die Stange mit kräftigen Stoß fest, bis an's Tuch in den Schnee hinein. Dann kroch er ebenso sachte rücklings bis zur Mauer zurück und nahm von dieser jauchzend einen Sprung auf das sichere Felsenpostament. Vier Tage später hob der Führer Anderegg*) die Fahne von der gleichen Stelle weg und pflanzte sie auf die Mauer!

Nun zu guter Letzt noch nach Osten und Südosten geschaut! Dorthin war die Aussicht ganz besonders günstig, die Luft durchsichtig. Ueber die Reviere des Triftgletschers und Gotthardstocks schweifte der Blick auf die Gruppe des Piz Valrhein in Graubünden und auf den Berninastock, den Herrn des Ober-Engadins; links hinter ihm erschienen sogar der Ortles und die Oezthaler Firnen in Tyrol. Rechts aber, nach breitem leeren Zwischenraum — in dessen Tiefe wohl die lombardische Ebene und das Becken des Gardasee's lag — zeigte sich fern am Horizont eine Bergkette, gewiß die, welche das südliche Tyrol vom Venetianischen trennt.

*) Melchior Anderegg führte die Engländer Leslie Stephen (das berühmte Mitglied des Londoner Alpenclubs, den ersten Besteiger des Schreckhorns) nebst den Herren Tennyson und Utterson hinauf.

Eine halbe Stunde waren wir bereits oben. Die Luft hauchte uns so köstlich warmfrisch an, daß wir es ohne alle Beschwerden einige Stunden ausgehalten hätten. Längeres Bleiben war uns aber nicht vergönnt. Kaspar's Wetterkunde begann einen Triumph zu feiern. Mein Führer hatte auf diesen Tag eine Krisis vorausgesagt und eben zu dieser Stunde traf sie ein. Jener lange Wolkenzug, der während des Vormittags über den Walliseralpen geschwebt, doch ohne uns deren Kulme zu verdecken, war bereits in Bewegung gerathen und trieb, vom Südwest gestoßen, mit Macht den Berner Alpen zu. Vor sich her sandten die Wolken einen feuchten Nebelwind. In spätestens einer Stunde mußten sie uns erreicht haben. Kaspar befahl beim Anblick dieser Erscheinung den Rückzug, damit wir uns zeitig an einer deckenden Felswand befinden und nicht allen Winden preisgegeben sein möchten. Wir durften dem Himmel nicht zürnen, der uns die schöne, über alle Beschreibung schöne halbe Stunde auf dem Finsteraarhorn gegönnt.

Die Rückkletterung ging in gleicher Weise und gleich geräuschvoll vor sich, wie das Aufsteigen; nur daß man jetzt alle Abgründe im Gesicht hatte und deshalb doppelt sattelfest in der Schwindellosigkeit sein mußte. Nach drei Viertelstunden ($^3/_4$ 2 Uhr) standen wir neuerdings auf dem Hugisattel, nahmen das hier gelassene Gepäck zu Handen und eilten spornstreichs über den erweichten Schnee des Hochfirns hinab.

Rascher und rascher kam aber auch das Wetter uns entgegen. Schon war das Aletschhorn von den Wolken in Besitz genommen und der Regenwind jblies mit Macht über den Viescherglетscher zum Finsteraarhorn hinüber. Es dauerte nicht lange, so war auch dieses unseren Augen entrückt und wir bekamen einen Regenschauer in's Gesicht, der uns überall willkommener gewesen wäre als auf dem verschneiten Eise. Doch der Regen hielt nur kurze Zeit an, ein Windstoß machte den blauen Himmel wieder frei und trieb die Nebel über alle Sättel nach Norden hinaus, um — gleich darauf ein Schneegestöber aus Südwesten heranzuschleppen. Darauf noch einmal die Sonne und in der Folge ein beständiger Wechsel von Sonne, Regen und Schneegestöber während der ganzen Zeit, die wir brauchten, um zur Tiefe des Viescherglетschers zurück zu ge-

langen, nämlich bis $4^1/_4$ Uhr. Dann klärte sich Alles bleibend wieder auf und war wo möglich noch schöner wie zuvor. Firne und Felsen erschienen wie blank gewaschen und die ebenfalls frisch gebadete Sonne verlieh dem gesammten Revier einen glanzvollen Ton.

Doch allzu eben und glatt sollte die Rückkehr vom Finsteraarhorn nicht von statten gehen! Die Führer waren ebensowenig wie Dr. Roth mit der Gegend vertraut; sie betraten diese Firnregion zum ersten Mal. Sie überschritten in der Diagonale den Gletscher, wo er sich zwischen dem Rothhorn und dem nordöstlichen Ausläufer der Walcherhörner hindurchzwingt. Er befand sich da auf dem Uebergange vom Firn zum massigen Eis und seine vom eben gefallenen Regen erweichte Oberfläche war mit unzähligen Schneekügelchen gekräuselt, nicht unähnlich einem von sanfter Brise gekräuselten Seespiegel. Hier und da gab der lockere Schnee unter dem Fuße nach und ließ ihn in eine Spalte gleiten; doch diese Spalten waren sehr schmal und nicht gefährlich. Bald waren die Wanderer im Süden des Rothhorns, mitten im Zusammenfluß des Viescher- und des namenlosen Gletschers, der in prächtigem breiten Strom von Osten herabwogt. Nun aber verengte sich das Thal, dessen ganze Breite der Gletscher zwischen steilen Bergwänden ausfüllt. Das Gefäll des Eises wird stärker, die Spalten klaffen weit aus einander und werden zu breiten meergrünen Schründen, die bald durcheinander fahren und ein wahres Chaos von Eisklumpen und Würfeln bilden.

Durch diese Eistrümmer war nicht durchzukommen. „Wir hielten daher zum rechten Ufer der Abdachung des Wannehorns, die fächerförmig in den Viescherglетscher hineinstrahlt. Auf dem oberen nackten Felsen finden sich grüne Schafweiden, die „Trift" genannt, nach welcher der überhangende Gletscher der „Triftgletscher" heißt. Nach der Trift ging nun unser Trachten und als wir am ersten Ufer angekommen waren, überraschte es uns sehr angenehm, sogleich einen gebahnten Fußweg zu finden, von dem wir als selbverständlich annahmen, es sei der Weg nach dem Aeggischhorn. Es that uns wohl, einmal wieder den Fuß auf sicheren Fels und trockenes Gras und Moos setzen zu können — allein es war nur einer jener Schäfersteige, auf welchen die Hirten

ihre Thiere in die Weide treiben und stellenweise tragen, um sie nachher auf den rings von Gletschern umschlossenen Eilanden ohne alle Aufsicht die ganze Saison hindurch sich selbst zu überlassen, Obschon daher von einer überhängenden Wand ein paar neugierige Schafsköpfchen sich zu uns herniederneigten, so konnten wir doch darauf zählen, daß keine Hütte und kein menschliches Wesen in der Nähe war.

„Hier gehts," rief nach langem Suchen aus weiter Entfernung einer der Führer — es war endlich die richtige Route gefunden und zum Ueberfluß bekräftigte uns dies auch nach einer Weile ein Zeichen auf der Moräne. Wo nämlich, aus der Trift kommend, ein Gletscherbach über den Felsen stürzt und unsere trockenen nach frischem Wasser lechzenden Kehlen netzte, gewahrten wir am Boden einige Eierschaalen und andere Reste einer kalten Mahlzeit, untrügliche Beweise der früheren Anwesenheit von Touristen, die auf dem Wege von der Grimsel zum Aeggischhorn hier ein Ruhestündchen gehalten hatten. Die Schaalen zeigten sich auch noch weiter thalabwärts und dienten uns als willkommene Wegweiser.

So trollten wir uns denn beruhigt weiter den grünen Strom entlang, theils auf der Seitenmoräne, theils auf dem nackten Eise und es störte uns nicht, daß der Gletscher immer wilder wurde. Es war sehr heiß, trotz der kühlen Ausdünstung des Eises. Da begegnete mir etwas Eigenthümliches. Die Felsenwände der Trift zu unserer Rechten stiegen immer höher oder schienen es wenigstens und die verschiedenen Farben des Gesteins zeichneten allerlei Figuren an die kahlen Wände. Diese Figuren wurden zu Schlössern mit allerlei mittelalterlichem Gethürm; ja ganze Städte wurden sichtbar zu meiner großen Verwunderung. Der Verstand sagte natürlich zum Auge: du täuschest dich! hier horsten nur Adler — aber das Auge behauptete steif und fest, es sähe die Burg Stolzenfels am Rhein und gerade so sei im Atlas das Felsennest Milianah an den Berg Jaccar geschmiedet. Mit der Erinnerung an Milianah stiegen tausend bunte afrikanische Bilder im Gedächtniß auf, heiße Wüstenpracht, mit welcher heute die Gletscherfonne wetteiferte. Die Sahara begann mit dem Aletschfirn, der Bewohner des Hasli mit dem Beduinen einen tollen Walpurgistanz. Das

Alles sah ich am hellen lichten Tag, nicht etwa im trügerischen Mondlicht; — es war dies Eiswüstengesicht eine Folge der großen Anstrengungen und Entbehrungen. Wir waren an diesem Tage schon 14 Stunden auf den Füßen, hatten bei stechender Hitze im Schnee waten müssen und die beiden vorhergehenden Nächte des erquickenden Schlafes entbehrt. Das hatte unser Blut verdickt und nach dem Kopfe getrieben.

Wir gelangten zu der Stelle, wo der Triftgletscher zu dem Vieschergletscher hinunterstürzt. Der Sturz erfolgt in so wilden Sätzen, daß es uns von Weitem schien, da sei nicht durchzukommen. Obwohl wir dem rechten Wege nahe waren, so glaubten wir doch, wir seien verirrt. Um uns für die weitere Sucharbeit zu stärken, packten wir den Proviant aus. Unsere leeren Magen bedurften der Nahrung. Als wir nun das gebratene Fleisch hervorholten, da zeigte sich's lebendig: es wimmelte von Maden und Würmern. So waren wir auf den durstmachenden Käse und eine sehr magere Portion Schinken reducirt.

Zwei Stunden lang suchten und irrten wir in dem Gletscher umher, dann konnten wir auf einer holprigen Moräne weiter marschiren, bis diese zu einer Stelle aufstieg, wo der Felsen überhing und so eine halbe Höhle gestaltete. Es war 9 Uhr Abends und wir waren 17 Stunden lang in Bewegung. So beschlossen wir, die Nacht hier zu bleiben und uns auf dem trockenen Gletscherkoth so gut oder so schlecht es gehen wollte, zu betten. Bevor wir uns hinstreckten, hatte der brave Menk noch nach frischem Wasser gekundschaftet, aber schon nach einigen Minuten kehrte er mit der Meldung zurück, da vorn gähne ein weiter Schrund, an den man sich in der Dunkelheit nicht wagen könne und dürfe. Ich that aus Verzweiflung noch einen derben Schluck aus der Weinflasche, streckte mich in die Höhle, zog die Wolldecke über die Ohren und verfiel in einen erquickenden Schlummer. Die Uebrigen thaten desgleichen. Zu Essen hatte keiner verlangt, obschon wir alle sehr hungrig waren.

Die Nacht war mild gewesen. Früh um 4 Uhr, nachdem wir den letzten Rest unseres Proviants mit Heißhunger verzehrt hatten, brachen wir auf und fanden richtig den Weg, der uns in's Viescher-

thal hinunterführte. Müde und matt kamen wir um 9 Uhr Vormittags zu Vieſch im Rhonethal an.

Die Fahrt war eine ſehr anſtrengende; allein weit über alle Mühen hinaus reichte der Genuß und reicht die Erinnerung an die erſchloſſenen Herrlichkeiten.

4. Die Beſteigung der Jungfrau durch die Herren Agaſſiz, Deſor, Forbes ꝛc. am 28. Auguſt 1841.

Die Jungfrau hat den großen Vorzug mit dem Montblanc gemein, daß ſie, wie dieſer von Chamouny, ſich vom vielbeſuchten Lauterbrunnerthal, beſonders aber von Interlaken, in der ganzen Pracht ihres Aufbaues und ihres reinen glänzenden Firngewandes dem bewundernden Blicke darſtellt, während die höheren Häupter Schreckhorn und Finſteraarhorn, nur hinter ihren Vorbergen hervorlugen und man weit in's Innere der ſie umgebenden Firn- und Gletſchermeere hinaufwandern muß, um die Großartigkeit ihres Felſenbaues anzuſchauen und genießen zu können.

Aber auch nur nach der Nordſeite hin mit ihrem jähen Abſturz in's Trümmletenthal, flankirt von dem blinkenden Silberhorne, gehoben durch ihre großmächtigen Nachbarn Mönch und Eiger, auf welche ſie ſtolz herabſchaut, entfaltet ſie die Fülle ihrer Reize. Von Süden her, wo der Aletſchfirn bis zu 9000 Fuß Höhe zu ihren Schultern hinaufreicht, erſcheint ſie als eine Schneeſpitze unter vielen ihres Gleichen und wer ſie von der Strahlegg oder gar vom Finſteraarhorn und dem Hugiſattel ſieht, wo die Walliſer Vieſcherhörner und das hohe Aletſchhorn ſie in Schatten ſtellen, begreift kaum, wie dieſe beſcheidene Bergſpitze die vielgeprieſene Jungfrau ſein könne.

Doch vielgefeiert und umworben war ſie und wird ſie auch bleiben, wenn ihr auch die mächtigeren Montblanc- und Monteroſahäupter einen bedeutenden Abbruch gethan haben. Am früheſten bekannt und beliebt geworden, wurde die Beſteigung ihres Gipfels am früheſten unter den Berner Hochgipfeln verſucht.

Zuerst am 3. August 1811 durch die Herren Hieronymus und Rudolf Meyer aus Aarau unter Führung zweier Walliser Jäger: Sie drangen von Süden her über den mächtigen Aletschgletscher (der etwa 4 Stunden lang ist) zur Spitze empor. Die von ihnen aufgepflanzte Flagge wurde jedoch von den Thalbewohnern — die wohl nicht auf das Unternehmen aufmerksam gemacht worden waren — nicht gesehen. Im folgenden Jahre unternahm ein anderes Mitglied der Familie Meyer eine zweite Besteigung. Herr Gottlieb Meyer versicherte, die Spitze von der Ostseite her erreicht zu haben. Die darüber veröffentlichten Berichte waren jedoch nicht klar.

Nach langer Pause, erst im Jahr 1828, versuchte Caspar Rohrdorf, Präparator am Museum in Bern, die Jungfrau von Grindelwald aus zu erobern, indem er über den unteren Grindelwaldgletscher hinter dem Eiger und Mönch herum über das jetzige Mönchjoch emporstieg. Er nahm sein Nachtlager in den Felsen des nachher sogenannten Trugberges, den er Lagerberg nannte, mußte aber wieder umkehren. Indessen gelangten einige Tage später seine Führer unter Peter Baumann's Leitung glücklich hinauf und pflanzten die Fahne auf, welche Rohrdorf auf dem Jungfraujoch (dem Grat zwischen Mönch und Jungfrau) zurückgelassen hatte.

Professor Hugi hatte zu wiederholten Malen versucht, von dem Roththalsattel aus nach der Jungfrau vorzudringen; doch vergeblich. Ebenso wenig Glück hatte der Engländer Cowan, der im Jahr 1841 eine Jungfraubesteigung unternahm.

Die erste von Naturforschern und gewiegten Alpenwanderern unternommene, glücklich ausgeführte und in allen Einzelheiten klar und lebendig geschilderte Jungfraubesteigung ist die von Agassiz unternommene, von der ich dem werthen Leser nach der meisterhaften Schilderung Desor's*) ein zusammengefaßtes Bild geben will.

Der Morgen des 27. August sah uns auf dem Wege zum Oberaargletscher, der von dem unteren durch den Zinkenstock ge-

*) Die Besteigung des Jungfrauhornes durch Agassiz und seine Gefährten von E. Desor. Aus dem Französischen von C. Vogt (Solothurn 1842). Vergleiche Agassiz und seiner Freunde geologische Alpenreisen. Von denselben. (Frankfurt am Main 1847).

trennt ist. Es waren unserer Zwölf: Agassiz, (Professor der Naturwissenschaft aus Neufchatel), Forbes (Professor der Physik in Edinburg) Heath (Professor der Mathematik in Cambridge), Herr du Chatelier (Geolog — aus Nantes), Herr von Pury von Neufchatel (Student der Theologie und früherer Schüler von Agassiz) und Professor Desor, Agassiz's treuer Gefährte — nebst sechs Führern, deren Hauptmann Jakob Leuthold war, den wir schon als einen der zuverlässigsten und kundigsten Führer kennen gelernt haben.

Wir hatten den Gipfel des Hügels erreicht, welcher längs der Aar sich hinzieht, als die ersten Strahlen der Sonne die hohen Bergspitzen trafen, während die tieferen Kuppen noch in bleicher Dämmerung lagen. Ganz im Hintergrunde glühte ein Gipfel in besonderem Glanze. Es war die Jungfrau! Dieser Anblick begeisterte unsere ganze Gesellschaft und ich zweifelte nun nicht mehr an dem Gelingen unseres Plans.

In zwei Stunden erreichten wir den Oberaargletscher und waren nicht wenig überrascht, als wir sahen, wie dieser Gletscher, der voriges Jahr stationär geblieben war, jetzt am allgemeinen Vorrücken der Gletscher des Berner Oberlandes Antheil nahm. Seine Moränen, besonders die linke und die Endmoräne, sind bedeutend vorgerückt; erstere hat sich an der Thalwand emporgeschoben und gleich einer mächtigen Pflugschaar den Rasen umgearbeitet und aufgeworfen.

Bevor wir den Gletscher betraten, machten wir dem Oberaarhirten einen Besuch. Man kann sich kein jämmerlicheres Asyl denken, als die Hütte dieses armen Burschen. Einige niedrige Mauern, von allen Seiten durchlöchert, stützen das halbzerfallene Dach. Wind und Wetter mögen den Bewohner nicht übel mitnehmen! Kaum, daß man aufrecht darin stehen kann. Dieses Jahr hatten sie ein armes Bübchen von 12 Jahren aus dem Wallis heraufgeschickt, das, schlecht gekleidet und schlecht genährt, ein stupides Aussehen hatte. Man hatte ihm Lebensmittel auf drei Monate mitgegeben. Brod, so hart, wie der Granit seiner Hütte, und Käse, trockener als das Heu, auf dem er schlief.

Der Gletscher bot bequemen Weg, da die Sonne den Schnee noch nicht erweicht hatte und die Schneebrücken überschritten werden

konnten. Je höher wir stiegen, desto mehr senkte sich die Linie des Gletscherschliffs an den Seitenwänden, die am Ende des Gletschers 500 Fuß hoch über der Eisfläche stand. So viel mächtiger war der Gletscherstrom in früheren Zeiten gewesen.

Der Oberaarsattel, zur Rechten vom Oberaarhorn flankirt, ward überschritten und nun ging's auf den Schneeflächen weiter, die einen Theil des Vieschergletschers bildet. In der Mitte eines ungeheuren Amphitheaters, vom Finsteraarhorn und den Viescherhörnern begrenzt, wurde das einfache Mittagsmahl verzehrt. Anfangs waren wir Willens, den Kamm, welcher den Aletschfirn von dem Viescherfirn trennt, zu überschreiten; allein dort stiegen dicke Nebel auf und so beschlossen wir, zu den Sennhütten von Möril hinabzusteigen. Einige Mitglieder der Gesellschaft schlugen vor, in irgend einer Höhle am Aletschgletscher zu übernachten, um die paar Stunden Umweg zu ersparen; die Führer aber meinten, besser sei es, gut zu schlafen und des anderen Tages vor der Sonne aufzubrechen. Agassiz und ich stimmten ihnen von Herzen bei.

Wir stiegen demnach die weiten Schneefelder des Viescherglet-schers gegen Süden hinab nach dem Wallis hin und hielten uns ziemlich in der Mitte des Gletschers. Plötzlich sahen wir vor uns mehrere kleine Oeffnungen, lenkten unsere Schritte dahin und schauten in eins dieser Löcher, welches kaum 3 Zoll Breite und 1 Fuß Länge hatte. Wie erstaunten wir bei dem Anblick eines unermeßlichen Abgrundes, der unter dieser Oeffnung gähnte! Eine weite Höhle, in einem Azurblau erglänzend, dessen Gleichen an Durchsichtigkeit und Sanftheit wir noch nirgends gesehen! Die Natur hat mir die Sprache versagt, welche würdig wäre, diese prachtvolle Verschmelzung des Schnee's und der schönsten aller Farben zu beschreiben. Wie gebannt starrten unsere Augen hinab und im Entzücken bemerkten wir nicht, daß die Schneekruste, welche diese zauberische Kluft überwölbte, nur wenige Zoll dick war, doch war sie fest und unser Standpunkt nicht gefährlich.

Die Schneefelder gingen nach etwa einer Stunde unseres Marsches in Firn über und wir waren über diesen Wechsel gerade nicht ungehalten, da man weit gemächlicher auf dem Firn geht. Der Viescherfirn zeichnete sich in diesem Jahre durch die ungemeine Menge rothen Schnee's aus, der sich auf ihm entwickelt hatte.

Er hatte auf weite Strecken ein völlig rosiges Aussehen; und da die kleinen Wesen, welche die Farbe erzeugen, meist einige Linien unter der Oberfläche im Firne zerstreut sind, so erschienen oft an solchen Stellen unsere Fußtritte mit blutrother Farbe in den Schnee geprägt.*)

Mehrere Male hatten wir die Gelegenheit, die Politur und das Abschleifen der Felsenufer des Gletschers durch das Eis zu bemerken. Das vornehmste Gestein ist Gneis, bald feinkörnig, bald mit großen Krystallen; an vielen Stellen ist er glatt, wie geschliffener Marmor. Sehr deutlich unterscheidet man die parallelen Streifen, wodurch sich die Gletscherpolitur charakterisirt. Wir betrachteten diese polirten Flächen mit um so mehr Interesse, als hier, am Vieschergletscher, Freund Escher sich davon überzeugt hatte, daß wirklich Eis die Felsen abschleife.

Um 4 Uhr Nachmittags lagerten wir uns auf dem rechten Gletscherufer und sahen zum ersten Mal tief unter unseren Füßen die Thalebene von Wallis. Nach 2 Stunden Marsches langten wir endlich um 6 Uhr Abends bei den Sennhütten an, welche uns über Nacht beherbergen sollten.

Die Hirten nahmen uns freundlich auf und erboten sich zu allen in ihren Kräften stehenden Diensten. Ihre Hütten liegen in einem kleinen etwa 6000 Fuß über dem Meer erhabenen Thale, das die Fortsetzung bildet vom Bette des Aletschgletschers, jedoch eine ellbogenartige Biegung macht.

Eine wenig angenehme Nachricht empfing uns. Jakob, unser Führer, der treue Begleiter Hugi's, hatte vor drei Jahren eine

---

*) Desor, Agassiz und K. Vogt, der längere mikroskopische Untersuchungen über den rothen Schnee auf der Grimsel anstellte, waren der Meinung des Engländers Shutleworth, daß der rothe Schnee nicht nur aus Pflanzen, sondern auch aus Infusorien bestehe und Vogt spricht sich i. a. W. ganz entschieden dahin aus, daß im rothen Schnee des Aargletschers kein pflanzlicher Organismus vorkomme. Oswald Heer, der berühmte Botaniker, fand dagegen im rothen Schnee am Piz Linard, hinteren Glärnisch und anderwärts als färbenden Stoff Myriaden kleiner einzelliger Pflanzen, den Protococcus nivalis. Die Keime (Schwarmsporen, auch Zoosporen genannt) sind allerdings infusorienartig beweglich und die Neubildung und Vervielfältigung dieser niedersten Pflanzenorganismen geht außerordentlich rasch vor sich.



Die Jungfrau
von Eisenfluh aus.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

Leiter auf dem Aletschfirn zurückgelassen und weil er auf diese rechnete, keine von der Grimsel mitgenommen. Wir bedurften für unsere Bergbesteigung durchaus einer Leiter. Nun erzählte einer der Hirten, daß ein Bauer aus Viesch diese Leiter gefunden und sich zugeeignet habe. Sogleich ward ein Bote nach Viesch hinabgeschickt, die Leiter zurückzufordern; allein der Bauer weigerte sich hartnäckig, sie auszuliefern, weil er sie ausgebessert habe und sie ihm nun von Rechtswegen gehöre. Um Mitternacht kam der Bote zu unserm nicht geringen Aergerniß leer zurück! Was nun? Sollten wir unsere Fahrt um 24 Stunden verschieben? Die Nebel des vorigen Tages waren verschwunden, der Himmel hell und es hieß den günstigen Stern, der uns aufgegangen war, beleidigen durch solchen Verzug! Sollten wir ohne Leiter aufbrechen? Jakob versicherte, es sei dann die Ausführung unserer Reise unmöglich. Es ward also ein zweiter Bote abgeschickt mit dem Befehl, dem Bauer zu sagen, wenn er nicht auf der Stelle unser Eigenthum ausliefere, so würde die ganze Gesellschaft zu ihm hinabsteigen und ihm dann zeigen, was Recht sei.

Um 4 Uhr in der Frühe war schon die ganze Gesellschaft munter und erwartete mit wahrer Herzensangst den Boten. Schon nahte die fünfte Stunde; ein wolkenloser Himmel wölbte sich über uns und noch kein Bote! Endlich keuchte er den Berg hinauf, die Leiter auf dem Rücken. Allgemeines Freudengeschrei empfing ihn. Sogleich war Alles bereit. Jakob aber stellte sich in unsere Mitte und hielt folgende Anrede: „Ihr Herren, wir hätten um 3 Uhr aufbrechen sollen. Jetzt ist es 5. Die zwei verlorenen Stunden müssen wir auf dem ebenen Gletscher einholen. Wir werden deshalb mit möglichster Geschwindigkeit vorwärts eilen. Wer nicht gleichen Schritt hält, bleibt zurück. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Es wird auf Keinen gewartet, wer es auch sei!“ Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden und ein solcher Feuereifer beseelte Alle, daß auch die, welche gleich mir des feuchten Heues wegen die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, ihr Ziel zu erreichen hofften.

Ich freute mich, den mit seinen schwimmenden Eisbergen (auf der Ostseite des Aletschgletschers 7230 Fuß über dem Meer

gelegenen) Mörilsee*) wieder zu sehen. Als ich ihn in Agassiz Gesellschaft (1839) zum ersten Mal besuchte, hatten diese schwimmenden Gletschertrümmer den lebhaftesten Eindruck auf mich gemacht. Ich fand ihn zu meinem großen Erstaunen sehr verändert; er schien weit kleiner, sein Wasserstand weit niedriger und die schwimmenden Eisblöcke in geringer Anzahl und Größe. Der Walliser Hirte, der uns begleitete und dem ich mein Erstaunen mittheilte, berichtete nun: der See sei im Herbst des verflossenen Jahres durch den Gletscher abgelaufen und habe seither nie wieder die Höhe seines vorigen Wasserstandes erreicht. Deshalb hatten wir auch den Kanal, welcher ihn in den Abfluß des Vieschergletschers ableitet, trocken gefunden. Früher, wenn der See hoch aufgestaut war, brach er unter dem Gletscher durch und richtete im Nattersthale große Verwüstungen an. Die Regierung von Wallis ließ daher durch den Grat, welcher ihn vom Vieschergletscher trennt, einen Stollen treiben, der nun einen regelmäßigen Abfluß gestattet.

Von dem Ufer des Sees stiegen wir sogleich auf den Aletschgletscher. An diesem Drehungswinkel des Thales genießt man die herrlichste Aussicht nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin. In unserem Rücken, gegen Südwesten, erhoben sich die Dent blanche, Matterhorn und Strahlhorn, welches letztere so oft mit dem Monterosa verwechselt wird; vor uns, gegen Norden, thürmten sich im Hintergrunde des Gletschers die gewaltigen Gipfel der Jungfrau, des Eigers und Mönchs auf. Ihre scheinbare Nähe flößte uns neuen Muth ein. Man rechnet etwa 6 Stunden von dem See bis zum Anfange der steilen Jungfraugehänge. Jakob's Ermahnung hatte uns aber dergestalt angefeuert, daß wir sie in weniger als vier Stunden zurücklegten, denn wir langten um $9^1/_2$ Uhr daselbst an.

Wir machten Halt und nannten den Ort, der ganz zu einem solchen Zwecke gemacht schien, den Ruheplatz. Ein lebhafter Streit erhob sich unter den Führern über die Identität der Jungfrau. Der Walliser, den wir bis hierher mitgenommen, zeigte auf einen Gipfel zu unserer Rechten, behauptend, das sei die

*) Auch Märjelen-See genannt.

Spitze, welche die Walliser mit dem Namen „Frauelihorn" belegen; die andern Führer, Jakob an ihrer Spitze, wollten in dem höchsten Gipfel zu unserer Linken die Jungfrau erkennen. Jeder stritt lebhaft für seine Meinung. Als ich mich aber auf die Seite des Wallisers neigte, ward Jakob zornig, warf seine Bürde auf die Erde, erklärte, es hieße ihn beleidigen, wenn man an seiner Kenntniß der Berge zweifeln wolle; er kenne die Jungfrau, wenn er auch nicht droben gewesen sei und werde uns auf der Stelle verlassen, wenn man die schlechte Spitze des Wallisers erklimmen wolle.

Auf Agassiz Vorschlag beschloß man endlich, unserm alten Jakob zu folgen, wohin er uns auch führen möge; und bald sahen wir auch in der That, daß er Recht hatte und daß das „Frauelihorn" des Wallisers nur eine südlich vom Mönch gelegene, niedrigere Spitze sei, welche zu dem Stocke des Grünhorns gehört und der wir wegen der Verwirrung, die sie verursachte, den Namen Trugberg gaben.

Der „Ruheplatz" ist eine der schönsten Gletschergegenden, die ich kenne. Er bildet ein weites Amphitheater, in dessen Schooß sich fünf große Zuflüsse des Aletschfirns vereinigen. Die beiden größten behaupten die Mitte; der eine derselben steigt von der Jungfrau, der andere vom Mönch herab.

Wir ließen den größten Theil unseres Mundvorrathes am Ruheplatze und nahmen nur wenig Brod, einige Flaschen Wein und verschiedene Geräthschaften, Hacken, um Fußtritte in's Eis zu hauen, Seile zu unserer Befestigung, sowie unsere Instrumente mit. Das Barometer war leider zerbrochen! Um 10 Uhr gelangten wir an die ersten Schneefelder; der Gipfel erschien bereits so nah, daß wir ihn in zwei Stunden erreichen zu können glaubten. Der Schnee erwies sich jedoch als großes Hinderniß zu unserem Fortkommen, denn wir sanken oft bis an die Knie ein. Bald betraten wir das Reich der Schründe, welche sich am Fuß der steilen Gehänge sehr vervielfältigten. Dann erreichten wir den Rand einer tiefen Kluft, um welche von allen Seiten Schneekuppen in die Höhe starrten, deren höchste die Jungfrau war.

Jakob ließ uns Halt machen, ohne Zweifel, um sich über den nun zu wählenden Weg zu entscheiden. Wir unsererseits sahen

von allen Seiten unübersteigliche Schwierigkeiten; rechts senkrechte Abstürze, links Eisberge, die dem Einbruch drohten und vor uns einen ungeheuren Schrund. Ich fragte Jakob über die Richtung, welche wir nehmen wollten; er verweigerte alle Antwort mit dem Bemerken: wir sollten ihm nur folgen, er wisse den Weg jetzt schon. Später sah ich ein, wie recht er hatte, mir ausweichend zu antworten, — wir wären wahrscheinlich niemals oben angekommen, wenn an schwierigen Stellen Jedermann um seine Meinung gefragt worden wäre.

Nachdem wir uns ein wenig erholt, setzten wir unsern Marsch fort. Es war fast Mittag, die Hitze groß und die Rückstrahlung des Lichtes vom Schnee unerträglich. Man muß zur Schonung der Augen und des Gesichts grüne Schleier vornehmen; diese sind aber hinderlich im Sehen und vermehren die Hitze im Gesicht, da sie allen Luftzutritt absperren. Agassiz zog vor, sich das Gesicht rösten zu lassen und warf den Schleier bei Seite. Unsere Führer ballten, um sich zu erfrischen, Schnee zusammen und legten denselben in den Nacken. Einige unter uns thaten dasselbe, trotz aller heftigen Gegenreden der Andern; es brachte ihnen keinen Schaden. In jenen Hochregionen sind Geist- und Körper von äußeren Einflüssen unabhängiger.

Wir zogen gerade auf den bodenlosen Schrund los; er war nirgends schmaler als 10 Fuß, konnte also ohne Leiter nicht überschritten werden. Ehe wir ihn übersetzten, untersuchten wir noch die Trümmer einer Eislawine, die kurze Zeit vorher gestürzt schien, denn die Spuren ihres Herabrollens zeigten sich noch frisch auf der Oberfläche des Schnee's. Die Trümmer waren aus abwechselnden Schichten von Eis und gefrorenem Schnee zusammengesetzt — ein Beweis, daß sich auch auf den höchsten Gipfeln unter Umständen Eis bilden kann.

Unsere Leiter hatte 23 Fuß Länge, war also mehr als hinreichend, den Schrund zu übersetzen. Nun galt es wieder eine steile Terrasse, deren Schnee hart gefroren war, hinauf zu klettern. Unsere Führer sahen sich genöthigt, Stufen einzuhauen, stiegen voran und reichten dann den andern das Seil dar. Hinter einer letzten Abstufung lag unser nächstes Ziel, der Rothsattel, ein scharfer Kamm, dessen nördliche Wand von den Gehängen des

Rotthalgletschers überzogen ist. Der Schnee wurde wieder weich und wir marschirten mit vieler Leichtigkeit. Auf der Mitte des Abhanges sperrte jedoch abermals eine Spalte unsern Weg; sie drang, wie die erste, in schiefer Richtung in den Schnee ein, so daß die eine Wand des Schrundes über die andere hinüberhing und weit dünner war; ein Umstand, der ihr Uebersteigen erschwerte. Jakob, Jaun, Agassiz und ich waren vorausgegangen, während unsere Gefährten noch den ersten Schrund überkletterten. Wir fanden eine Stelle, wo die Spalte eng genug war zum Ueberspringen. Jakob voran, Agassiz und ich sprangen ihm nach; wir standen auf dem nördlichen Rande des Schrundes, als wir plötzlich ein dumpfes Krachen unter unseren Füßen hörten und zugleich der Schnee, auf dem wir standen, sich langsam senkte. Jaun, der noch gegenüber auf dem andern Ufer stand und uns drei einsinken sah, schrie entsetzt: „Um Gotteswillen schnell zurück!" Jakob hingegen ließ sich nicht einschüchtern, befahl ihm, auf der Stelle zu schweigen und stieg nur um so schneller bergan, uns winkend zu folgen, während er im gleichgültigen Tone wiederholte: „Es isch nüt, numme voran!"

Wir waren doch ziemlich an die Gletscher gewöhnt und ich glaubte, alle Gefahren, die auf ihnen drohen, zu kennen; allein ich muß gestehen, mein Herz schlug schneller als gewöhnlich in diesem Augenblick. Doch setzten wir ein solches Zutrauen in unsern Führer, daß wir ohne Zaudern ihm folgten, obgleich es weit vernünftiger schien, umzukehren. Unser Beispiel ermuthigte auch Jaun, uns wieder einzuholen. Wir fragten nach der Ursache dieses seltsamen Zufalls. Die Führer behaupteten, die frische Schneeschicht des Jahres habe sich auf die älteren Schichten niedergelassen; Jakob hatte dieses Phänomen schon mehrere Mal erlebt.

Um 2 Uhr langten wir auf dem Rotthalkamme an; er gleicht sehr dem Oberaarsattel und ist wie dieser zwischen zwei hohen Gipfeln ausgespannt, nördlich steht der Jungfraugipfel, südlich die gewiß 12,000 Fuß hohe Endspitze des Kranzberges. Soviel ich weiß, hat man diesen Sattel noch nie überstiegen. Die im Rotthal angehäuften Nebel erlaubten uns nur flüchtige Blicke in dies fürchterlich zerrissene Hochthal, in welches das Volk die unter dem Namen der Herren von Rotthal bekannten bösen

Geister des Gebirges versetzt. Das Erklimmen des Jungfraugipfels vom Rotthal muß, wenn nicht unmöglich, doch ungemein schwierig sein. Der Kamm selbst ist nur wenige Fuß breit und die Schneeflächen der Rotthalseite schienen noch steiler, als die, welche wir so eben überstiegen hatten.

Wir ruhten einen Augenblick, bevor wir die letzte Spitze, welche sich vor uns aufthürmte, zu erklimmen begannen. Keiner fühlte sich ermüdet; nur von Pury schien uns nicht folgen zu können. Er hatte keine hinlänglich feste Beschuhung und den Fuß nicht sicher genug darin, um noch eine so beschwerliche Fahrt zu wagen. Vielleicht wäre es ihm bei seinem festen Willen doch geglückt; allein die Führer widersetzten sich förmlich und behaupteten, man dürfe die ganze Gesellschaft nicht um eines Einzigen willen aussetzen. Mit Bedauern sahen wir ihn, unter der Leitung von J. Währen, den Rückzug nach dem Ruheplatze antreten, den er auch wohlbehalten erreichte.

Wir schätzten die Höhe des letzten Gipfels auf 800—1000 Fuß. Trotz seiner großen Steilheit hofften wir, ihn in einer Stunde zu erklimmen; bald aber sahen wir, daß das Werk schwieriger sei, als wir vermuthet hatten. Wir fanden keinen Schnee mehr, sondern festes glattes Eis, so daß die Führer Stufen einhauen mußten, um das Ausgleiten zu verhindern. Wir rückten so nur langsam vorwärts. Als wir an der steilsten Stelle anlangten, die nach der Messung von Forbes 45° Neigung hatte, hüllte uns plötzlich ein dichter Nebel ein, so daß die Hintersten kaum die an der Spitze des Zuges Befindlichen gewahren konnten. Zu gleicher Zeit wurde es so empfindlich kalt, daß wir fürchten mußten, die Füße zu erfrieren, trotz aller Bewegung, die wir uns machten, indem wir die Stufen zu erweitern suchten.

Unsere Lage wurde kritisch. Da stellte Agassiz an Jakob die Frage, ob er noch immer hoffe, uns da hinaufzubringen? Dieser aber antwortete mit seiner gewöhnlichen Ruhe, er habe nie daran gezweifelt. Sein Ruf: Vorwärts! beseelte Alle mit neuem Eifer. Einer der Führer verließ uns; er konnte den Anblick des ungeheuren Abgrundes, der zu unserer Rechten gähnte, nicht ertragen. Und in der That mußte Kopf und Fuß Desjenigen, der unsern Weg betreten wollte, schwindellos und sicher sein.

Der letzte Kamm hat etwa die Form eines von beiden Seiten senkrecht abgeschnittenen Kegels. Wir marschirten auf seiner Schneide, wo das Eis weicher war, hatten demnach den Abgrund stets vor Augen. Ein Dach von Schnee (Schneewechte), dessen Breite zwischen 1—3 Fuß schwankte, hatte sich über ihn hinaus angebaut. Mehrere Male drang mein Stock, wenn ich ihn etwas weiter einsetzte, durch dieses Dach, das stellenweis nur zwei Fuß dick war, hindurch, und wir konnten durch solche Löcher senkrecht hinab auf die weiten Schneefelder sehen, welche zu unseren Füßen sich ausdehnten. Die Führer ermunterten uns zu öfterem Durchschauen durch diese Luglöcher, als eine vortreffliche Uebung, uns vor dem Schwindel zu bewahren.

Doch umhüllten die Nebel noch immer den Gipfel; nur gegen Osten, nach dem Eiger, Mönch und den hohen Spitzen hin, welche die beiden Aargletscher einschließen, war die Aussicht frei. Schon verzweifelten wir an dem Genuß des Schauspiels, mit dem unsere Phantasie sich unabläßig beschäftigte, als plötzlich der Wolkenschleier, der uns den Gipfel barg, zerriß und die Jungfrau unsern erstaunten Augen die ganze Schönheit ihrer mächtigen Formen enthüllte. Die Freude, welche wir bei dieser unerwarteten Veränderung empfanden, will ich nicht beschreiben. Das Gelingen unserer Unternehmung war gesichert.

Nach kurzem Ansteigen in der nämlichen Richtung drehten wir uns plötzlich links ab nach einer Stelle, wo der nackte Fels zu Tage kam und überschritten so die schiefe Fläche des Kegels, dessen Breite hier noch mehrere 100 Fuß beträgt. Während dieser wenigen Schritte konnten wir den Gipfel nicht sehen; als wir aber auf dem Felsen angelangt waren, erblickten wir wie durch Zauberei einige Schritte vor uns die höchste Kuppe, die so lange während unseres Ansteigens vor uns zu fliehen schien.

Von dreizehn Mann, die aus den Möriler Sennhütten ausgerückt waren, erreichten acht Mann den Gipfel: Agassiz, Forbes, du Chatelier und ich, nebst den Führern Jakob Leuthold, Johann Jaun (von Meyringen), Michel Bannholzer und Johann Abplanalp.

Wir sahen jetzt zum ersten Mal die Schweizer Ebene vor uns; wir waren auf dem Westrande des Kegels, über dem Kamm,

der das Rotthal und Lauterbrunnenthal von dem Grindelwald trennt. Etwas weiter erreichten wir den etwa 10 Fuß unter dem Gipfel befindlichen kleinen Absatz, den man mit einem guten Fernrohre und bei sehr hellem Wetter selbst mit freiem Auge sehen kann.

Aber, o Schrecken! so nahe dem höchsten Gipfel, so schwierig der letzte Zugang! Ein scharf zugeschnittener Firnkamm führte hinauf, dessen Breite nur zwischen 6 bis 10 Zoll wechsete, während die Gehänge zu beiden Seiten unter einem Winkel von 60 bis 70 Grad abfielen. Der Grat war 20 Fuß lang. „Es ist unmöglich, weiter zu kommen!" rief Agassiz, und wir Alle stimmten ihm bei. Jakob aber meinte, es sei im Gegentheil sehr leicht und wir Alle würden den Gipfel erreichen. Er legte alsbald sein Gepäck ab und stieg in der Art vorwärts, daß er seinen Stock auf der anderen Seite hielt und recht eigentlich die Schneide des Grates unter den Arm nahm. So marschirte er langsam auf dem linken (westlichen) Abhange des Kammes hin, indem er so viel als möglich den Schnee zusammentrat, um uns einen festen Tritt zu verschaffen. Es war dies um so leichter, als der Schnee sehr porös war. In einigen Minuten hatte er die Spitze erreicht. So viel Sicherheit und Kaltblütigkeit gab uns neuen Muth und als er wieder zurückkehrte, dachte Niemand an's Hintenbleiben. Jakob nahm zuerst Agassiz bei der Hand und führte ihn ohne Schwierigkeit zum Gipfel.

Die Fläche des Gipfels ist ein kleines Dreieck von etwa 2 Fuß Länge und $1^1/_2$ Fuß Breite, dessen Basis gegen die Ebene schaut, während seine Spitze sich in den Grat verlängert, über welchen man zu ihm hinanklettert. Da nur eine Person darauf Platz hatte, so löste Einer den Andern ab. Agassiz blieb etwa fünf Minuten. Als er zurückkam, schien er mir sehr ergriffen; er flüsterte mir zu, noch nie sei er in solcher Stimmung gewesen! Nach ihm war die Reihe an mir. Ich fand keine Schwierigkeit; aber auf dem Gipfel angelangt, konnte ich eben so wenig wie Agassiz meine Gemüthsbewegung unterdrücken. Ich blieb zwar nur einige Minuten, aber lange genug oben, um das Panorama für immer meinem Gedächtnisse einzuprägen; dann eilte ich zu Agassiz zurück. Ich fürchtete, der tiefe Eindruck, den das großartige

Schauspiel auf mich gemacht, möge meiner gewöhnlichen Sicherheit Eintrag thun und ich fühlte das Bedürfniß, die Hand meines Freundes zu drücken. Ich glaube, nie war ich glücklicher, als da ich mich zu seiner Seite in den Schnee setzte. Wir hätten geweint, wären wir allein gewesen; allein die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß selbst in 12,000 Fuß Höhe die erkaltende Etiquette noch um uns herrschte und wir uns der Thränen schämten.

Forbes und du Chatelier wurden dann von unserem braven Jakob hinaufgeführt und empfanden sicherlich ähnliche Gefühle; und gewiß, wer bei solch' einem Schauspiel kalt und theilnahmlos bleibt, der verdient nicht, es zu sehen.

Nicht die ungeheure Ausdehnung des Gesichtskreises ist es, welche den Aussichten der Hochkuppen ihren eigenthümlichen Reiz verleiht. Schon im vorigen Jahr hatten wir Gelegenheit gehabt, auf dem Strahleckſattel die Erfahrung zu machen, daß die Fernsicht meist undeutlich wird. Hier, auf dem Jungfraugipfel, schienen uns die Umrisse der entlegenen Gebirge noch weit unbestimmter. Wären sie aber auch so deutlich gewesen als die Linie des Jura von einem Hügel der Schweizerberge aus, ich glaube, wir hätten uns nicht lange bei ihrer Betrachtung aufgehalten, so sehr waren unsere Blicke gefesselt durch das Gemälde, das sich in unserer nächsten Umgebung aufrollte. Vor uns breitete die grüne Ebene sich aus und die niederen Ketten der Voralpen zu unseren Füßen erhöhten durch ihre scheinbare Einförmigkeit die gewaltigen Formen der hohen Gipfel, die ihre Häupter fast bis zu unserer Höhe reckten. Die Thäler des Oberlandes, welche bis dahin mit Nebel erfüllt waren, deckten sich hier und da auf und wir sahen die Welt dort unten durch den Riß der Wolken. Zur Rechten erkannten wir das Grindelwalder Thal mit seinen Gletschern; zur Linken schlängelte sich ein Silberfaden in einer tiefen Gebirgsspalte; es war das Lauterbrunnerthal mit der Lütschine.

Vor allen aber zogen Mönch und Eiger unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir hatten Mühe, in ihnen jene gewaltigen Nachbarn der Jungfrau zu erkennen, die von der Ebene aus dem Himmel näher scheinen als der Erde. Hier schauten wir nun von oben auf sie hinunter und die Nähe, in der wir sie sahen (nur der Gletscherfirn trennte sie von uns) erlaubte, ihre Formen im

Einzelnen zu untersuchen. Auf der westlichen Seite, diesen Giganten gegenüber, erhebt sich eine andere nicht weniger kolossale Kuppe; die glänzenden Schneefelder, welche ihre gefällige Gestalt überziehen, haben ihr den Namen „Silberhorn" verschafft. In der nämlichen Richtung sahen wir noch eine andere durch ihre Schlankheit ausgezeichnete Spitze, welche wir für das Gletscherhorn hielten; und hinter dieser eine dritte, die Ebene-Fluh. Diese und noch einige andere Hörner ohne Namen bilden die nächste Umgebung, den Hofstaat der königlichen Jungfrau.

Hinter dem Eiger und Mönch stand in weiter Entfernung die finstere Gruppe der die Aargletscher umgebenden Felsstöcke, die Viescherhörner, das Oberaarhorn, das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, der Berglistock, das Ewigeschneehorn und die Wetterhörner. Von allen diesen Kuppen und Spitzen erhob sich nur das Finsteraarhorn über unsern Horizont und schien unsern Ehrgeiz herauszufordern.

Gegen Süden war die Aussicht durch Wolken beschränkt, die sich seit einigen Stunden auf der Kette des Monterosa gesammelt hatten. Gegen Südwest, zu unserer Linken, hatte sich eine fast senkrechte Nebelwand aufgebaut; ihre Höhe schätzten wir auf 12,000 Fuß, denn sie stand mit ihrem Fuße im Lauterbrunnerthale und erhob sich circa 1000 Fuß über unsere Häupter. Da die Temperatur der Luft unter dem Gefrierpunkt stand (— 3°), so waren alle feineren Nebeltröpfchen zu Eis erstarrt und spielten von der Sonne beschienen, in allen Regenbogenfarben. Es war ein anziehender und schrecklicher Anblick. Das Wogen und Kochen dieser Dampfmasse, die sich aus dem Rotthale erhob, wie aus einem Kessel, erregte in mir alte Jugendvorstellungen vom Höllenschlunde.

Als Alle wieder an dem Winkel, dessen ich oben erwähnte, versammelt waren, erhielt Jeder ein Glas Wein und wir tranken von ganzem Herzen auf die Gesundheit der Schweiz. Wir streckten uns einige Augenblicke auf dem Schnee aus und suchten die Umgebung mit dem Auge des Naturforschers zu durchmustern. Ich erstaunte nicht wenig, zu finden, daß der Mönch, den ich für sehr massiv gehalten hatte, ein eben so scharfer Kamm sei, als das Finsteraarhorn; nur daß er von Ost nach West, dieses von Nord

nach Süd sich ausdehnt. Die Jungfrau selbst ist bei weitem kein so massiver Stock, als man glauben sollte, wenn man sie von Bern oder Interlaken sieht; in dieser Beziehung verliert sie sehr an Majestät, denn, statt eine zusammenhängende Masse zu bilden, zeigt sie vielmehr eine Reihe übereinander gestellter Kämme, deren jeder von dem folgenden durch ein tief eingeschnittenes Thal getrennt ist. Selbst aus der Ferne kann man durch die dunkeln Schatten zwischen den Zacken der Jungfrau die tiefen Schluchten erkennen, welche die Kämme des Berges von einander trennen. Das Thal zwischen dem höchsten Gipfel und dem innersten Kamm ist am deutlichsten. Je näher die Kämme der Erde kommen, desto mehr nehmen sie an Höhe ab.

Vielleicht liegt die Erklärung dieser Kämme in der Felsart — sie ist nämlich Gneis und Glimmerschiefer, also ein Gestein, welches in breiten Platten trümmert. Die steil zugeschnittenen Grate sämmtlicher Hochspitzen der Berner Alpen wiederholen diese plattenförmige Splitterung, der sie jetzt noch im Kleinen ausgesetzt sind. Ist dagegen das Gestein wahrer Granit, so werden die Gipfel auch massiv, wenn auch zuweilen zackig ausgeschnitten, wie dies am Montblanc und seiner Umgebung sich zeigt.

Der Himmel über uns war vollkommen klar und sein Blau so dunkel, daß er fast schwarz schien. Sterne sahen wir nicht, obgleich sie in so großer Höhe selbst bei Tage sichtbar sein sollen. Nach Osten zu gegen den Horizont hin zeigte sich das Blau merklich blasser.

Das thierische und Pflanzen-Leben ist natürlich in solcher Höhe geschwunden; doch sahen wir zu unserem Erstaunen auf dem zu Tage kommenden Gestein die Trümmer einiger Flechten und ferner erblickten wir einen Falken, der sich hoch über uns in den Lüften wiegte.

Wir hatten keine Fahne bei uns; es wurde daher beschlossen, Agassiz Bergstock, den längsten von allen, aufzupflanzen und ich war bereit, mein Schnupftuch zu opfern, um es als Fähnlein an den Stock zu befestigen. Einer der Führer fand aber das seidene Tuch doch zu schön, um es den Winden preis zu geben und er bat mich um die Erlaubniß, sein Nastuch dagegen vertauschen zu dürfen. So stoppelten wir denn aus einem tannenen Alpenstock

und einem rothen Lappen eine Fahne zusammen und Jakob pflanzte sie auf den Gipfel.

Es war 4 Uhr vorbei, als wir aufbrachen. War das Hinaufsteigen beschwerlich gewesen, so mußte es das Herabklettern noch mehr sein. Wir mußten rückwärts klimmen*) und beständig zwischen den Beinen durchsehen, um die Treppenstufen nicht zu verfehlen. Der Abgrund war zum Schwindeln tief — doch wir gewöhnten uns bald an den Anblick. Um 5 Uhr langten wir ungefährdet auf dem Rotthalsattel an, setzten ohne Weiteres über die beiden Schründe und waren nun so ziemlich geborgen. Nur einige Schneefelder trennten uns noch von dem Ruheplatze, wo Pury mit den beiden Führern uns erwartete. Wir waren unseres Marsches so sicher, daß wir trotz der noch vorhandenen Schründe mehr liefen als gingen, so daß Jakob beständig rufen mußte: „Hübschli, numme hübschli!" (Langsam, nur langsam!) Um 6 Uhr langten wir auf dem Ruheplatze an und hatten so in zwei Stunden den Weg zurückgelegt, der uns beim Aufsteigen sechs gekostet hatte.

Pury beglückwünschte uns über den glücklichen Ausgang der Fahrt und dankte uns für unsere Vorsicht, ihn zurückgelassen zu haben; denn als er uns an der letzten Höhe klimmend erblickte, hatte er wohl erkannt, daß seine Beschuhung nicht zu solcher Anstrengung gemacht sei. Alle Welt war demnach zufrieden und, da wir einen vortrefflichen Appetit von oben mitbrachten, so ließen wir uns auf dem Schnee nieder, um uns mit einem Stückchen Fleisch und einem Glase Wein zu stärken. Agassiz bot das erste Glas unserem braven Anführer und wir tranken Alle auf seine Gesundheit aus vollem Herzen, denn ohne ihn wäre Keiner auf den Gipfel gelangt.

Noch sechs Wegstunden trennten uns von den Sennhütten. Wir mußten, wie wir vorausgesehen hatten, den zerklüfteten Theil des Gletschers bei Nacht überschreiten. Niemand schien sich sehr darum zu kümmern und zudem mußte der Mond bald aufgehen und vom wolkenlosem Himmel aus unsern Pfad erhellen.

---

*) Mit dem Gesicht gegen die Eiswand.

Im Geschwindschritt durchmaßen wir die drei Stunden Firn, welche den Schneefeldern folgen, ohne alle Schwierigkeit; wir gingen auf der ebenen Oberfläche wie auf einem gebahnten Wege. Mit dem Anbruche der Nacht erhob sich der Mond gerade in der Axe des Aletschgletschers, so daß dieser breite Eisstrom in seiner ganzen Länge erleuchtet war und ein sanftes Licht zurückstrahlte, welches uns um so wohler that, als die Reflexion der Sonnenstrahlen während des Tages unsere Augen heftig gereizt hatte. Als wir in die Region der Schründe kamen, ließen wir uns wieder durch das Seil verbinden, da es trotz der hellen Mondbeleuchtung doch kaum möglich war, den frischen Schnee von dem älteren zu unterscheiden.

Es mochte 9 Uhr sein, als wir das Johlen eines Hirten vernahmen. „Bravo, unser Walliser hält Wort!" riefen Alle. Wir hatten ihm befohlen, uns mit Lebensmitteln entgegen zu kommen und um 6 Uhr von den Sennhütten aufzubrechen. Nachdem wir einige jener melodiösen Rouladen, welche die Oberländer als Zeichen auf stundenweite Entfernungen hin ertönen lassen, mit ihm gewechselt hatten, bemerkten wir, daß er auf dem linken Gletscherufer kam; wir mußten mithin eine gute Strecke den eine Stunde breiten Gletscher überschreiten, um ihn zu erreichen. Der brave Kerl war bepackt wie ein Maulesel; denn außer unseren Lebensmitteln hatte er noch eine ganze Gebse (hölzernes Milchgefäß der Sennen) kuhwarmer Milch mitgebracht, die er frisch gemolken hatte. Kein besseres Erfrischungsmittel hätte er uns darbieten können; Alle verschmähten nun den Wein. Wir legten uns im Kreise um unsern Amphytrion und leerten nach und nach sein weites Gefäß. Ich habe nie einem schöneren malerischen Essen beigewohnt.

Gesättigt machten wir uns wieder auf den Weg. Wir hatten noch drei Stunden vor uns. Ehe wir uns dessen versahen, langten wir beim Mörilsee an und bewunderten ein Schauspiel, einzig in seiner Art. Die schwimmenden Eisblöcke boten im Mondschein einen bezaubernden Anblick dar; das abgestutzte Gletscherende schien eine Mauer von lichtem Krystall und da der Mond sich eben hinter den Spitzen, welche den See umstarrten, bergen wollte, so sahen wir in einer Viertelstunde die mannigfachsten Lichteffekte und die seltsamsten Gegensätze.

Um $11^1/_2$ Uhr langten wir in den gastlichen Hütten unserer ehrlichen Walliser Hirten an, nach einem Marsche von 18 Stunden. Unsere Müdigkeit fühlten wir nicht, so sehr waren wir erfüllt von all den neuen Eindrücken, die Geist und Gemüth während der reichen Tagesernte gesammelt hatten.

5. Die Besteigung des großen Schreckhorns durch Herrn Edmund von Fellenberg*) am 4. August 1864.

Die Schreckhörner sind die höchsten Zinnen des zackigen Felskammes, der sich nördlich zum Mettenberge in's Grindelwalderthal, südlich in den Strahleckhörnern zur Mulde des Finsteraargletschers absenkt. Ihre höchste Spitze ist das große Schreckhorn, das 4080 Meter = 12,560 par. Fuß Meereshöhe erreicht, in der Mitte gelegen zwischen dem kleinen Schreckhorn, (3497 Meter = 10,765 Fuß) das man von Grindelwald aus sieht und dem großen Lauteraarhorn, südlich vom großen Schreckhorn zu einer Höhe von 4043 Meter = 12,439 Fuß aufsteigend.

Weithin schaut der höchste Gipfel, der überhaupt am meisten nördlich nach Grindelwald zu sich vorschiebt, nach Norden und Nordosten in's Land hinaus und stellt sich den Bewohnern der Hochebene zwischen Alpen und Jura dar als schlanke Felspyramide, die nur in ihren Schründen einige Schneemassen birgt. Vom Faulhorn, ja auch aus der Ebene kann man deutlich zwei größere weiße Flecken unterscheiden; sie werden vom Volk die „verdammten Nonnen" genannt und heißen in neuerer Zeit auch wohl die „weißen Täubchen".

Von entgegengesetzter Südseite, etwa vom Sidelhorn, der Furka und Grimsel aus gesehen, gleicht es einem langen scharf zugeschnittenen Keil. Im Westen von den Sennhütten des Zäsenbergs aus gesehen ergibt sich das hier mitgetheilte von Herrn von Fellenberg selber aufgenommene Bild. Im Süden steht man, auf der Höhe der Strahleck angelangt, gerade in der Axe des

*) Vergl. Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs, 2. Jahrgang (Bern, 1865).

Gebirgskammes, aus dem dann die scharfe Pyramiden-Spitze des Schreckhorns aufragt.

Die Steilheit und Zerrissenheit der Schreckhörner brachte sie in den Ruf der völligen Unersteigbarkeit, den sie noch behaupteten, als bereits das Finsteraarhorn sich dem menschlichen Fußtritt hatte beugen müssen. Doch wie das Allergefährlichste am meisten reizt, so hatten auch die Schreckhörner auf die Naturforscher, welche seit 1840 auf dem Unteraargletscher*) ihre Hütte aufgeschlagen hatten — das Hôtel des Neuchatelois genannt — einen unwiderstehlichen Reiz geübt und in ihnen den Wunsch rege gemacht, die erste Fahne auf den höchsten Gipfel zu pflanzen. Am 8. August 1842 machten sich die Professoren Desor, Arnold Escher von der Linth und Girard nebst fünf Führern: Jakob Leuthold, J. Madutz, Bannholzer, Briger und Fahner auf den Weg. Um $6^1/_2$ Uhr waren sie ausgezogen und schon um 10 Uhr hatten sie die Höhe der Strahlegg erreicht. Frischer Schnee, der die Schründe bedeckte, machte Vorsicht nöthig; in die oberen Firngehänge mußten Stufen gehauen werden und nicht ohne Mühe erreichte man den nackten Fels und kletterte dann gegen den gerade vor sich erhebenden Gipfel empor. In einer Höhe von mehr als 11,000 par. Fuß blühten noch an feuchten Stellen die Gletscherranunkeln (R. glacialis). Nur noch einige hundert Schritt war die Gesellschaft vom Gipfel entfernt, als sie auf einen spitzen Felszahn gerieth, der vom Hauptkamm durch einen 10 Fuß tiefen Einschnitt getrennt war. Der Einschnitt stellte sich als ein Schneedach dar, das zu beiden Seiten steil abstürzte. Was thun? Einen beschwerlichen und gefährlichen Umweg machen oder umkehren? oder einen Führer mit dem Seil auf der Spitze des Felsen zurücklassen, während die Uebrigen sich an dem Seil hinabließen und den Schneesattel überschritten? Bannholzer sollte recognosciren und man wollte ihn eben an das Seil binden, als er, schnell entschlossen, mit einem Satze auf den Schneefirst hinabsprang, auf den er ritt-

*) Derselbe wird aus zwei Hauptströmen gebildet, deren einer vom Finsteraarhorn, der andere vom Schreckhorn herabsteigt. Dort wurden die Untersuchungen über die Bildung, Fortbewegung, Veränderung der Gletscher von Agassiz, Desor und ihren Freunden methodisch angestellt. Die Riesengestalt des Schreckhorns hatten sie deutlich genug vor Augen.

lings zu sitzen kam. Allgemeiner Schrei des Entsetzens! Man hielt den Wagehals für verloren. Er aber kehrte sich nicht an das Rufen und Fluchen der andern Führer, stieg die gegenüberliegende Zacke hinan und erreichte in einigen Minuten die Höhe. Nun folgen, einer nach dem andern, die Uebrigen ihm nach. Zuletzt ging es über einen 50 Fuß langen ganz schmalen Kamm, über den man auf allen Vieren kroch. Selbst die Führer wagten nicht aufrecht zu gehen. Als sie aber die vermeintliche höchste Spitze erreicht hatten, da sahen sie zu ihrer nicht gerade angenehmen Ueberraschung, daß sie noch einen höhern Gipfel sich gegenüber hatten, von welchem sie jedoch durch eine nicht zu überschreitende Kluft getrennt waren. Sie hatten (um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags) nur den zweithöchsten Gipfel, das Lauteraarhorn, erreicht — konnten aber immerhin von Glück sagen, denn die Aussicht war hell und klar. Das Thermometer (Celsius) zeigte im Schatten 2 bis 3 Grad Wärme, in der Sonne bis 7 Grad. Für die Geologen war es von hohem Interesse, auch auf dem Gipfel des Schreckhorns Gneis und Gneisschiefer zu finden und so die Thatsache festzustellen, daß alle Hochspitzen des Berner Oberlandes, die sich über 11,000 und 12,000 Fuß erheben, aus solchem schiefrigen Gneis bestehen, während der Granit nur niedere Kämme bildet.

Die Rückfahrt ging ohne Unfall von Statten und Abends 10 Uhr wurde das Hotel auf dem Aargletscher erreicht.

Nun vergingen 15 Jahre, bis ein Engländer, Eustace Anderson, Anfangs August sich zu einer Schreckhornfahrt rüstete. Mit seinen Führern Peter Bohren und Christen Almer und drei Trägern ging er von Grindelwald aus, am 5. August. Das Nachtlager wurde in einer Felshöhle des „Gleckfteines", auf dem Oberberge am Fuß des Wetterhornes gehalten. Da am andern Morgen der Regen fortdauerte und das Wetter sich erst am Nachmittag klärte, mußten die Reisenden wieder ein Nachtquartier auf höher gelegenen Felsen suchen. Wiederum eine stürmische regnerische Nacht; gegen 2 Uhr brach der Mond aus dem Gewölk und sie sahen das riesige Schreckhorn sich gerade gegenüber. Am Morgen des 7. August kletterten sie wieder aufwärts über steile Felsrücken und zerklüftete Eishänge bis zu dem großen Firnplateau, das sich am Fuß des Wetterhornes hin bis zu dem Lauteraarsattel



Der Aletschgletscher und seine Schneehäupter.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

erstreckt, welcher den oberen Grindelwaldgletscher vom Lauteraargletscher trennt. Dem großen Schreckhorn ziemlich nahe gekommen, sahen sie einen mächtigen Schrund vor sich, der sie vom Gipfel trennte. Während sie die Spalte untersuchten, stürzte eine Lawine herab, welche sie mit Schneestaub überschüttete und selbst in die Taschen eindrang. Bald darauf folgte noch eine kleinere Lawine nach und nun entschloß man sich, zurückzugehen, da selbst bei glücklicher Ueberschreitung der Spalte der frisch gefallene Schnee auf den Firnhängen zu fürchten war. Die Gesellschaft wandte sich dem kleinen Schreckhorn zu, dessen Spitze sie um 3 Uhr Nachmittags erklommen und vor der sie nach dem Kastenstein und unteren Grindelwaldgletscher zurückkehrten — die erste Ueberschreitung der Schreckhornkette von Ost nach West.

So waren denn die beiden Außen-Forts der großen Schreckhornfeste erobert. Herrn Leslie Stephen von Cambridge blieb der Ruhm vorbehalten, am 16. August 1861 auch den höchsten Gipfel des Schreckhorns zu erobern. Seine Führer waren Christian und Peter Michel und Ulrich Kaufmann von Grindelwald. Nachdem sie (am 15. August) längs dem unteren Grindelwaldgletscher bis an den westlichen Fuß des Näsihorns aufgestiegen waren, wählten sie ihr Nachtlager am Kastenstein, einem überhangenden Felsblock unterhalb des Kastensteingletschers. Um 4 Uhr des Morgens wurde aufgebrochen und mühsam genug der westliche Abhang des Berggrates erklettert. Der Firn war gefroren und so konnte man über manchen Spalt hinwegschreiten, den der feste Schnee überwölbte. Das Erklettern der obersten Spitze war nun wegen des losen Gerölles nicht ohne Gefahr, doch ohne Unfall ward der Gipfel Mittags 12 Uhr erreicht. Eine volle Stunde durften sie oben weilen und auf ihren wohlverdienten Lorbeeren ruhen. Die Luft war so ruhig, daß sie mit einem Zündhölzchen ihre Pfeifen anzünden konnten; die Temperatur mild; kein Nebel oder Wölklein trübte ihnen den Genuß der großartigsten Aussicht. Nachdem ein Steinmannli errichtet und das Dokument der Ersteigung in einer Glasflasche ihm anvertraut war, begann der Rückzug, der nun aber viel schwieriger und mitunter lebensgefährlich wurde wegen des erweichten Firns und der klaffenden Schründe. Ueber den Gletscher konnten sie nicht mehr zurück; sie schlugen sich nach

der Strahlegg durch und bezogen zum zweiten Mal ihr Nachtquartier am Kaftenstein. Am dritten Tage langten sie glücklich in Grindelwald an.

Die Führer des Herrn Stephen hatten einstimmig die Ersteigung des Großen Schreckhorns für die schwierigste im ganzen Gebiet der Berner Hochalpen erklärt; das schreckte jedoch drei rüstige Schweizer Bergsteiger, die Herren Professor Aeby, Edmund von Fellenberg und Pfarrer Gerwer aus Grindelwald nicht ab, dem kühnen englischen Reverend zu folgen und das große Schreckhorn gleichfalls in Angriff zu nehmen.

Nun möge Herr von Fellenberg uns von seiner Fahrt erzählen.

Der Spätherbst 1863 hatte den verschiedenen Gletscherfahrten unserer Alpenclubisten ein Ende gemacht und einer nach dem andern traf im Hauptquartier ein, um seine Abenteuer und Irrfahrten auf die langen Winterabende hin zu verarbeiten. Hierbei konnte es nicht fehlen, daß Dieser oder Jener diesen und jenen Plan für das nächste Jahr, sei es in begeisterter mündlicher Rede oder in wohlgerundetem Aufsatz zwischen den Zeilen durchschimmern ließ. Da traf es sich auch bald, daß einige gleichgesinnte Catilinarier im Geheimen sich gegen denselben Potentaten verschworen hatten und da die Clubisten dem Principe viribus unitis huldigen, so wurde von dem Triumvirat: Professor Dr. Aeby, Pfarrer Gerwer in Grindelwald und mir ein Attentat auf die Zwingburg des Schreckhorns beschlossen. Die Ausführung des Planes sollte so früh in der Jahreszeit als möglich geschehen, da wir Alle etwas darauf hielten, wenigstens die Zweiten in der Besteigung zu sein.

Mit den Vorbereitungen und der Bestellung der Führer war Pfarrer Gerwer beauftragt worden, da er dies an Ort und Stelle am besten besorgen konnte.

So trafen wir denn Anfangs August 1864 im gastlichen Pfarrhaus zu Grindelwald zusammen, um zur Ausführung unseres sehnlichst gehegten Lieblingsplanes zu schreiten. Ich war eine Woche früher eingetroffen und hatte die schönen Tage Ende Juli zu einer Begehung des Vieschergrates benutzt. Das kleine Vieschерhorn hatte sich ergeben müssen und nachdem ich den Walliser Viescher-gletscher mit

seinen Trabanten in seiner ganzen Länge begangen hatte, kehrte ich von Lax aus über das Mönchsjoch zurück nach Grindelwald und traf daselbst am 31. Juli ein. Aeby war schon da. Einen Ruhetag nach drei Bivouacnächten mochte man mir wohl gönnen und so benutzte Aeby den wolkenlosen Montag des 1. August zu einer Recognoscirung in der Richtung des Schreckhorns, um über Zustand und Menge des Schnee's mit Peter Michel zu berathen. Die Meinung Michels war, die Felsen seien noch nicht so weit „ausgeabert", als es wünschenswerth wäre, jedoch sei es alter Schnee und im ausgezeichneten Zustande, und er rathe zu sofortigem Aufbruch.

Dienstag hatte sich das Wetter etwas verändert, so daß wir ihm nicht recht trauten. Als aber Mittwoch früh der Himmel wieder wolkenlos war, ließ man die Mannschaft ein- und aufpacken und um 11 Uhr Mittags brachen wir auf, von den wärmsten Glückwünschen des Hauses begleitet. Als Führer fungirten Peter Michel, Peter Inäbnit und der junge vielversprechende Peter Egger; als Träger kam von Grindelwald aus mit dem Kochapparat, den Decken und reichlichem Proviant Peter Gertsch mit, während unser zweiter Träger, Christen Bohren, uns an der Bäregg erwartete.

In faulem Schlendrian, viele Schweißtropfen vergießend, einer Menge Touristen begegnend, schlenderten wir mühsam den Weg zur Bäregg hinan. Es war 12 Uhr 30 Minuten. Dort erlabten wir uns bei unserem zweiten Träger, der die Wirthschaft führt, an herrlich frischem Biere und erfreuten uns des schönen Blicks auf das freundliche Grindelwald hinab, dem Freund Gerwer, der Lieben daheim gedenkend, einen etwas wehmüthigen Gruß gesandt haben mag. Ein Franzose ergötzte uns mit seinen naiven Fragen über Entfernungen und Höhenverhältnisse, worin er in dieser ihm ganz neuen Welt an Begriffslosigkeit nur noch von seiner Frau, einer lustigen Pariserin, übertroffen wurde. C'est bien gentil! ces montagnes! . . . Endlich ist Christen Bohren auch parat und auf seiner schwerbepackten Traghütte glänzt der kupferne Kochkessel, der uns noch viel Gaudium bereiten sollte.

Wir brachen um 1 Uhr 20 Minuten auf. Unser Weg ist vorläufig der vielbesprochene und allbekannte Weg zur Strahlegg.

da Michel beschlossen hat, den Kastenstein nicht zum Nachtquartier zu wählen, sondern bedeutend höher ein Bivouac zu beziehen. Wir steigen die steilen Grasstufen der Zäsenberg-Schafweide hinan, wo wir von einer Menge langhaariger Ziegen angemeckert werden. Dann überschreiten wir mehrere Wildbäche, drängen uns auf schmalem Band um eine Felsenecke und da uns die Seitenmoräne des Grindelwaldgletschers weiter forthilft, haben wir noch einen steilen Felsenhang zu erklettern, um auf die Ebene des „Ober-Eismeers" zu gelangen. Hier wäre uns bald etwas Fatales begegnet. Voran ging Michel, dann Aeby, Inäbnit und wir übrigen dicht hinterher, um die lockeren Steine, die sich unter dem Fußtritt der Felsen lösen, gleich beim Anfang der Bewegung aufzuhalten. Am Fuße der Wand stehen noch die beiden Träger mit den schweren Tragkörben, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich löst sich unter den Füßen eines der Vordersten der Kolonne ein Stein los und poltert an uns vorbei der Tiefe zu. Keiner von uns kann ihn auffassen und in polternden Sprüngen fliegt er gerade der Stelle zu, wo unten die beiden Träger stehen. Wie im Nu drehen wir uns um und rufen einstimmig: „Achtung da unten!" den sorglosen Trägern zu. Gertsch sehen wir sich ducken und dicht über ihn hinweg fliegt der Stein, — gerade dahinter muß Bohren stehen! — ein dumpfer Schlag — es hat ihn getroffen! Gertsch springt hinzu und athemlos stehen wir einige Minuten da. Schon ist Michel die halbe Höhe des Felsenhanges hinuntergesprungen, als Gertsch wieder erscheint und uns mit dem Ruf tröstet: „Es hat ihm nichts gethan, aber dem Kessel!" Bald erscheint auch Bohren und windet sich mühsam herauf zu uns, zeigt uns lachend den neuen Kessel, der die volle Wucht des Geschosses erhalten hatte und mehrere breite Risse und zahllose Beulen zeigte. Auf unsern Zuruf hatte sich Bohren noch unter den Tragkorb ducken können, als der Stein mit voller Kraft den Kessel trifft und ihm den Tragkorb von den Schultern reißt. Besser, unser Kessel ist zu einem Sieb geworden, als der Schädel des armen Bohren.

Um $4^1/_2$ Uhr stehen wir am Rande des oberen Eismeeres, wo wir noch schnell vor dem strengen Ansteigen gegen unseren noch hoch über uns liegenden Nachtlagerplatz etwas genießen wollen.

Schon senkte sich die Sonne und goß ein gelbliches Licht auf die uns gerade gegenüber im röthlichen Scheine strahlenden Gneiswände des Groß-Schreckhorns, des doppelgegipfelten Näffihorns, des Klein-Schreckhorns und des entfernteren dreigipfligen Mettenberges, während die braunen Wände des Groß-Lauteraarhorns schon im Schatten stehen. Hier, wo wir die ganze Schreckhornkette in Front hatten, entspann sich ein kleiner Streit über die Namen der Gipfel, welche jetzt (siehe die Zeichnung) so festgestellt sind:

1. Groß-Lauteraarhorn, 4043 Meter. Hierauf folgt ein tief eingesenkter Grat, der Schreckhorngrat, an dessen Fuße, südlich von der Strahlegg, nördlich vom Groß-Schreckhorn eingeschlossen sich der Schreckgletscher herabzieht.

2. Groß-Schreckhorn, 4080 Meter. Von diesen hängen zwei hängende Gletscher hinunter zum Grindelwaldgletscher; ferner der Kastensteingletscher südlich und der kleine Schreckfirn, der schon an den Fuß des Näffihorns stößt.

3. Näffihorn, zwei Spitzen 3749 Meter und 3686 Meter bilden einen hausdachähnlichen Giebel mit zwei hervorragenden Ecken. Am Fuße des Näffihorns liegt der sekundäre Näffigletscher.

4. Klein-Schreckhorn 3497 Meter. Der bekannte thurmähnliche Gipfel, der in seiner Form an das Groß-Schreckhorn erinnert und den Mettenberg überragt; überall von Norden sichtbar.

5. Mettenberg, mit drei deutlich eingeschnittenen Gipfeln; von Grindelwald ist aber nur der nördlichste sichtbar.

Mit Leichtigkeit wurde das ganze flache Ober-Eismeer überschritten und bald standen wir am Fuße einer weit sich hinaufziehenden überschneiten Schlucht, deren Grund mit Lawinenschnee angefüllt war. Es ist dies einer der Hauptlawinenzüge des Schreckhorns. Jedoch war so spät am Tage und in dieser Jahreszeit nichts zu fürchten. Der alte Lawinenschnee war hart und obgleich die Neigung unter 40° war, rückten wir doch in raschem Zickzack in die Höhe.

Rechts von uns hing ein dem Einsturz drohender abgerissener Gletscher, von dem wohl großentheils die umherliegenden Eisblöcke herrühren mochten. Links erhoben sich Klippen über Klippen der riesigen Festungsmauern des Schreckhorns. Wir mochten ein

Drittel der Höhe in diesem Lawinenzug emporgestiegen sein, als plötzlich rechts vom Bruchgletscher her und ziemlich hoch über uns ein scharfer raschelnder Ton erklang. Wir blicken in die Höhe und sehen einen Felsblock, der zuerst über eine Platte langsam herunterrutscht, dann sich mehrere Male überpurzelt, mit einem Sprung über die senkrechte Wand herunterstürzt und nun in rotirender Bewegung die Eisschlucht herab direkt auf uns zufliegt. Zum Glück waren wir nicht angebunden und im „Hui" stoben wir auseinander, der eine rechts, der andere links ausweichend. Eine Sekunde später und der wohl drei Schuh im Durchmesser haltende Block saust mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel mitten durch unsere Kolonne und überschüttet uns mit aufgespritztem Firnschnee. Einmal an uns vorbei, senden wir ihm einen lauten Jauchzer in die Tiefe des Grindelwaldgletschers nach, in welcher er in den nächsten drei Sekunden versinkt. Dies war die zweite Warnung schelmischer Kobolde des Berges, doch von jetzt an schien uns das Schreckhornmannli gnädig annehmen zu wollen und ließ uns in Ruhe.

Schon brach die Nacht herein, als wir den oberen Rand des Lawinenzuges erreichten und rechts über Felsgetrümmer emporsteigend gelangten wir um 7 Uhr 40 Minuten auf einen mit Trümmern bedeckten Platz am Fuß einer Felswand. In der Nähe tröpfelte Wasser vom Felsen herunter, so daß wir beschlossen, hier zu bivouakiren. Steine waren rasch zu einer kleinen Terrasse zusammengetragen, ein kleiner Kochheerd aufgebaut und die Besorgung der Küche Gertsch und Bohren überlassen. Bald loderte ein lustiges Feuer und nachdem Jeder seine Nachttoilette gemacht, d. h. alles warme, was er an Kleidern haben mochte, angezogen, wurden die Pfeifen angesteckt und nun erwarteten wir auf Decken ausgestreckt oder niedergekauert die versprochene Abendsuppe.

Das dauerte jedoch lange. Natürlich mußte der riesige Kochkessel ausgebessert werden und meine geologischen Hämmer verrichteten Kupferschmiede-Arbeit. Darauf ward aus Käse und Brodkrumen ein Teig bereitet und mit diesem die Risse verpicht. Allerdings hielt sich das Wasser, bis es warm wurde, im Kessel, ohne auszufließen; dann wurde jedoch die Käsepaste aufgelöst und alles Wasser lief in's Feuer. Statt einer warmen Suppe bekamen wir

nasses Holz, so oft wir auch unsere Versuche der Verklebung erneuerten. Nun kam Inäbnit auf die geistreiche Idee, mittelst eines Hosenknopfs und zweier kleiner Nägel den wichtigsten Riß zusammenzunähen. Sobald jedoch das Wasser sich erwärmte, sprengte es den Knopf heraus und die beiden Nägel gingen verloren. Die Kocherei wurde aufgegeben.

Professor Aeby hatte eine kleine Spiritusmaschine mitgebracht; diese hielt sich gut und in kurzer Zeit schlürften wir mit Behagen einige Becher warmer Chocolade. Hierauf legte sich einer nach dem andern, den Kopf auf den Habersack gestützt und in seine Decken eingehüllt, nieder. Herrlich funkelten die Sterne am dunkeln Nachthimmel, das Rauschen der Gletscherbäche wurde allmählich schwächer und auf wenige Stunden schlief einer nach dem andern ein.

Es mochte etwas nach Mitternacht sein, als Aeby sich zu rühren begann; da er vor Kälte nicht schlafen konnte, so wurde die Kaffeemaschine wieder in Thätigkeit gesetzt und eine Flasche Rothwein mit Zucker gekocht. Uns Schlummernden war der Genuß eines Bechers Glühwein eine liebliche Ueberraschung, für die sich auch die Führer begeisterten. Dann kauerten wir uns wie Häringe noch dichter zusammen, um der Wirkung des scharfen Morgenwindes zu widerstehen. Als wir die Augen aufschlugen, war Gertsch schon wieder bemüht, das noch glimmende Feuer anzufachen; im Osten dämmerte bereits der Morgen.

Ein prachtvoller wolkenloser Tag brach Donnerstag den 4. August heran. Von den leichten Föhnschäfchen, die gestern über Mittag den Himmel überzogen, war heute keine Spur mehr zu sehen; die große Kälte war uns ein Zeichen, daß die Bise (Nordost) wieder dominirte. Allmählich rötheten sich die Spitzen der Vieścherhörner, während der eisbepanzerte Vieschergrat noch in blauen Schatten gehüllt blieb. Das Finsteraarhorn leuchtete golden in die schlummernden Thäler hinab und auch der entferntere Mönch war schon rosenroth erhellt, als wir unsere halberstarrten Glieder schüttelten und nach genossenem Frühstück — Chokolade nebst Brod und Fleisch — uns zum Hauptwerke rüsteten. Alles überflüssige Gepäck wurde zurückgelassen; zwei kleinere Reisetaschen und ein Habersack, das Fahnentuch, die nöthigen Stricke und Eis-

beile wurden mitgenommen; auch meine alte Botanisirbüchse, in welche Brot und einige Eier verpackt wurden.

Um 5 Uhr brachen wir auf. Zuerst wurde die kleine Felswand gleich über unserem Lagerplatze erklommen, und einige Steintrümmer, eine Art unausgebildeter Moräne, führten uns auf die Höhe des Gletschers, welcher den Kessel zwischen der Strahlegg, dem Schreckhorn und Lauteraarhorn in weitem Halbkreis ausfüllt. Der Schnee war noch hart gefroren und so ging es ziemlich leicht über den auf der Seite des Schreckhorns wenig zerspaltenen Gletscher. Je näher den Felsen, desto größer die Steigung — um $6^1/_2$ Uhr hatten wir den untersten Felsen erreicht.

Unterdessen war es heller Tag geworden und die Aussicht dehnte sich aus, besonders fesselten uns die silberglänzenden Viescherhörner und das mehr und mehr wachsende Finsteraarhorn. Wir banden uns fest. Michel als Hauptmann voran, dann Pfarrer Gerwer, Egger, Aeby, dann Inäbnit und ich. Wir waren in der Höhe des Strahleggpasses und nun erst begann die Arbeit. Zwar bogen wir in kleine sehr steile Schneefelder ein, die noch ganz gefroren, mit Leichtigkeit überwunden wurden. Doch bald wurde das Gehänge so steil, daß wir in ein Couloir gedrängt wurden, in dessen kaminartiger Höhlung wir hartes Firneis fanden. An den untersten Felsen dieser Eiskehle wuchs noch eine Androsace glacialis (Gletscherblümchen, in Graubünden Gemsblümchen) circa 10,200 Fuß hoch, die letzte Phanerogame, die wir trafen. Auf allen Vieren mit Arm und Bein und Brust und Knie den Schreckhorngneis liebevoll umarmend, glichen wir Lurchen, die an den Felsen des Schreckhorns hinaufkrabbelten. Hier erst sahen wir ein, daß wir zu wenig Seil hatten und bereuten, das zweite Gletscherseil zurückgelassen zu haben. Ließ man nämlich die Vordersten ein Stück weit voranklettern, bis Michel irgendwo auf zollbreitem Vorsprung festen Stand hatte, so war sehr oft der Abstand zwischen den Kletternden zu kurz und die Hintersten der Kolonne wurden plötzlich mitgerissen und mußten absetzen, wo sie keinen festen Stand erhalten konnten. Da hörte man denn: „Michel, habt Ihr festen Stand?" „Ja, mir nach!" — „Halt da oben, wir sind noch nicht nach!" — „Wart, Aeby, noch ein wenig, das Seil reißt mich herunter!" „Egger, habt ihr Stand?" —

„Jetzt zieht an!“ — „Halt, Spißpeter, ich bin noch nicht nach!“ u. s. w.

Wären wir immer auf Felsen geblieben, so hätten wir besser gethan, unangebunden zu klettern; aber da, wo die Gneistafeln so steil und hart wurden, daß kein Vorsprung für Hand oder Fuß zu finden war, schlugen wir uns in die Eiskehle und es mußten im klarsten härtesten Eis Stufen gehauen werden. Am schwierigsten war es, vom Eis auf die Felsen überzusteuern, weil da die Vordersten schnell auf einen sicheren Vorsprung sich retten wollten und die Hintersten, wohl oder übel, im Zickzack über die unregelmäßigen Tritte weggerissen wurden.

Wir mochten zwei Stunden uns in diesem Couloir, bald auf der linken Seite über die Felsen, bald in der Mitte über das Eis emporgearbeitet haben, als Michel mit ernster Miene Halt gebot. Wir waren auf einem kleinen Felsvorsprung angelangt. Nicht ohne Grausen übersahen wir den bereits zurückgelegten Weg und die stellenweise bis zu 60° geneigten Felsen, nicht ohne Beklemmung tauchte der Blick in den Abgrund, des Rückwegs gedenkend. Offenbar sann Michel über den nun einzuschlagenden Weg nach; er durchmusterte die zahllosen nackten Riffe, die gegen den noch unsichtbaren Grat in immer wilderen Horngestalten emporstarrten. Bis zu diesem Punkte waren wir in derselben Rinne emporgeklettert, wie drei Jahre zuvor L. Stephen. Da aber die Felsen weit mehr beeist, weniger „aber“*) waren, so wurde jedes weitere Vorrücken in südöstlicher Richtung der Eisschlucht unmöglich. Lange Eiszapfen und eine dünne Decke durchsichtigen Eises deckten die glattgeschliffenen Fluhbänder, und da, wo Stephen lockere Trümmer und trockene Felszacken angetroffen hatte, ragten kaum angreifbare Platten aus dem Eispanzer.

„Wir müssen uns rechts gegen den Sattel halten und sehen, ob wir da hinauf mögen!“ meinte Michel. Ohne Widerrede nahmen wir sein Kommando an, da wir alle ziemlich apathisch gestimmt waren und einer nach dem andern in der warmen Sonne eingenickt war. Inäbnit war etwas unwohl geworden und Freund Gerwer spürte gleichfalls die Folgen der Ueberanstrengung in

*) Vom Schnee befreit.

dünner Luft; er klagte über Uebelkeit und Fieber. Nur Egger war immer gleich frisch und elastisch gestimmt; er rüttelte uns mit einem fröhlichen Jauchzer aus unserer Schlafsucht: „Rumme geng füferli gweiggelet!“*) meinte er und mit neuer Kraft und Hoffnung schlugen wir uns in eingehauenen Stufen über das Eiscouloir auf die rechtsseitige Felsrippe.

Hier kamen wir eine Zeit lang rascher fort, aber bald wurden die Felsen so steil und glatt, daß mit größter Vorsicht operirt werden mußte. Eine böse Viertelstunde stand uns bevor, bis wir das obere Ende der Eisschlucht zum zweiten Mal passirt hatten. Da jauchzte Michel, hinter einem Felszacken verschwindend, laut auf. „Der Grat ist nicht mehr weit!“ und nachdem einer nach dem andern am Seile aufgehißt worden war, standen wir am Rande eines abschüssigen Schneefeldes, über welches wir in wenigen Minuten eilend den Grat oder Sattel erreichten.

Es war 12 Uhr. Ungetrübt schien die Sonne am wolkenlosen schwarzblauen Himmel und mit Entzücken durchmusterten wir den ganz neuen Horizont. Die herrliche Gruppe der Wetterhörner, Berglistock und Lauteraarsattel trat plötzlich zu unseren Füßen hervor und die ganze Welt östlicher Gebirge, sowie schon die Häupter der Penninischen Alpen und der alte Montblanc ließen ahnen, was uns auf dem Gipfel erst zu Theil werden sollte. Wir standen auf dem tiefsten Punkt der Einsattlung zwischen Schreckhorn und Groß-Lauteraarhorn. Letzteres erhob sich in zahlreichen furchtbar zerrissenen Nadeln als Gipfel eines langsam aufsteigenden Grates noch 300 Fuß über unsern Standpunkt; ersteres starrte in jäher Kegelform wohl noch 400 Fuß hoch uns entgegen. —

Einen Schluck Wein und auf zum letzten Sturm! Der Grat zog sich eine kurze Strecke weit als Firnkante fort. Dann kletterten wir über den schmalen Kamm der wieder recht locker gethürmten Gneistafeln, die hier schneelos guten Griff gewährten, unaufhaltsam empor. Rechts und links öffneten sich die wohl 4000 Fuß tiefen Abgründe. Ein Felskegel nach dem andern wurde für den wahren Gipfel gehalten. Hatte man einen Zacken erreicht, so starrte ein zweiter in den azurblauen Himmel. „Hier sind wir mit Stephen auf den Grat gelangt!“ ruft Michel und zeigt uns eine leere

*) Nun geh' säuberlich gewiegt.

Weinflasche, die zwischen zwei Platten noch unversehrt sich ihres Daseins freut. Es war hier die Ausmündung eines andern Couloirs, welches mit unserem etwa 1000 Fuß tiefer in einem spitzen Winkel zusammentrifft. Heute wäre es wegen der übermäßigen Beeisung nicht gangbar gewesen.

Noch liegen zwei höhere Zacken vor uns, der Grat wird ziemlich beeist, der Schnee bildet eine starke Gwechte. Der zweite Zacken ist erreicht — ah! Da liegt vor uns, nur um ein Geringes höher, der heißersehnte Gipfel! Dort glänzt schon die alte Fahnenstange und guckt das Steinmannli aus dem Schnee hervor! Aber ein schrecklich schmales Grätchen mit luftiger lockerer Schneegwechte führt zum Gipfel, auf beiden Seiten bodenlose Abgründe. Wir setzen uns lautlos neben einander nieder und schauen uns mit großen Augen fragend an: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?" Michel besinnt sich nicht lange, löst sich und Egger vom Seil ab und leichten Fußes betreten die beiden Kühnen den grausigen Grat. Die Schneegwechte ist gefroren und hält fest; an einzelnen Stellen wird sie mit dem Beil weggeschlagen, noch einige Schritte und die beiden stehen auf dem Gipfel des Schreckhorns!

Schnell hat Michel das Fahnentuch entrollt, befestigt es an die alte Fahnenstange und in wenigen Minuten sind beide wieder an unserer Seite. Während sie uns wieder an's Seil binden, bemerkt Inäbnit einige schwarze Punkte auf der Höhe der Strahlegg! Sind's Gemsen oder Menschen? Wir nehmen das Fernrohr und entdecken fünf oder sechs Mann. Ein Jauchzer aus allen Kehlen wird in die Tiefe entsandt. Sie haben uns gehört, bleiben stehen und einige schwache Juahoo! dringen zu uns herauf. „Das ist Michael Anderegg's Stimme!" behauptete Michel, „der wohl mit Fremden heute von der Grimsel kommt." Mehrere Mal antworten wir und wird uns geantwortet, und welche Launen des Schicksals! Niemand anders, als Herr Leslie Stephen selbst, der erste Besteiger des Schreckhorns, der gerade heute nebst zwei andern Engländern und den Führern M. Anderegg und P. Bohren wieder die Strahlegg passirt, muß Zeuge der zweiten Besteigung sein. Er soll unwillkürlich den Boden gestampft und uns zu allen Geyern gewünscht haben.

Doch es zog uns mächtig, die letzten schwierigsten Schritte zu thun. Mit äußerster Vorsicht betraten wir das heikle Grätli, mit

einem Fuß auf dem wenige Zoll breiten Gneis uns einbohrend, mit dem anderen auf 2 bis 3 Zoll breite Steine absetzend, während der Arm die Gwecht umklammert. An zwei Stellen war die Gwechte abgefallen und die lockeren Platten mit einer Eiskruste überzogen; da mußten wir halb kriechen, halb reiten. Noch neun Stufen über eine ganz kleine Schneefläche und wir stehen jubelnd auf der allerhöchsten Spitze des Schreckhorns!

Ich glaube, das erste Gefühl, welches ein Jeder in diesem Augenblicke, in dieser seligen Siegesstimmung in sich trug, war das der Dankbarkeit gegen eine gütige Vorsehung, die uns glücklich so weit gebracht. Die gegenseitige Beglückwünschung äußerte sich in stummem Händedrücken. Dann brachen wir das Schweigen der überwältigenden anbetenden Stimmung durch mehrmalige Hurrahs und die erste Thätigkeit war unsere liebe eidgenössische Fahne vollends an die noch ganz unversehrte Fahnenstange zu nageln. Von der ersten Fahne war auch kein Fädchen mehr vorhanden, nur die Nägel stacken ungerostet noch im Holze. Das Steinmannli ragte höchstens 3 Fuß aus dem Schnee hervor und schien in sich selbst zusammengestürzt zu sein. Von der Flasche der ersten Besteigung fanden wir nichts, da sie wahrscheinlich im unteren Theil des Mannlis festgefroren war. Es war genau zwei Uhr 15 Minuten, als wir den Gipfel betraten.

Wir nahmen Platz auf dem größeren der „Tübeli" (Täubchen), das ein gegen Norden etwas geneigtes Schneefeld von 50 bis 60 Fuß Länge und 20 bis 30 Fuß Breite ist und für mehr als 100 Personen Raum gewährt. Nun heraus mit dem saftigen Geflügel und dem Champagner! „Angestoßen auf das Schreckhorn und — Herr Wohlehrwürden — auf gesundes Wiedersehen der Frau Pfarrerin und der lieben Kleinen im freundlichen Pfarrhaus drunten! Heute taufst Du Deinen ältesten Gemeindegenossen, den letzten aller Heiden im Land!" Eine Vietelstunde war verflossen mit Untersuchung des nächst Greifbaren und mit Speisung des ermatteten Körpers.

Nun aber hoben wir die Augen auf und versenkten uns in den Genuß der unvergleichlichen Aussicht. Noch kein Wölkchen am Himmel, wohl aber eine schneidende Bise, daher in der entfernteren Ebene und dem Hügelland ein veilchenblauer Duft und nichts

sichtbar; aber die Bergwelt bis in die entferntesten Einschnitte unverhüllt vor Augen! Aus dem blauen Duft der Ebene und des Hügellandes ragen die drei Wetterhörner hervor, über denen wir mit Adlersfittigen schweben, zwischen ihnen hindurch erglänzen Theile des Vierwaldstättersee's; Rigi und Pilatus und mancher grüne Hügel ist darin eingerahmt. Zu den Füßen der Wetterhornsbrüder dehnt sich der weite Kessel des obern Grindelwaldgletschers bis zum scharfen Felsenwall des Lauteraarhornsattels, welcher in wüsten öden Zacken zum Bergstock anwächst, aus.

Das ist die eine Gruppe. Die zweite, nicht minder erhabene und großartige, wird gebildet von der herrlichen Kette der Vieścherhörner, vom Finsteraarhorn bis zum Eiger. Durch einen Abgrund getrennt, dessen Boden nirgends sichtbar, starren uns die firnbekleideten glänzenden Vieścherhörner unmittelbar entgegen; der Vieścher grat verbindet zwei finstere Gesellen miteinander, das gewaltige Finsteraarhorn, dessen dunkle Felspyramide uns noch bedeutend überragt, und die kahle Kalktafel des messerscharfen Eigers.

Hinter dieser Kette ragen die Grünhörner und die Walliser Vieścherhörner hervor; das große Grünhorn erscheint besonders imposant und wetteifert in seiner Herrlichkeit mit dem Aletschhorn. Bezaubernd und grauenerregend zugleich ist der Blick auf das untere Grindelwalder-Eismeer und den chaotischen Eiskessel des Grindelwalder-Vieścher gletschers, von welchem wir durch eine 5000 Fuß hohe Luftsäule getrennt sind. Wie winzig nimmt sich von hier das Zäsenberghorn aus! Wie gequält scheinen die Eismassen des Grindelwaldgletschers aus ihrer engen Felshöhle herausgepreßt zu werden!

Nordwärts übersehen wir zunächst die kahlen Felsgräte der Schreckhornkette bis zum Mettenberg, darüber hinaus die Faulhornkette und den Niesen, gebadet in einem glitzernden Streifen Thunersee.

Gegen Süden wird ein Theil der Aussicht durch den Grat des Groß-Lauteraarhorns verdeckt, doch tauchen rechts und links von diesem Zwillingsbruder des Schreckhorns zahlreiche Gipfel von Nah und Fern hervor bis zum Tödi und der Berninagruppe. Die Kolosse der Walliser Alpen sind fast alle sichtbar. Ueber die Einsenkung des Mönchsattels lugt die abgestumpfte Pyramide des

Mönchs hervor, von den scharfen Kanten der Jungfrau flankirt und wiederum haftet der Blick auf dem eleganten, auf seiner Nordseite in reiches Schneegewand gehüllten Aletschhorn, dem Nebenbuhler des Finsteraarhorns.

Unterdessen war die Kälte so empfindlich geworden und der scharfe Wind schüttelte die Herren dermaaßen, daß sie zähneklappernd und mit zitternder Hand auf ein Formular des Schweizer Alpenclubs die Urkunde der Besteigung niederschrieben. Das Thermometer zeigte $3_{/8}$ Grad unter dem Gefrierpunkt. Das Formular ward in eine leere Flasche gesteckt und diese in meine Botanisirbüchse verpackt, welche ich auf ewige Zeiten dem Schreckhorn zum Geschenk machte!

Um 3 Uhr begann der Rückzug. Langsam und vorsichtig ward die Seiltänzerarbeit vollbracht; zum Glück war die Gwechte noch immer gefroren. Das Niedersteigen über die einzelnen Zacken des schmalen und vielgebrochenen Grates ging derart vor sich, daß der vorderste Führer um Seileslänge hinunterstieg, bis er festen Stand bekam; dann packte er, im Fall die Füße des über ihm rückwärts Kletternden nun sicher Stand suchten, mit kräftiger Hand die Knöchel und drückte den Fuß dahin, wo ein kleiner Vorsprung Anhalt bot. Von oben ward man übrigens auch noch am Seil gehalten und so legten wir, theils platt auf dem Rücken hingestreckt, theils auf dem Bauche kriechend, theils sitz- und rittlings, in keineswegs anmuthigen Stellungen und durchaus nicht zum Vortheile der Hosen und Röcke, den Felsgrat bis hinunter zum Sattel verhältnißmäßig rasch zurück.

Michel hatte schon beim Aufsteigen geäußert, er gehe nicht gerne wieder über den Felsen zurück; erst jetzt sahen wir die Nothwendigkeit ein, einen andern Ausweg zu finden; denn wie wären wir über die von Wasser und weichem Schnee auf Glatteis triefenden Felsen hinuntergekommen? Zum Glück zog sich von dem tiefsten Punkt des Sattels auf der Seite des Lauteraarhorns ein zwar steiles aber ununterbrochenes Firnfeld bis auf den Gletscher. Mit dem Gesicht gegen den Abhang gekehrt, das Seil in seiner ganzen Länge ausgespannt, einer in den Fußstapfen des andern tretend, so zogen wir langsam und vorsichtig abwärts. Weiter unten nahm die Steilheit der Firnwand so zu, daß wir die Felsen wieder aufsuchen mußten. Dann kamen wir wieder in weichen Schnee und

sogar in ein unter demselben rieselndes Bächlein! Um 6 Uhr standen wir an dem oberen Rande des Bergschrundes; der Vorderste sprang auf den jenseitigen tieferen Rand hinab und gab den Uebrigen, noch immer am Seil Verbundenen, einen solchen Ruck, daß Alle nachstürzen mußten. Höchst komisch purzelten wir Alle übereinander, es war ein formloses Gewirr von Armen, Beinen, Bergstöcken und Pickeln und jeder hatte Mühe, sich aus dem Chaos im weichen Schnee herauszuarbeiten.

Um 7 Uhr erreichten wir glücklich den Lagerplatz, hielten aber nur so lange an, bis alles Gepäck aufgeladen war und kletterten dann noch hinunter bis zum Kastenstein, indem wir öfters auf dem langen Lawinenzug, der bis zum Grindelwalder Eismeer hinunterreicht, Rutschpartieen machten, die uns in wenig Minuten an den Fuß der Schlucht brachten. Mühsam stolperten wir dann über steile Moränen und lange Schutthalden und erreichten um 9 Uhr unser kaltes Nachtlager am Kastenstein. Unsere nassen Kleider mußten getrocknet werden, Holz war nicht vorhanden und so wurde die alte Hütte selber in Stücke geschlagen. Nachdem wir unsere Kleider an dem auflodernden Feuer getrocknet und eine warme Chocolade bereitet hatten, krochen wir in die trockene Höhlung des Kastensteins, wo sich noch trockenes Heu vorfand. Wir schliefen alle beinahe augenblicklich ein nach einem der mühsamsten aber auch genußreichsten Tagewerke.

Heiter und froh begrüßten wir den sonnigen Morgen des 5. August, verbrannten zur Bereitung des Frühstücks den Rest der Hütte und stiegen über die steinigen Schafweiden des Schwarzberglis und das untere Grindelwalder Eismeer nach Grindelwald hinab, wo um 9 Uhr 30 Minuten ein Böllerschuß unsere glückliche Rückkehr verkündete.

Vierter Abſchnitt.

St. Gotthard- und Adulagruppe.

Der St. Gotthard.

Geſchichtliches.

Ueber den ſchönſten See der nördlichen Schweiz, den Vierwaldſtätterſee, führt uns das Dampfboot von Luzern, wo die Reuß den See verläßt, nach Flüelen, wo ſie in denſelben einfließt. Auf wohlgebauter bequemer Straße wandern wir an den Ufern des kleinen Alpenſtromes aufwärts über Amſteg nach Waſen, in deſſen Nähe der durch den Leib des St. Gotthard mitten hindurch gebohrte Rieſentunnel ſeinen Anfang nehmen wird. Wir ſteigen weiter durch das öde wilde Felſenbett der Schöllinen, überſchreiten die kühn gewölbte Teufelsbrücke, an deren Bogen die in die Tiefe hinabſtrömende Reuß, nachdem ſie den Querriegel des Urſerenthales durchbrochen hat, hoch aufſpritzend ihre Kraft verſucht. Wir gelangen durch den kurzen Tunnel des „Urner Lochs“ und ſiehe! ein grünes breites Wieſenthal, allmählich zu den Schneehöhen der Furka anſteigend, öffnet ſich dem überraſchten Blick, um ſo anmuthiger erſcheinend, als die ſtarren Felswände und die kahlen Granitbrocken der Schöllinenſchlucht nun überwunden ſind.

Vor uns liegt Andermatt, rechter Hand, eine halbe Wegſtunde weiter hinauf, Hospenthal; die Reuß ſchlängelt ſich zwiſchen Wieſen und Fruchtfeldern ſo ſanft daher, als hätte ſie gar nichts Arges im Sinne und wäre ſie ſchon in der Tiefebene.

Ueber Andermatt erhebt ſich grün, nur einen kleinen Streifen Nadelwald tragend, der St. Annaberg, und in dunkler Bläue



Das Schreckhorn.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

der Blauberg und der schmale Grat des Tritthorns (Pizzo centrale), von welchem ein Gletscher in's Unteralpthal herabhängt und seinen Beitrag zu den Reußquellen liefert, während auf der anderen Seite des Grates die Schneewasser bereits zur Wiege des Tessin (Ticino) hinabrinnen. So nahe sind wir bereits der Grenzlinie, welche Nord- und Südalpen, deutsche und italienische Schweiz trennt! Die nächste Post von Andermatt, Airolo, liegt schon am Südfuße der Gotthardhöhen.

Hospenthal ist bald erreicht; hier zweigt sich die Gotthardstraße von der Furkastraße ab, indem sie links (nach Süden) in die Granitmassen des sogenannten „Urgebirges" einschneidet. Zwischen den kahlen Abhängen der Hühnereck rechts und des Guspis oder Gotthardhornes links steigen wir das öde mit Granit- und Gneistrümmern übersäete Thal, immer nahe dem Bett der jungen aus dem Lucendro-See entsprungenen Reuß uns haltend, aufwärts, kommen an ein paar aus Stein erbauten „Zufluchtshäusern" (Cantonniéren) vorüber, überschreiten hoch oben auf der Roduntbrücke die Reuß und werfen nach rechts einen Blick in das enge Thal, in dessen Hintergrunde der Lucendro-Spitz (Pizzo di Lucendro, in Realp Wyttenwasserhorn), seine Eisterassen zeigt, die den grünen See, die Wiege der Gotthard-Reuß, *) speisen. Dann biegt sich ein wenig die Straße und wir haben die Paßhöhe (6508 Fuß ü. M.) erreicht, auf der sich die Kantone Uri und Tessin scheiden. Eine echte Bergwüste! Ueberall der graue alt und morsch gewordene Gneisgranit, von den Höhen rechts und links abgelöste und heruntergestürzte Felstrümmer, zwischen denen ein halbes Dutzend kleiner Seen sich gebettet haben, deren schwärzlich grünes Wasser von keinem Erlen- oder Weidengebüsch umkränzt, von keiner Mooswiese eingefaßt ist. Einige Minuten abwärts, schon auf Tessiner Seite, liegt zwischen den beiden letzten größeren Seen die Häusergruppe, aus dem Hospizgebäude, einigen Ställen und zwei Wirthshäusern bestehend, von denen das neuerbaute für diese Höhe recht stattliche und elegante Hôtel du mont Prosa heißt. Links erhebt sich schroff der Sasso di Gottardo (Gotthardstein), eine zum Prosa-

*) Die andere Quelle liegt auf der Furka; bei Hospenthal vereinigen sich die Lucendro- und Furka-Reuß.

berge gehörige Felsterrasse, nächst dem „Gotthardhorn" der einzige Berg in der ganzen Gruppe, welcher den Namen des Paßheiligen führt — im kleinen See an seinem Fuße sich spiegelnd; gegenüber die pyramidalisch aufsteigende Fibbia mit sehr zerspaltenem und durchfurchtem Felsenleib, einige Schneefelder zwischen herabgestürzten Trümmern der einst höheren Kuppe bergend. Da man von der Paßhöhe weder das Mutthorn, Leckihorn, den Lucendrospitz, noch die weißen Häupter des Piz Pesciora und Piz rotondo, welcher letztere der höchste Berg in der Gotthardgruppe ist, sehen kann; so fehlt in den warmen Sommermonaten dem über den Gotthardpaß Fahrenden jener überwältigende Anblick, den der Furkapaß und die Grimsel gewährt. Man ist einigermaßen enttäuscht, weil der St. Gotthard seit Jahrhunderten mit einem gewissen Heiligenschein erhabenster Größe umgeben war und die Vorstellung von diesem gewaltigen Gebirgsknoten, in welchem die Hauptketten der schweizer Alpen sich kreuzen, und von welchem nach allen vier Himmelsgegenden vier ansehnliche Ströme: Rhein, Rhone, Reuß und Tessin, ihren Ausgang nehmen, auch die Erwartungen des Reisenden hoch spannt.

In früherer Zeit gehörte der Glaube an die höchste Höhe des Gotthardgebirges gewissermaßen zu den selbstverständlichen geographischen Grundsätzen. Aegidius Tschudi, der bekannte Chronist, der sich auch um die Geographie seines schweizerischen Heimathlandes sehr verdient machte, indem er auch — und zuerst — eine genauere topographische Darstellung desselben unternahm*), bezog die Summae Alpes J. Cäsar's auf den St. Gotthard, den höchsten Gipfel der „lepontinischen Alpen", der von seiner Höhe „gleich als ein Gott" die anderen Gebirge übertreffe. Und noch Scheuchzer, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, fühlte sich gedrungen, seiner Verehrung dieses Gebirges in der Bemerkung Ausdruck zu geben, daß der heilige Gotthard, wenn der Berg von ihm den Namen habe, der höchste Heilige sei, „weillen er seinen Sitz hat auf dem höchsten Gipfel Europae." Doch wie schon ein Zeitgenosse Tschudi's, Joseph Simler, über Cäsar's Summae Alpes bemerkt hatte,

*) Die Uralt warhaftig Alpisch Rhetia, sampt dem Trakt des anderen Alpengebirges. (Basel, 1538).

es möchte mit diesem Ausdruck wohl nur der Kamm der Alpen gemeint sein (τὰ ακρα τῶν ἄλπεων), so neigte sich auch Scheuchzer dieser Ansicht zu und konnte nicht umhin, durch seine freilich noch ungenauen barometrischen Messungen einigermaßen enttäuscht, auch die Rhätischen und Walliser Alpen den Lepontischen als ebenbürtig an die Seite zu stellen, indem er bemerkte, daß Gotthard, Furka, Lukmanier und andere ihresgleichen Lepontische, Rhätische und Wallisergebirge als die „höchste Erdspitze von ganz Europa" in fast gleicher Höhe lägen. Auch Gottlieb Sigmund Gruner, der 1760 ein Werk über die Eisgebirge des Schweizerlandes herausgab, hielt Cäsar's „höchste Alpen" für den St. Gotthard; nur dürfe man, fügte er besonnen hinzu, nicht vergessen, daß man sich bei den Kapuzinern (im Hospiz) nicht auf der höchsten Spitze des Berges befinde, sondern in einem hohen Thale, das von noch höheren Bergen und Felsen umgeben sei. Keinenfalls sei aber der Canigou (der vermeintlich höchste Gipfel der Pyrenäen*) höher als des St. Gotthard oberstes Haupt; aber es seien die Felsen desselben meist unersteiglich, man müßte denn „eine unüberwindliche Begierde haben, auf der obersten Spitze von Europa zu stehen", um sich da hinauf zu wagen.

Rudolph Schinz, der natursinnige Züricher Pfarrer, der die Alpen oft und gern bereiste, theilte im I. Hefte seiner „Beiträge zur näheren Kenntniß des Schweizerlandes" (Zürich, 1783) seine Anschauungen und Wanderungen mit, die er auf dem St. Gotthard gemacht hatte. Er besaß für die Bergnatur einen offenen Blick, theilte jedoch die noch in den achtziger Jahren allgemeine Meinung von der Höhe des Gotthardhornes. Dennoch faßte er sich ein Herz, und stieg den steilen Berg hinan. „Ich fand — so erzählt er — „keinen getriebenen Weg, denn es gehen nur noch Ziegen oder Schafe an demselben zur Weide, großes Vieh könnte sich nicht daran halten, weil es zu steil ist. Ich mußte mich immer durch losgerissene kleine Felsstücke mühsam heraufschleppen, oft gerade, oft durch Umwege, wenn es unmöglich war, gerade vorwärts zu dringen. Ich stieg eine Stunde lang und sah immer den Berg

*) Bekanntlich ist die Maladetta, der Mont perdu und Vignemale höher als der Canigou, der nur 8850 Fuß ü. M. hat.

gleich hoch vor mir — noch eine Stunde stieg ich und der Berg schien immer höher, ward immer unwegsamer, und das Steigen selbst beschwerlicher, indem das Athemholen mir von einer Höhe zur anderen schwerer zu werden schien. Nun schaute ich einmal gerade hinunter auf die Stiege, die ich bisher erklommen hatte; da fing mir an vor dem Rückweg zu grauen, ich konnte wirklich nicht wissen, wie ich denselben wieder hinunter finden könne ohne Gefahr, zugleich mit den abgebrochenen übereinander geworfenen Steinen herab zu rollen. Dennoch entschloß ich mich, noch ein paar Tausend Schritte zu wagen." Eine große freie Aussicht belohnte ihn und er saß lange auf dem Felsblock in Gedanken und Betrachtungen versunken. „Freilich wäre ich gern noch weiter hinauf und wenn es je möglich gewesen wäre, ganz bis auf den Gipfel dieses berühmten Berges gestiegen, wenn ich nicht durch die Gefahr, den Rückweg zu verlieren oder mit einem Stein herunter zu rollen, wäre abgeschreckt worden. Ich versuchte also, allmählich wieder herunter zu kommen, aber ich mußte dabei unzählige Umwege machen; gerade vorwärts konnte ich nicht kommen, es schwindelte mir; ich durfte noch weniger sicher auf die losgerissenen jeden Augenblick herunter zu stürzen drohenden Steine und Felsenstücke treten, als im Heraufsteigen. Oft kam ich in solche Verlegenheit, daß mir die Kniee zitterten, die Beine schwankten. Wie leicht konnte doch der ganze Berg einstürzen! dacht' ich — die allergeringste Erschütterung, ein fast unmerkbarer Stoß eines Erdbebens würde alle diese ungeheuren aufgethürmten Steinhaufen wie Fluthen eines Stromes herunterwälzen! — Am Abend verdoppelte ich meine Schritte. Ich war stolz über meinen Aufenthalt auf einem Gebirge, welches die nie versiegende Quelle so vieler Flüsse in seinen Schneehaufen enthält, — — auf dem Standpunkt, der einen ganzen Erdtheil theilt, der nichts höheres Irdisches über sich erkennt, — einer Höhe, von der die Sonne das erste Tageslicht auf dem übrigen Erdboden verbreitet, noch ehe sie selbst am Horizont aufsteht."

Der jetzigen Generation entlocken solche Schilderungen wohl ein Lächeln. Man darf aber nicht vergessen, daß noch lange in unser Jahrhundert hinein die Ersteigung hoher Alpengipfel zu den Seltenheiten und Ausnahmen, nicht wie gegenwärtig zu der Regel

für wanderlustige fußkräftige Alpentouristen gehört. Jetzt, wo die noch nicht erstiegenen Gipfel zu den Seltenheiten gehören und eine wahre Jagd stattfindet, einen Berg zu finden und zuerst zu erklimmen, der möglicher Weise noch nicht bestiegen sein könnte; wo ferner die hervorragendsten und bedeutendsten Bergspitzen fast alle barometrisch und trigonometrisch gemessen sind und ihre Höhe in allen Reisehandbüchern bekannt gegeben ist: da hat man's auch leichter in der vergleichenden Schätzung der Höhen, selbst der nicht gemessenen und unbestiegenen.

Die Höhe der Gotthardberge ward übrigens bereits durch Saussure auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt. Benedikt von Saussure, der berühmte Ersteiger des Montblanc, machte dem mythischen Zwielichte der Ahnung und Vermuthung durch das Licht der Wissenschaft ein Ende. Er kam zwei Mal auf den Gotthard, im Jahr 1775 und 1783, bestieg das erste Mal den Fieudo, das zweite Mal den Prosa und stellte genaue barometrische Messungen an. Sein Führer Lombardi hatte ihm die Gotthardgipfel als unzugänglich geschildert, die geistlichen Herren hatten von der Besteigung als höchst gefährlich dringend abgerathen — sie erwies sich aber im Vergleich mit den Montblanc- und Monterosa-Gipfeln als eine sehr leichte und das den großen Geologen und Alpenforscher selbst überraschende Ergebniß war: der St. Gotthard sei wohl merkwürdig durch die bedeutende Erhebung des ganzen Plateaus, wie durch die fächerförmige Stellung der Schichten des Urgebirges; aber im ganzen Gebiete des St. Gotthard befinde sich kein einziger besonders hoher Gipfel.

Somit war der Gotthard von seinem Königsthron entsetzt, doch ein „königliches Gebirge" ist er nach wie vor und Göthe's Aeußerung (in seiner Schweizerreise) darf sich noch immer hören lassen. Göthe schrieb (1779): „der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirge der Schweiz und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr Vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle anderen; weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach in Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen gesehen, erzählt,

daß dieſe alle ſich gleichſam gegen ihn zu neigen ſchienen!“ Im letzteren Satze ſpielt, wie man ſieht, wieder das Mythiſche ſeine Rolle, da der Berner Herr keinenfalls den Pizzo rotondo oder ſeine Nachbarn in dem weſtlichen Theile der Gotthardgruppe beſtiegen hatte. Doch die Neigung der Hauptgebirgsketten (der Berner- und Walliſer-Alpen) zum Gotthardplateau und ihre Fortſetzung zu den Urner- und Glarner-Alpen nach Norden und zu den Rhätiſchen Alpen nach Oſten iſt in der Hauptſache richtig und die Höhen des Gotthard bilden in jeder Hinſicht eine Centralgruppe; auch in topographiſcher Beziehung ſind ſie die Copula zwiſchen Nord- und Süd-, Oſt- und Weſtalpen. Sie gehören wie die Adula-Gruppe ebenſowohl zum nördlichen Rheingebiet wie zum ſüdlichen Pogebiet und man kann ſie darum weder ausſchließlich zu den Nordalpen, noch (wie B. Studer) zu den Südalpen rechnen, zumal da ſie nach der Urner und Bündner Seite nördlicher als Finſteraarhorn und Jungfrau liegen. Das Bedrettothal ſchneidet ſie aber ſo ſcharf von den Teſſiner-Alpen ab, daß ihre Grenze nach dieſer Seite klar iſt.

Den ſchönſten Blick nach Süden in die Teſſiner Alpen und nach Norden auf die Urner Alpen des Reußthals, ferner auf die hohen Spitzen der weſtlichen Gotthardgruppe und auf die Höhen der Furka, die man ganz nahe hat — genießt man von der Höhe der Fibbia, von allen Gotthardbergen dem Hospiz am nächſten gelegen und in zwei Stunden zu erreichen.

Den beſten Ueberblick dagegen über das ganze Gotthard-Plateau hat man vom Tritthorn, das faſt in der Mitte der Gruppe gelegen, nicht mit Unrecht Pizzo centrale genannt worden iſt. Die wenig markirte Spitze des ſehr der Verwitterung anheim gefallenen Kammes wurde früher zum Proſa gerechnet, auch wohl mit dem Blauberg identifizirt.

Dahin wolle der freundliche Leſer den Verfaſſer begleiten; es iſt mehr ein Spaziergang als eine ſchwierige Bergfahrt, aber für Anſchauung der Gotthardgruppe ſehr ergiebig und lohnend.

2. Ersteigung des Tritthorns*), (Pizzo centrale,) am 28. Juni 1870.

Abends kam der Wirth auf mein Zimmer, mir mitzutheilen, daß er mich am andern Morgen um 4 Uhr wecken würde; um $4^1/_2$ Uhr solle das Frühstück bereit sein, so daß ich spätestens um 5 Uhr den Ausflug auf den Pizzo centrale unternehmen könne. Es seien noch zwei Herren aus Bern angekommen, von denen der eine als Ingenieur beauftragt sei, eine Berichtigung des sehr werthvollen neuerdings erschienenen Panoramas**) Albert Heim's vorzunehmen. Das Wetter sei günstig und ein Führer zu meiner Verfügung.

Das war mir ganz erwünscht. Ich erklärte, zur bestimmten Zeit auf den Füßen zu sein, ohne des Weckens zu bedürfen. Der Morgen war sonnenhell, das Himmelblau freilich etwas matt, in's Graue spielend, weder Nebel noch Wolken zu sehen. Mein Führer erschien mit dem aus Küche und Keller des Wirthes wohl versorgten Tornister auf dem Rücken, den langen weißen Alpenstock in der Hand; ich erhielt auch eine solche Stange und nun marschirten wir ab! Ueber die vom Nachtthau getränkte kleine Wiese hinter dem Hospiz ging es weiter über Steintrümmer und Alpweiden allmählich bergan, entlang den Südabhängen des Sasso di Gottardo und Piz Prosa, welche das Thal des jungen Ticino nach Norden hin einschließen.

Der Blick in das von der Morgensonne beschienene Thal, auf die Seen und den silberhellen Wasserfaden, der sich ihnen entwand, war trotz der Bergeinöde reizend; der Rückblick auf die Tessiner Alpen und die hohen firnumpanzerten Häupter des Gotthard, die sich in dem Maße hoben, als wir höher stiegen, gestaltete sich immer großartiger. Uebrigens wurde es um 7 Uhr so warm, daß ich meinen Sommerrock ausziehen mußte. Mein Führer war leider ein Tessiner, der gar kein Wort deutsch verstand und mir wenig

*) Vgl. die Schrift des Herausgebers „Ueber den St. Gotthard." (Berlin, Lesser, 1871.)

**) Panorama vom Pizzo centrale St. Gotthard, aufgenommen und auf Stein gezeichnet von Albert Heim. (Zürich, Schabelitz'sche Buchhandlung.)

Auskunft geben konnte. Aus seinem Italienisch vernahm ich nur soviel, daß er früher in der östreichischen Armee gedient habe, in Mailand und später in Böhmen gewesen sei und nun bei Herrn Lombardi als Maurer arbeite. Doch da ich das sehr spezielle und übersichtliche Heim'sche Panorama in der Tasche hatte, gedachte ich mir bei der Bestimmung der Berge schon selber zu helfen.

Die uns folgenden Berner Herren gingen etwas tiefer, dem oberen Sella-See zu. Wir späheten nach Gemsen aus, die um Prosa in früher Morgenstunde sich zeigen; die Zeit war aber schon zu weit vorgerückt und aus der Thierwelt sahen wir nur ein paar Alpenlerchen, die vor uns aufflogen; dann kamen wir an einem Vogelnest vorbei, das hart am Wege auf dem Rasen, von einem herüberhangenden Steine geschützt, von der warmen Sonne beschienen wurde. Fünf Köpfchen mit hellen Aeuglein schauten daraus hervor, wohl die Kinder der vor uns aufgeflogenen Alten.

Ohne alle Schwierigkeit, nur hier und da etwas steil ansteigend, führte der Weg in der Nähe der Prosaspitze hin, die wir in einer kleinen halben Stunde hätten erreichen können. Die völlig schneefreien wiesenartigen Alpweiden an den Abhängen des Prosa könnten die etymologische Ableitung des Namens von pratosa (sc. montagna) rechtfertigen; in älteren Schriften heißt der Berg Piosa. Hätten wir jetzt, wo die Sonne an einem wolkenlosen Himmel glänzte, ahnen können, daß schon nach drei Stunden das Wetter plötzlich umschlagen würde, so hätten wir klug gehandelt, statt dem ferneren Tritthorn für heute dem näheren Prosa einen Besuch zu machen. Denn die Aussicht von diesem Gipfel gleicht fast derjenigen vom Tritthorn, nur daß dieser selbst die Aussicht nach Nordost etwas hindert und die Bergspitzen am Horizont mehr herabsinken, weil der Prosa-Gipfel um 264 Meter niedriger ist als die Spitze des Tritthorns.*)

Noch ein Trümmerfeld mit scharfkantigen Granitblöcken, über die ich mit meinem Führer um die Wette sprang, dann ein kleiner Gletscher oder vielmehr Halbgletscher, denn nur die am Boden liegende Schicht der Firnmasse war hartes schlüpfriges Eis,

*) Prosa und Tritthorn sind oft verwechselt worden, deßgleichen Blauberg und Tritthorn.

während darüber das durch Aufthauen gelockerte Schneefeld sich ausbreitete, aus welchem es in hundert kleinen Bächlein herabrieselte, zum Quellsee des Ticino hin! Unsere Stöcke hatten stumpfe Spitzen, unsere Stiefel gar keine und so mußten wir mit den Kanten der Stiefel einsetzend und immer im Zickzack gehend das wässerige Schneefeld durchwaten.

Nun hatten wir noch eine steile, nicht allzuhohe Mauer vor uns, aus faul gewordenem grauschwarzem bröcklichem Gestein bestehend, dessen Staub sich dick auf die nassen Stiefel lagerte. Es war die letzte Treppenstufe zum Tritthorn, dessen unscheinbaren sehr bescheidenen Gipfel wir vor Augen hatten; das Gestein hornblendeartiger Thonschiefer, der leicht verwittert und fruchtbare Erde bildet. Aus dem nackten morschen Fels blickten uns die weißen Blüthensterne der großblumigen Gletscherranunkel — freilich ganz hart auf den Boden gedrückt — und kleine Rasen der zarten röthlich schimmernden Androsace glacialis freundlich an. Während ich einen hübschen Ranunculus glacialis pflückte, brach der vor mir aufsteigende Führer einen nicht ganz kleinen Stein los, welcher einen gewaltigen Satz machte und mich unfehlbar getroffen haben würde, wenn ich's nicht schnell bemerkt und eben so schnell mich seitwärts gebogen hätte.

Nach wenigen Minuten hatten wir den nur einige Schritt breiten und etwa 100 Schritt langen Kamm erreicht und eilten der Spitze zu, einem kleinen abgestumpften Kegel, den ein „Steinmännle", d. h. eine aus übereinandergelegten Steinen aufgebauete kleine Pyramide von Manneshöhe ziert.

Hatte uns die letzte Bergwand vor dem Luftzuge geschützt, so merkten wir nun, daß im nächsten Umkreise kein Bergrücken und Felshaupt mehr vorhanden war, um die Gewalt des Windes zu brechen: ein kalter scharfer Luftzug faßte uns und bewirkte, daß ich, der ich bis dahin in bloßen Hemdärmeln gegangen war, nicht nur den leichteren Rock, sondern auch den Ueberzieher anzog. Wir lehnten uns an die kleine Steinpyramide, in den von der Sonne ein wenig erwärmten Staub uns niedersetzend. Die Spitze des Berges hat nur für einige Personen Raum und bequem konnten wir es uns nicht machen.

Der Führer wollte mir die Vorräthe seiner Reisetasche darbieten; ich verspürte jedoch gar keine Eßlust, desto größere Schaulust, stand nach ein paar Minuten der Ruhe wieder auf und faßte, langsam auf meinem 3002 Meter = 9224 Fuß hohen Standpunkte mich drehend, vor Allem das großartige Totalbild in's Auge, bevor ich die einzelnen Gipfel fixirte. Jeder erste Blick von einem so hohen Alpengipfel hat etwas Ueberwältigendes. Plötzlich unserem gewohnten engen Gesichtskreise entrückt, zu einer Höhe emporgehoben, die in und über den Wolken liegt, weitet sich nicht nur der Horizont in's Unendliche, sondern auch das Stück Erdoberfläche, das er umfaßt, ist ein ganz anderes geworden, die Mutter Erde zeigt uns ein ganz fremdes Antlitz, an dessen Ernst und Erhabenheit wir uns erst gewöhnen müssen. Unser beschränktes Erdenleben hat immer nur eine kleine Ebene — sei es im Bergthal oder auf dem Flachlande — auf welcher es sich abwickelt. Hier auf dem Tritthorn war nun alle und jede Ebene verschwunden, aber — und das ist das Eigenthümliche dieses Standpunktes auf einem Plateau, das durchschnittlich 8000 Fuß Meereshöhe hat — es war auch kein Thal zu sehen, in dessen weiten Niederungen das Auge hätte eine Rast finden können, ja nicht einmal eine Sennhütte, geschweige eine menschliche Ansiedelung. Ueberall, ringsum nur Tiefen und Höhen, Felsgräte und Bergspitzen, Kuppen, Kegel und Spitzsäulen, viele in weiße Firngewande und bläuliche Eispanzer gehüllt, viele ganz nackt. Eine Bergreihe vor und neben der anderen, eine Spitze hinter der anderen vorblickend, über der anderen hervorragend, neben ihr sich vordrängend, als wären sie alle in einen Kampf verwickelt um den Vorrang, als wollten sie alle sich geltend machen. Wie auf stürmischer See die schäumenden Wellen daherjagen, sich überstürzend in ihrer Eile, sich gegenseitig verfolgend und zerstörend: so schien mir auch die starre Erde in einem ungeheuren Aufwogen begriffen und ihr Wogenschlag nur auf einen Augenblick gehemmt worden zu sein. Nicht ein Bild friedlicher Ruhe, wie etwa der Blick von einem niederen Berge in die angebaute Ebene oder in's grünende blühende Thal: nein! ein Bild des Kampfes und der Zerstörung, des Auseinanderreißens der Felswände, der Zertrümmerung der Felshäupter, der Spaltung der Erdkruste, der Fortsetzung des alten

Streites der Giganten gegen den Ordner Zeus und gegen die Gebilde der Menschenhand — das ist der mächtige, ernste Eindruck, den wir empfangen. Das Menschenleben mit seinen Sorgen und Mühen kommt uns gering und kleinlich vor, die Menschenwelt in ihrer stolzen Größe und Herrlichkeit ist unter unseren Horizont herabgesunken, liegt fernab wie eine verblaßte Erinnerung. Unsere Individualität verschwindet vor der Allgewallt dieser Naturkräfte, wir lösen sie auf in das All, das uns umringt und umfängt.

Und doch macht diesem Gefühl menschlicher Kleinheit bald ein anderes der freudigen Erhebung Platz: das Erhabene beugt uns nur, um uns zu erheben, — es erhebt den Geist, während es uns die Schranken unserer Sinnlichkeit zum Bewußtsein bringt. Wir schauen diese Herrlichkeit, wir überschauen sie von dieser Hochwarte, wir stehen da in einem Mittelpunkte, zu dem viele Radien hinlaufen.

In das Chaos dieser unzählbaren Menge von Bergspitzen dringt nun aber unser Blick, um es zu ordnen und der Anschauung dienstbar zu machen. Wir gebieten dem wogenden Meere, vor dessen Wellenschlag uns schwindelte, Stillstand und gehen betrachtend darüber hin. Auch der reichsten und mannichfaltigsten Eindrücke werden wir Herr. Das große Ganze ist ja überall und immer nur aus kleineren Theilen zusammengesetzt!

Unwillkürlich geht der Fernblick zuerst nach Südwesten. Da ziehen in langem majestätischen Zuge die Walliser Alpen heran, anzusehen wie eine crenelirte Mauer von weißem Krystall, in ihren höheren Kuppen die Monterosagruppe und Mischabelhörner bezeichnend. — Aber schon hatten sich mächtige Haufenwolken darüber gelagert und verhüllten die Umrisse. Desto klarer und glänzender standen die Berner Alpen da, ein zweiter mächtiger Gebirgswall, hinter dem ersten hervorbrechend, beide in einem spitzen Winkel nach der Furka strebend, als wollten sie dort sich vereinigen.

Dieser Blick auf die Furkahöhen ist höchst interessant, weil man in der That dort den Kreuzungspunkt mächtiger Gebirgswälle vor sich hat. Mächtig strebt die Finsteraarhornkette weiter nach Norden im hohen Galenstock, der in zwei scharfen Kanten sich zuspitzt und an seinem steil abfallenden Ostrande sich mit einem großen Firngürtel schmückt, zum Winter- und Dam-

maſtock und weiter zum Suſtenhorn ſich fortſetzend — alle mit glänzenden Schnee- und Eisfeldern gepanzert. Es iſt der hohe Gebirgswall, der Uri von Bern (dem Haslithal) ſcheidet. Und mit dieſem geht auf der andern Seite der Reuß ein zweiter großmächtiger Gebirgszug nordwärts, deſſen Mitte der Oberalp-ſtock oder Piz Tgietſchen (10,251 Fuß), deſſen Ende der Tödi zu bilden ſcheint, der hoch und frei ſein weißes ſcharfgeſchnittenes Haupt am Horizont in das blaue Himmelsgewölbe emporſtreckt.

Der Oberalpſtock ſteht ſo nahe und deutlich da, daß man ihn als einen Nachbar der Gotthardhöhen begrüßt. An ſeiner maſſigen und ſehr markirt hervortretenden Geſtalt hat man einen guten Orientirungspunkt gewonnen. Links erſcheinen die Bergſpitzen des Maderanerthals, rechts der Düſſiſtock und etwas im Hintergrunde blickt die weiße Kuppe des Schneehorns hervor.

Die Thalſpalten ſind zu eng, um in irgend eine hinabſchauen zu können. Wir erkennen leicht die beiden Windgellen, an deren Abhängen wir unten im Thal gegen Amſteg aufwärts ſtiegen. Der Briſtenſtock wird durch den Criſpalt und Federſtock verdeckt. Wohl aber kann unſer Blick die Reußſpalte bis zum Fronalpſtock, Axenberg und Rophaien am Beginn des Urner See's verfolgen. Es iſt ein Genuß, ſo viele Berge, zu denen man aus dem Thal ehrfurchtsvoll emporblickte, nun von einem Standpunkte zu ſehen, der ihrer Höhe gleichkommt und ſie noch übertrifft. Und nicht minder gereicht es zur angenehmen Ueberraſchung, Bergſpitzen ſo nahe bei einander zu erblicken, die man nach der beſchwerlichen Thal-wanderung viel weiter auseinander gerückt glaubt. —

Vom herrlichen Oberalpſtock kehren wir zu den Gotthardbergen zurück, indem wir die Stelle ſuchen, wo die Reuß des Urſeren-thals die Felswand des Teufelsberges durchbricht. Wo iſt An-dermatt? Aber der Gürſchenſtock und St. Annaberg, der gerade vorliegt, läßt uns kaum ein paar Häuſer als vorgeſchobene Poſten ſehen. Den Gletſcher jedoch, den wir beim Heraustreten aus dem Urner-Loch ſahen, ſowie den Kamm des dunkeln Blau-berges: wir haben ihn unter unſeren Füßen in nächſter Nähe. Wir ſtehen am obern Rande eben dieſes kleinen Gletſchers, der ſich zum Unteralpthal hinabſenkt (nach der anderen Seite zieht ſich ein kleiner Gletſcher zum Guspisthal hinab,) und durch daſſelbe

Wasser seinen Beitrag der Reuß zukommen läßt, während wenige Schritte südlich der Kamm zu dem von uns überschrittenen Gletscherfirn absinkt, aus dem die Wasseradern zum Sella-See hinabrieseln. So nahe berühren sich hier Rhein- und Po-Gebiet!

Das Unteralpthal setzt sich über den Unteralppaß nach Süden in's Val Canaria fort, das bei Madrano in's Tessinthal (Val Leventina) mündet. Beide Thäler begrenzen nach Osten die Gruppe des Pizzo centrale, unter welcher die Achse des projektirten großen Gotthard-Tunnel fort zieht nach Airolo. Beide Thäler trennen dies Central-Gebiet des Gotthard vom Roßbodenstock und Badus.

Der Badus oder Six-Madun*) (Sexta maduna) birgt auf seiner Ostseite die Quelle des Vorderrheins, der aus dem kleinen Toma-See entspringt. Seine mattgrüne Pyramide erscheint ganz schneefrei und so nahe, daß man glaubt, mit einer Büchse hinüberschießen zu können. Hinter ihm ragen die Kuppen des Piz Cambriales und Piz Ault empor. Von den Schneespitzen des Vorderrheins gleitet der Blick zu den Medelser-Gebirgen, dem Quellgebiet des Mittelrheins, mit der hohen Cima Camadra oder Piz Medel und dem Piz Cristallina. Der nahe Scopi (über dem Lukmanierpasse) tritt scharf und klar hervor und rechts von ihm die Adula-Gruppe, das Gebiet des Hinterrheins, mit dem schneeweißen Haupte des 3398 Meter = 10,454 Fuß hohen Piz Valrhein (Rheinwaldhorn).

Der Blick nach Süden schweift über ein Berglabyrinth, in welchem man sich nicht leicht zurechtfindet; es sind die Berge des Livinenthals, des Val Blegno und Val Misocco. Diese ganze Tessiner Alpenlandschaft, die sich nach dem Lago maggiore, L. di Lugano und Como in unzähligen Spitzen hinabzieht, ist von großartiger Mannichfaltigkeit. Das Auge sucht vergeblich nach italienischen Ebenen, in die es, von der Hochgebirgswelt der Alpen bestürmt, hinabgleiten und wo es mit seiner Arbeit ausruhen könnte. Die Zahl der Berge scheint sich nach Süden hin noch zu vervielfachen. Zwei mächtige Gebirgshäupter heben sich aber aus diesem Labyrinth der Tessiner Schweiz hervor: erstens der schöngeformte massige Monte Basodino (3276 Meter = 10,085 Fuß), der

*) Wohl korrumpirt aus Piz Badus.

höchste Gipfel des westlichen Tessin, mächtig über den Schneesattel der Cristallina-Furka emporragend, nach Westen in's Formazzathal abfallend — und zweitens der noch nähere zwischen dem Mayenthal und Leventinerthal aufsteigende, 3078 Meter = 9474 Fuß hohe Pizzo Campo Tenca, dreigipflich, wie ein Krater dastehend, aus dessen Hörnern die weißen Firnfelder hervorschimmern. Er ist das Haupt des mittleren Tessin.

Die Rundschau ist vollendet, schnell genug — denn jeder Akt hat nur ein paar Minuten Zeit erfordert — und wir suchen den Punkt, von dem wir ausgegangen; fahren mit dem Blick vom Piz Sella und seinem kleinen Gletscher hinab in die enge Thalspalte, aber die Aussicht auf das Hospiz ist durch den Prosa verdeckt. Die Fibbiapyramide bezeichnet uns die Richtung; wir schauen darüber hinweg, denn wir sind höher; doch am Piz Rotondo und Piz Pesciora, welche hinter dem Lucendrospitz hervorragen, hat das Tritthorn überlegene Nebenbuhler. Am minder hohen Winterhorn oder Piz Ursino gleitet der Blick links herab auf die Roduntalp und weiter hinauf zur Lucendro-Alp. Dann über den Prosagipfel zurückkehrend haftet er am Blauhorn oder Blauberge, dessen uns zugewandte Seite den Guspisgletscher zeigt, über den die grüne Alp Fortunei herüberscheint, an der Nordflanke des Prosa. Alles ganz nahe vor uns.

Doch — „das Unglück schreitet schnell." Noch glänzte die Fortunei-Alp in hellem Sonnenschein und ich wollte nun das mehr als Manneslänge betragende Heim'sche Panorama auseinanderfalten, um, was ich in 10 Minuten nur schnell und flüchtig überschauet hatte, recht gründlich im Einzelnen festzustellen: da waren die Berggeister unwirsch geworden, zogen erst über die Tessiner Schweiz, dann über die Walliser und Berner Alpen einen häßlichen grauen Nebelschleier und ließen zuletzt nur den Blick nach Norden und Osten frei; bald war nur noch der Badus, der Scopi, der Piz Paradis und Furkla zu sehen und endlich nur der Gletscher zu unseren Füßen und der „Kopf", die etwas niedrigere Kuppe des Tritthorns, ein paar Schritte von uns entfernt. Ein eisig kalter Wind wehte aus dem Sellathale herauf und brachte immer reichlichere Nebelmassen mit. Es fror uns an den ohnehin nassen Füßen und ich suchte nach meinen Handschuhen. Mein

Führer, dem die Zeit lang wurde, unterhielt sich mit Hinabrollen der abbröckelnden Steine auf die schiefe, zum Theil mit halbfestem Schnee bedeckte Fläche des Unteralpgletschers; ich folgte ihm in dieser Beschäftigung nach, um mich etwas zu erwärmen, gebot dann aber Halt, weil ich daran dachte, daß die Tritthornspitze bereits bröcklich genug sei und zu Nutz und Frommen kommender Geschlechter geschont werden müsse.

Indessen hatte auch diese plötzliche Verwandelung des heiteren Sonnenhimmels in ein wogendes kaltes Nebelmeer ihren hohen Reiz. Wenn die Nebelwogen über uns auseinander gingen, blickten wir in die strahlende Bläue des Himmelsgewölbes; zertheilten sie sich unter uns, so glänzten sonnenhelle grüne Alpwiesen herauf, wir schauten aus unserer Winterluft auf eine warme Frühlingswelt hinab, die in unendlicher Tiefe zu liegen schien. Seitwärts erschien bald diese Kuppe, bald jener Schneeberg, als sei er uns besonders gewogen und wolle den Aussicht verlangenden Blick nicht ganz ohne Tröstung lassen. Endlich sahen wir vom festen Lande nur noch die paar Quadratschuh, auf denen wir standen. Ich hatte, wenn der Himmel über mir sich öffnete und von unten herauf ein heller Thalgrund sichtbar wurde, das Gefühl, als schwebte ich frei im Luftraume über die Erdfläche hin.

Erwärmend war diese Luftfahrt freilich nicht und so wurde denn die Flasche Asti hervorgeholt, die uns Felix Lombardi mitgegeben hatte. An den Korkzieher hatte weder Wirth noch Bote gedacht und ich vollends nicht. Während wir so die wohlversiegelte Weinflasche mit Wehmuth betrachteten, tauchten zwei Männergestalten aus dem Nebel auf; es war der Ingenieur mit seinem Führer, der das Meßtischchen trug. Das Instrument wurde aufgestellt — hätte nur das Fernrohr die Tugend besessen, auch durch Nebelwolken in die Welt hinausschauen zu können! „Vielleicht verzieht sich der Nebel bald!“ so trösteten wir uns und tranken nun, da Wein und Korkzieher genug vorhanden waren, um die Wette auf baldige Heiterkeit des Himmels. Dann lagerte sich der Ingenieur an einem vor dem Winde etwas geschützten Absatze des Tritthorns und zeichnete in Ermangelung entfernter Berge den „Kopf“ ab, den schon erwähnten zweiten Gipfel des Tritthorns, aus aufeinander geschichteter schwarzgrauer Hornblende bestehend,

welche schon so locker ist, daß der wohlgezielte Schuß eines Zwanzigpfünders diesen Gipfel zertrümmern würde. Der ältere Herr aus Bern war unten am letzten Stufenrande sitzen geblieben, weil ihm beim Bergansteigen übel geworden war; er wollte dort in geschützter Lage abwarten, ob der Nebel sich verziehen würde.

Nach einer Stunde vergeblichen Wartens beschlossen wir, wieder hinabzusteigen; meine Viertelstunde, die ich vor den beiden Herren voraus gewonnen hatte, war mir von höchstem Werth geworden. Mein Führer sagte voraus, es werde zum Regen kommen und dies schien mir nicht unwahrscheinlich, da ich das „Brauen" der hohen Gipfel schon längst als ein verdächtiges Vorzeichen von Regen und Ungewitter kannte. So ging es denn mit schnellen Schritten abwärts; wieder balancirten wir über den Gletscher, von welchem strömende kleine Bäche in's Sellathal rieselten; wieder übten wir unsere Gehkunst an den scharfkantigen Granitblöcken, gingen aber diesmal tiefer in's Thal hinab bis dahin, wo ich schon am ersten Tage meiner Exkursionen geweilt hatte. Bereits fielen einige Tropfen; wir verdoppelten unsere Schritte, doch brach, noch ehe wir das gastliche Dach erreicht hatten, das Gewitter los unter Donner und Blitz und strömendem Regen. Um 2 Uhr langten wir wieder im Hotel an. Das Hinaufsteigen zum Tritthorn hatte mit Einschluß der Momente des Ausruhens an schönen Aussichtspunkten 4 Stunden, der Rückweg 2 Stunden gedauert. Eine Viertelstunde nach uns kamen auch die beiden Berner bis auf die Haut durchnäßt an.

Nachdem ich den Anzug gewechselt und einen Teller Suppe genossen hatte — zu großem Appetit hatte ich's noch immer nicht gebracht — warf ich mich auf's Bett und machte ein Schläfchen. Unterdessen hatte sich das Gewitter verzogen, doch war die Temperatur noch immer 16° R. und eine empfindliche Abkühlung nicht erfolgt. Von weiterem Spazierengehen mußte ich schon um ein Paar Stiefel trocken zu erhalten, Abstand nehmen. So vergnügte ich mich Abends an dem idyllischen Bilde, das gegen 6 Uhr regelmäßig mir gegenüber am Gotthardstein, am andern Ufer des kleinen See's, sich entfaltete. Die Kuhheerde aus Airolo, die jeden Sommer auf die Gotthardalpen hinauf getrieben wird, erschien vor der Sennhütte, um sich melken zu lassen. Sie brauchte die



Morteratsch.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

Kleider nicht zu wechseln, war durch den Regen im Gegentheil viel schmucker geworden. In ihrem Gefolge hatte sie das übliche Kontingent Ziegen und einen Trupp Schweine, die von den bei der Käsebereitung abfallenden Molken dick und fett werden. Da das Melken von einigen 30 Stück Kühen keine geringe Arbeit ist, war nebst dem Senn noch ein Zusenn thätig und noch eine Magd griff hülfreich zu. Jede Kuh blieb geduldig und ruhig an ihrem Platze, bis die Milchentleerung an ihr vollzogen war und spreizte mitunter noch ihre Hinterfüße, wenn der Melkeimer schon zu ihrer Nachbarin gewandelt war. Das muthwillige Ziegenvolk hingegen war weniger geneigt, Ruhe zu halten und sich dem Herkommen zu fügen. Sie kletterten auf der schrägen Felswand auf und ab und sollte eine zum Melken abgeholt werden, so entsprang sie wieder und kletterte auf den äußersten schmalen Felsenrand. Der kleine Gaisbub lief ihr nach und — was ich kaum geglaubt hätte — er kletterte nicht minder schnell die Felswand hinauf und jagte die Widerstrebende hinab. Da sah ich, daß der nackte Menschenfuß noch mehr Mittel hat, schräg an einer geneigten Felsenfläche zu laufen und sich anzuklammern, als der schmale Gaisfuß, obschon auch dieser zu großen Kunststücken fähig ist. In den Hochalpen geschieht es nicht selten, daß sich eine Ziege verklettert hat und nun wehklagend meckert, menschliche Hülfe herbeizurufen. Dann holt der unerschrockene Gaisbub sie wieder herab.

Ich durfte mit dem Tage wohl zufrieden sein; die einer so umfassenden Rundschau, wie sie das Tritthorn bietet, gebrachten Opfer waren gering im Vergleich mit dem Genuß und der gewonnenen Anschauung. Wenige Alpengipfel von dieser Höhe möchten so schnell und leicht zu besteigen sein, wie dieser Centralpunkt der Gotthardgruppe, von welchem man fast das ganze Alpengebäude überschauet und in das wunderbar mannichfaltige Thallabyrinth, in die Streichungslinien der Hauptketten, wie ihre Durchkreuzung durch Nebenketten den klarsten Einblick gewinnt. Auf dem Rigi steht man vor der Alpenwelt; der Blick ist zugleich groß und reizend, man hat die lieblichen Thäler mit ihren Seen, man hat die Ebene bis zum Schwarzwald im Kontrast zu den Gipfeln der Hochalpen. Auf dem Piz Languard steht man wie am äußersten Flügel und sieht die Alpen wie eine lange Kette, auf deren

entgegengesetztem Flügel der Montblanc steht. Dieser Anblick ist noch imposanter als der vom Rigi und die prächtige Bernina-Gruppe gegenüber in nächster Nähe fügt zu der weiten Aussicht noch die erhabenste Ansicht. Die Anschauung einer so großartigen Schnee- und Gletscherwelt hat man auf dem Tritthorn nicht. Aber man steht fast inmitten der Alpen auf einem gewaltigen Plateau; man ist umringt von ihrem Wogenschlage und hat in diesem Wogenschwall nach allen Richtungen die großartigsten Durchblicke. Das ist auch erhaben. —

Aus der Adula-Gruppe.

Das Rheinwaldhorn (Piz Valrhein.*)

1. Topographisches.

Wir haben bereits vom Tritthorn einen Blick geworfen auf die Gletscherhöhen zu beiden Seiten des Lukmanierpasses, — auf den Scopi, Piz Medel, Piz Cristallina — und weiter südöstlich auf eine noch bedeutendere Gruppe von Schneehäuptern, aus denen hoch und scharf in blendender Weiße das Rheinwaldhorn (Piz Valrhein, auch wohl Piz Adula genannt) hervorragt. Es ist das Adula-Gebirge mit der Quelle des Hinterrheins.

Das Rheinwaldhorn blickt auf zwei südlich zur Riviera von Bellinzona hinabgehende Thäler, auf das Blegno- und Misocco-Thal. Wer vom St. Gotthard herabfährt durch das malerische Livinenthal, der wird, bevor er die Riviera betritt, überrascht, wenn er bei Biasca an den Ausgang des Blegnothales gelangt und ihm der ungestüme, kühle Gletscherluft mitbringende Brenno-

*) Aus Val Rhein hat man einen „Rheinwald" gemacht.

fluß entgegenrauscht — er kommt von den Medelser-Alpen. Unwillkürlich richtet sich der Blick aufwärts, wo hoch oben in der Tiefe des Thals rechter Hand der Schneegipfel des Piz Valrhein in das tiefe schwüle Thal des Tessin großherrlich herabschaut. Einige Stunden weiter abwärts mündet abermals ein Thal, aus welchem groß und voll die Moësa hervorströmt, die vom Bernhardin, nahe der Quelle des nordwärts ziehenden Hinterrheins, herabkommt. Das Thal heißt Val Misocco.

Gehen wir auf der nördlichen Seite von Reichenau, wo Vorder- und Hinterrhein zusammenströmen, aufwärts der Rheinquelle zu, so kommen wir durch drei Landschaften, welche ebenso viel Thalstufen des Hinterrheins bilden, nämlich durch das Domleschg*), Schams- und Rheinwaldthal. Die schauerlich schöne pittoreske Felsenge der Viamala führt in's Schamserthal, die höher gelegene Roffla-Schlucht in's Rheinwaldthal, dessen Hintergrund in westlicher Richtung von der mächtigen Centralmasse des Adula geschlossen wird, während der Splügenpaß sich in südlicher Richtung zum Jakobsthal (Val Giacomo), beherrscht vom Tambo- oder Schneehorn, hinzieht.

Vom Dorfe Splügen, wo der Bernhardinpaß westlich sich abzweigt, gerade auf den Rheinwaldgletscher zu, um dann südlich zum Misoxer-Thal umzubiegen, zieht sich das „Rheinwaldthal" den Hinterrhein hinauf — 5 Stunden lang — über Nufenen (Novenna) zum Dörfchen Hinterrhein, der höchsten Ortschaft des Thals. Obschon bis 5000 Fuß ansteigend, wird dies merkwürdige Thal noch von der fleißigen Hand des deutschen Völkchens, das in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters von ihm Besitz genommen und zu den freien Wallisern gehört, die bis in die Walser-Thäler von Vorarlberg vordrangen, mit Flachs und Gerste, Kartoffeln und Hanf angebaut.

Vom Dörfchen Hinterrhein beginnt der Aufstieg zu den Rheinquellen. Nachdem man noch eine Strecke auf der Bernhardinstraße fortgewandert ist, geht der Weg bei der steinernen Brücke – der ersten, unter deren Joch das wilde Gletscherkind sich beugen

*) Aus dem rhätoromanischen Tomiliasca gebildet, das wieder vom Dorfe Tomils seinen Namen erhalten hat.

muß — rechts ab in das grüne Thal der Zapport-Alp, das sich aber bald verengt und mit mächtigen Schneemassen, die von Lawinenstürzen zurückgeblieben, den Weg versperrt. Die Gegend wird immer öder und wilder, bald haben die mageren Grastriften, auf denen Bergamasker Schafe ihre spärliche Nahrung finden, ihr Ende erreicht. Ueber lockeres Geröll und finstere Abgründe, in deren Tiefe der Gletscherbach weißschäumend seine Sprünge macht, gelangt man zur „Hölle", eine für nicht schwindelfreie Wanderer gefährliche Stelle. Es ist ein grausiger von Eis umstarrter Schlund, aus welchem mit dumpfem Hall das Tosen des unsichtbaren Wassers emporbringt.*) Gegenüber liegt eine noch etwas Graswuchs bietende kleine, von Gletschereis eingefaßte Insel, das „Paradies" genannt, das jedoch nur noch in der Erinnerung an längst vergangene bessere Zeiten etwas Paradiesisches hat. Früher soll in der That das Klima dort oben milder gewesen, die Alpenflora eine sehr reiche gewesen sein. Die Elster und die Schwalbe hatten früher im Rheinwald ihre Nester; jetzt haben sie sich in die tieferen Thäler hinabgezogen. Eine Hauptursache der Verschlechterung des Klimas mag die Entwaldung der Gegend sein — sie war wohl der eigentliche Sündenfall, der den Verlust des Paradieses zur Folge hatte. Das Volk glaubt nämlich, der Garten Eden, von welchem die heilige Schrift berichtet, sei nirgends anders als im Valrhein gewesen; durch die Sündhaftigkeit seiner Bewohner aber in eine Steinwüste verwandelt worden.

Noch vor 2000 Jahren sollen die „Nantuaten" am Hinterrhein ein vielbesuchtes den Nymphen geweihtes Heiligthum besessen haben, das in christlicher Zeit durch eine Kapelle ersetzt ward, deren Glöcklein jetzt im Kirchthurm zu Hinterrhein hängt. Der Zapportpaß sei viel begangen gewesen und auf seiner Höhe soll ein Wirthshaus „zum Port" gestanden haben. Daß der Bernhardinpaß den Römern bekannt war, ist sicher und sehr wahrscheinlich, daß ihn Arbetius, der Feldherr des Kaisers Constantius, überschritt, als er wider die Alemannen des Linzgaues (am Bodensee) in's Feld rückte. Den Bernhardin nebst der ganzen Gruppe der Rhein-

*) In der Nähe ist jetzt zur großen Bequemlichkeit der Reisenden eine Clubhütte errichtet worden.

waldhörner nannten die Römer mons avium, Vogelberg. Ihre Straße führte vom Lago maggiore nach Bellenz durch das Misocco-Thal.

Auf sehr steilen und schmalen Pfaden, die an schroffen Abhängen hinführen, gelangt der Freund einer wildschönen Alpennatur auf einen Standpunkt, wo er den Rheinquellgletscher sich gerade gegenüber hat und in das Eisgewölbe hineinschaut, dessen dunkler Tiefe der junge Rhein entströmt. Von der andern Seite kommt der Zapportgletscher heran und diese Eis- und Firnmassen werden umringt vom Rheinwaldhorn, Gufferhorn und Moschelhorn. Der ganze Bergkranz um die Rheinquelle sendet sieben Gletscher gegen Norden, sechs gegen Nordosten, fünf nach Osten, mehrere Arme nach Südwesten, so daß man im Umkreise von 5 Stunden 40 größere Gletscher zählt. Nach Süden fallen die Wände so steil und schroff ab, daß sich keine Schneelager bilden und keine größeren Gletscher entwickeln können.

Das Rheinwaldhorn ist der höchste Punkt der Gruppe; seine Spitze erreicht eine Höhe von 3398 Meter = 10,454 par. Fuß. Nur 16 Fuß niedriger ist das Gufferhorn mit 3393 Meter. Der Vogelberg hat nur 3200 Meter. Beide, der höchsten Spitze des Piz Valrhein ganz nahe gerückt, werden von Touristen und Führern oft mit dem Rheinwaldhorn verwechselt.

2. Die ersten Besteigungen.

Pater Placidus a Spescha, der Conventuale des Klosters Disentis, der muthigste und kenntnißreichste Bergsteiger seiner Heimath und man darf wohl sagen ein Virtuos in der Bergsteigekunst (wir werden bei den Tödifahrten auf ihn zurückkommen) — bestieg, wahrscheinlich zuerst, den Gipel des Rheinwaldhorns im Sommer 1789. Er ward dazu veranlaßt durch drei Doktoren der Medicin: Rungger (Rengger?) von Bern, Akermann von Mainz und Domeier von Hannover, welche es auf einen Besuch des Hinterrheingletschers (Zapportgletscher) abgesehen, sich aber nach

Medels im Bündner Oberland verloren hatten. Spescha nahm sich der Verirrten an und führte sie über den Valserberg nach Rheinwald. Da er einmal im Zuge war, wollte er auch das Rheinwaldhorn besteigen und die drei Doktoren bekamen Lust, ihn zu begleiten. Sie nahmen den Weg über die Zapport-Alp durch die sogenannte Hölle und dann über felsige Schafweiden, die man das Purgatorium (Fegefeuer) genannt hat. Nachdem sie das Fegefeuer zurückgelegt, betraten sie den Eisstrom des Zapport-Gletschers und stiegen durch eine thalähnliche Senkung zwischen dem Piz Valrhein und Gufferhorn bis auf den vergletscherten Sattel, der nach dem Lenta-Thal und Zavreila hinüberführt. Hier, im Angesicht der Eisgipfel, ging dem Führer der Muth aus; er wollte nicht mehr weiter steigen. Nun stellte sich der beherzte Schafhirt von der Zapportalp an die Spitze der kleinen Gesellschaft, Pater Placidus ihm nach und die drei Aerzte hintendrein. Bald ging es so steil aufwärts, daß der Nachfolger des Paters dessen Kutte ergriff und die übrigen sich gegenseitig die Stöcke boten. Der Pater, um nicht herabzurutschen, griff seinerseits wieder nach dem Stock des Hirten. In seinem Bericht sagt er: „Rungger, mein Hintermann, glitt aus, ich sprang ihm nach, ergriff ihn und stellte ihn wieder in Reih und Glied. Dieser Vorfall machte auf die Herren einen solchen Eindruck, daß sie nicht weiter zu bringen waren. Damit sie sicher ausruhen könnten, machten wir ihnen Sitze in den Firn und dann ich mit dem Schafhirten vorwärts bis über eine Gletscherspalte, in welche sein Stock fiel. Nun war auch er nicht mehr zu bewegen, die nicht mehr ferne höchste Spitze zu ersteigen. Auf alle meine Vorstellungen antwortete er kurz: mi nô ! mi nô! (ich nicht! ich nicht!). So blieb dem Pater nichts übrig, als allein auf die Spitze emporzuklettern, welches Wagniß ihm auch vollkommen gelang.

Er hatte bei klarem Himmel und reiner Luft die umfassendste Aussicht und behauptet in seinem Reiseberichte, nicht nur die Appenninen und die Bucht von Genua, sondern sogar das mittelländische Meer und die Insel Korsika gesehen zu haben.

Nachdem er von dem beeisten Gipfel glücklich wieder herabgekommen, traf er seine Gefährten noch genau an derselben Stelle, wo er sie verlassen. Sie hatten sich nicht zu rühren gewagt und

fürchteten sich vor dem Abstieg. Der Pater ging voran und leistete die besten Führerdienste. Er hatte vollauf zu thun. „Rungger glitschte an einer Firnwand aus und fuhr gegen mich her wie ein Pfeil. Eiligst sprang ich auf ihn los und erfaßte ihn, bevor er das Steinlager erreicht hatte, in welchem er sich Hals und Bein hätte brechen können. Kaum war dieser aus der Gefahr gerettet, so glitschte Akermann aus. Als ein sehr schwerer Herr war seine Niederfahrt um so schneller und heftiger. Ich sprang aber auf ihn wie ein Jochgeier, meine Glieder krachten, aber der Herr Doktor kam mit heiler Haut davon."

Es vergingen Jahrzehnte, ohne daß man von einer Besteigung des Rheinwaldhorns hörte oder des Berges Erwähnung geschah. Im Jahr 1834 machte folgendes Abenteuer viel von sich reden, obwohl es in der Bündner Zeitung nur kurz berichtet wurde.

Zwei Gemsjäger aus Hinterrhein, Martin Loretz und Theodor Hößli, die im Gebiet des Rheinwaldgletschers nach Gemsen jagten, machten daselbst einen eigenthümlichen Fund. Während der eine die Spitze des Rheinquellhornes (wohl am Rheinwaldhorn) bestieg, umging der andere die östliche Seite des Berges und bemerkte einen Gegenstand, der an einem Felsen lehnte. Es war ein langer stark verrosteter Degen. Die Scheide war nicht mehr vorhanden; nur die Metalltheile derselben lagen da. Der Jagdgefährte ward von der Gletscherspitze herabgerufen und da sich beide weiter umsahen, fanden sie in der Nähe des Degens einen Schädel mit noch gut erhaltenen Zähnen und einem Büschel brauner Haare. Daneben lag, wahrscheinlich als Kopfkissen benutzt, ein zusammengerollter rother Mantel, der ein wollenes Leibchen und ein Hemd mit Manschetten enthielt. Beim Aufrollen zerfielen diese Kleidungsstücke wie mürber Zunder. Ferner lag ein schwarzer Filzhut in der Nähe mit gezopftem Band und einzelne Fetzen von Epauletten. Ueber dem Brustgerippe, das, gleich dem übrigen Gerippe, fest in's Eis eingefroren war, lagen ein Dolch und ein Stilet. Ein zur Zeit des Fundes durch Hinterrhein reisender Offizier bezeichnete die Waffen als diejenigen eines spanischen Reiters.*)

*) Vgl. die Mittheilung des Forstinspektors Coaz im V. Jahrgang des Schw. A. C. S. 80. und 81.

Ein zweiter in der That tragischer Vorfall ereignete sich am 1. September 1854 auf dem Zapportgletscher.*) Sebastian Stoffel, ein kräftiger und gewandter Gemsjäger, während des Sommers Hirt in der Zapportalp, verließ in der Frühe des 1. Septembers mit dem Stutzen bewaffnet die Alphütte, ohne am Abend zurückzukehren. Als er auch am folgenden Tage ausblieb, zweifelte man nicht mehr daran, daß er verunglückt sei und sandte einen Hirten nach seinem Heimathdorf Vals, um Bericht zu erstatten. Von dort machten sich mehrere seiner Freunde auf, ihn zu suchen; sie durchstreiften Berg und Gletscher, ohne die geringste Spur eines Menschen zu finden. Am 9. September Morgens 2 Uhr zogen 18 Valser vereint aus, mit Seilen und Aexten versehen. Sie überstiegen die Plattenschlucht und gingen den Zapportgletscher hinauf in der von den Gemsjägern gewöhnlich eingeschlagenen Richtung. Als sie den sogenannten Paradiesgletscher (einen Theil des Zapportgletschers) überschritten, erblickten sie am Rande einer trügerisch mit Schnee bedeckten Gletscherspalte einen Bergstock. Es war der Jagdstock des Gesuchten und man war an die Stelle gelangt, wo den verwegenen Jäger sein Unglück betroffen hatte. Es galt, in die tiefe Gletscherspalte hinunterzusteigen. Clemens Furger erbot sich sogleich, die Fahrt in die finstere Tiefe zu unternehmen. Man band ihn an ein langes aus 5 Heuseilen zusammengebundenes Seil und ließ ihn in die oben 4 Fuß breite, nach unten sich verengende Spalte hinabgleiten. Immer tiefer sinkend sah sich Furger endlich der starren Leiche seines Freundes gegenüber, etwa 60 Fuß tief. Sie war aufrecht in die Spalte geklemmt und eingefroren. Neben ihm lag die erbeutete Gemse. Der Stutzen und das Waidmesser waren tiefer hinabgesunken. Vier in die Eiswände eingeschnittene Tritte gaben die entsetzliche Gewißheit, daß der Jäger nicht in Folge des Sturzes, sondern durch Kälte und Mangel an Nahrung seinen Tod gefunden. Mit vollem Bewußtsein, mit dem herzzerreißenden Gedanken an Weib und Kind, hatte der Arme sich dem unvermeidlichen Tode überliefern müssen.

*) Vgl. den Bericht in Coaz Valrhein Besteigung (Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens, VII. Jahrgang (Chur 1862).

Furger machte sich an die schwere Arbeit, den Leichnam seines Kameraden aus dem Eise zu lösen. Aber die Aufregung und die Anstrengung des Hauens hatten ihn fast ohnmächtig gemacht; er mußte sich hinaufziehen lassen an's Tageslicht, um in der warmen Luft wieder Athem zu schöpfen. Als er sich erholt hatte, ließ er sich zum zweiten Mal in die verhängnißvolle Spalte hinab und dies Mal gelang es ihm, sowohl die Leiche des Jägers als auch die Gemse aus dem zähen Eise zu befreien und aus der kalten Gruft emporzubringen. Noch am selben Tage wurde der Todte mit großer Anstrengung über die Plattenschlucht nach Vals hinuntergebracht und daselbst in geweihter Erde bestattet.

Die zweite beglaubigte Besteigung des Rheinwaldhornes führte ein dem Pater a Spescha ebenbürtiger Bergsteiger, J. J. Weilenmann von St. Gallen, im Juli 1859 aus — ohne jegliche Begleitung! Von der Schäferhütte der Zapportalp unternahm er zuvörderst eine Recognoscirung, die ihn auf die Spitze des Vogelbergs führte. Durch tiefen aufgeweichten Schnee immer höher klimmend, wäre er fast vor Erschöpfung zusammengesunken, hätte ihm nicht der nahe Gipfel gewinkt und zu der äußersten Anstrengung entflammt. Abends 5 Uhr langte er wieder in der Schäferhütte an, deren Eingang ihm die Hunde wehrten, da der Inhaber sich entfernt hatte, um etwas Kleinholz heraufzubringen.

Am folgenden Tage (5. Juli), früh 4 Uhr, brach Weilenmann aus der gastfreundlichen Hütte wieder auf, nur von den guten Wünschen des Schafhirten begleitet. An derselben Stelle wie Tags zuvor betrat er den Gletscher, der erst schwach ansteigt und schneefrei ist, dann aber mit Schnee sich deckt und steiler wird. Die wenigen unbedeutenden Spalten verschwinden bald und man kann das weite Firnplateau ohne Gefahr überschreiten. Nach einer Gletscherwanderung von $2^3/_4$ Stunden erklomm er die nassen Schnee- und Rasenhalden, für welche der Frühling noch nicht angebrochen war. In $^3/_4$ Stunden war die schneegefüllte Einsenkung gewonnen. Nun ging's an dem Felsgrat entlang, der sich rechts zum Gufferhorn emporhebt, bis eine Klippeninsel erreicht wurde, wo der muthige Wanderer $^1/_4$ Stunde rastete und alles Entbehrliche ablegte, auch seine Baarschaft, die noch 14 Tage reichen sollte, in ein Loch versteckte. Denn bei

unvermeidlichen Rutschpartieen entschlüpft Manches den Taschen und geht leicht auf dem Schnee verloren.

Auf dem Firnrücken, der zum Rheinwaldhorn hinaufführt, war der Schnee erweicht und das Waten sehr anstrengend. Der Kamm wurde immer schmaler, lief jedoch fast horizontal. Endlich hob er sich und weitete sich wieder zu einem breiten Rücken. Der Anblick der graziösen Pyramide beflügelte den Schritt, der Schnee wurde fester und seine Kruste erleichterte das Gehen. Einige Klüfte und Trichter wurden leicht umgangen. Wiederum ging es über eine scharfe Schneekante; zum Glück war sie noch weich genug, um auf der Westseite hinanklimmen zu können, ohne Stufen einzuhauen. Noch einige Schritte und um $9^1/_2$ Uhr ist die Gipfelschneide erreicht. Wegen des tiefen aufgelockerten Schnee's ist jedoch kein Niedersitzen und Rasten möglich. So wird denn der Gipfel überschritten und auf einigen losen von der Sonne erwärmten Steinplatten*) Halt gemacht.

Vor allem werden die nassen Schuhe und Strümpfe ausgezogen, ausgewunden und zum Trocknen hingelegt. Die eiskalten fast erstarrten Füße werden in die warmen Sonnenstrahlen gehalten und können sich bei vollkommener Windstille wieder etwas erwärmen.

Leider ist der Himmel nicht frei; ringsum Dunst und Wolken! Doch es bleibt noch genug zu sehen übrig! Ein Heer von Spitzen, zahllose, dichtverschlungene Gebirgszüge, duftige Thäler, mächtige Gebirgsknoten, blinkenden Eisinseln gleich, dem niedrigen im Dufte schwimmenden Bergesgewimmel enttauchend, füllen endlos den Raum. Am meisten aber fesselt der mächtige Zapportgletscher mit seinen Firn- und Eisterrassen im Vordergrunde den Blick. Gegen Westen senkt sich, im Glanze der Mittagssonne funkelnd, der Brescianagletscher ab. Zu seinen Füßen liegt einsam abgeschlossen das tessinische Thal Val Carassina. Kahle, verwitterte Felsgräte trennen es von den blauen Tiefen des Blegnothales und ein firnbeladener Höhenzug, aus welchem schwarze Klippen emporstarren, trennt es vom bündnerischen Lenta-Thale ab, das bis weit hinaus mit Eis bedeckt ist.

*) Es ist glimmerreicher Gneis.

Noch rascher und schroffer als der Tödi nördlich zur Sandalp steigt das Rheinwaldhorn nach Süden in's Blegno-Thal. Die Höhe des Absturzes bis Dangio, dicht am westlichen Fuß, beträgt 8000 Fuß, bis Malvaglia über 9000 Fuß — eine Höhe, die jener des Monterosa nach Macugnaga hinab gleichkommt! Der Blick in die Tiefen des Thals ist schwindelerregend; man verfolgt den Thalgrund bis zur Riviera in der Nähe von Bellinzona.

Ein wahres Chaos von Spitzen, Gräten, Gletschern bietet der Gebirgswall, der die Adulagruppe mit dem Gotthard verbindet, hinter welcher nordöstlich der Tödi sich erhebt, das Haupt der Glarner-Alpen. Es ist ein langer Gebirgszug, der nordwärts den Vorderrhein begleitet; er ist, wie hinter ihm die Berge des Berner-Oberlandes von Wolken umlagert; nur der Blick nach dem nahen vom Scopi beherrschten Lukmanier und auf das von ihm herabkommende Val S. Maria ist frei. Um Mittag war die Aussicht nach Westen ganz verschlossen, während sie im Osten sich aufhellte. Zur Rechten des Tambohorns leuchteten die Schneekuppen und Eisfelder der Bernina-Kette und noch weit im Nordosten die Scosaplana auf.

„Daß eine so zugängliche Höhe" bemerkt Weilenmann in seinem Bericht*), „wie das Rheinwaldhorn, nicht schon erstiegen worden, schien mir nicht wahrscheinlich. Ein Steinmannli existirte nicht, einige Steine jedoch lagen so beisammen, wie sie von selber kaum hingekommen sein konnten. Ich legte einen beschriebenen Zettel dazwischen, der aber entweder zu Grunde ging oder meinem Nachfolger, Herrn Forstinspektor Coaz, der im Jahre 1861 den Berg bestieg, sonst nicht zu Gesichte kam."

Um $1^1/_2$ Uhr verließ er den Gipfel, stieg über den Kamm hinab und fuhr über seine steile Endwand auf die Einsattlung am Fuße des Gufferhornes hinunter. Nachdem er die auf der Felseninsel verborgenen Sachen wieder zu sich gesteckt, stieg er auf den Zapportgletscher hinab, der jetzt mühsamer und gefährlicher zu überschreiten war, als in der Früh, wegen der offenen und theil-

*) Im Adula-Gebirge. Von J. J. Weilenmann. (St. Gallen, 1866.) Separatabdruck aus den Verh. der St. G. naturf. Gesellschaft.

weis verdeckten Spalten. Doch kam er wohlbehalten und munter Abends $6^1/_2$ Uhr in die Schäferhütte zurück.

Herr Coaz, der mit dem Kreisförster Zarro und zwei gerade in St. Bernhardin sich aufhaltenden Herren am 13. September 1871 das Rheinwaldhorn bestieg, war insofern noch glücklicher als Herr Weilenmann, als er sich einer durch keine Wolken und Nebel beschränkten Aussicht erfreuen konnte. Vom Matterhorn im Südwesten drang der Blick bis weit in die Berge Tirols nach Osten, vom Finsteraarhorn und Tödi bis zu den Appenninen. Und nicht minder interessant als dieser großartige Blick in die Ferne war das Hinabschauen in die vier Thäler, welche nach den verschiedenen Himmelsgegenden ausstrahlen: in's Rheinwald- und Lenta-Thal, in's Val Carassina und Val Malvaglia. Im Piz Valrhein berühren sich die lepontinischen und rhätischen Alpen und das Adula-Gebirge ist gleich dem Monterosa, von welchem die penninischen und lepontinischen Alpen ausgehen, ein Hauptglied in der schweizerischen Alpenkette.

Fünfter Abſchnitt.

Tödi-Gruppe.

1. Der Tödi und ſeine erſten Beſteigungen.

Das Finſteraarhorn-Maſſiv ſetzt ſich über die Furka und die nördliche Wand des Urſerenthales, welche am Urner-Loch von der Reuß durchbrochen wird, zum Oberalpſtock und weiter zum Scheerhorn fort. In dieſer Gruppe, zu welcher auch die Windgellen, der Ruchen und der Düſſiſtock gehören, erhebt ſich, weſtlich vom Claridengrat, öſtlich vom Bifertenſtock flankirt, als höchſtes Haupt die ganze Nordoſtſchweiz beherrſchend, der Tödi zu der anſehnlichen Höhe von 3623 Meter = 11,115 Fuß. Er bildet den mächtigen Grenzſtein zwiſchen dem Bündner Vorderrheinthal und dem Glarner Lintthal. Zwei Päſſe führen von dem einen in's andere: der Sandgratpaß und der Kiſtenpaß, beide höchſt beſchwerlich, ſtellenweiſe gefährlich, aber wildprächtig durch ihre großartige Umgebung.

Noch ſteiler als zum Vorderrheinthal fällt der Tödi nördlich über die obere und untere Sandalp in's tief geſchnittene Linththal ab. Die ödeinſame Sandalp kann nur wenige Wochen des Hochſommers von den Heerden der Aelpler beſucht werden; die kalte Jahreszeit dauert faſt bis zum Juli und beginnt ſchon wieder im Auguſt. Die Alp galt in früheren Zeiten als verzaubert und von Geiſtern bewohnt, die ſich mitunter in zauberiſcher Muſik vernehmen ließen. Die Töne kamen und kommen noch immer vom Winde,

der durch die lose geschichteten Steinplatten bläst. Die Umgebung der Sandalp könnte kaum wilder und großartiger sein. Aus den Gletscher und Firnmassen, die sie umringen, ragt steil wie die Monterosakette aus dem Macugnagathal der Bergriese Tödi zum Himmel empor, auf seiner Ost- und Südseite vom Bifertenfirn umgürtet. Auf der oberen Staffel entspringt die Hauptquelle der Linth, der Oberstaffelbach, der an der steilen, fast 2000 Fuß hohen Rasenwand der Ochsenblanke einen großen und schönen Fall macht. Tiefer unten stürzen ihm dann zwei andere Gletscherbäche in eben so wilden als malerischen Kataraften zu, der Röthibach und der Bifertengletscherbach. Erst nach der Vereinigung mit dem Limmenbach erhält das Gletscherkind den Namen Linth; sie braust weiter in einen tiefen finstern Abgrund hinab, in welchem sie dem Auge entschwindet. Noch kühner und höher über dem Wasser, als die Teufelsbrücke über die junge Reuß, wölbt sich (196 Fuß über dem Grunde) über den jungen Linthstrom die Pantenbrücke, umstarrt von gewaltigen Felswänden: rechts der Altenohren, links die grauen Hänge der Baumgartenalp und gerade vor der kahle fast senkrecht aufsteigende riesige Kegel des Selbsanft.

Das schöne Lintthal erhält seinen Hauptreiz durch den herrlichen Hintergrund der Tödimassen. Besonders reizend ist der Blick vom Balkon des Kurhauses im Stachelberger Bad; gerade vor- und thalabwärts die hellen Ortschaften mit ihren Wiesen, Baumgärten und Feldern; gegenüber steile und hohe Berge, auf deren Hängen dunkle Waldstreifen mit grünen Alpweiden und schwarzbraunen Sennhütten anmuthig abwechseln und die Wassersäcke kleiner Bäche weithin glänzen. Im Hintergrunde des Thals aber stehen die massigen Formen des Altenohren, Selbsanft (9317 Fuß hoch) und Ruchi, und zwischen ihnen schimmern die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Klariden (10,048 Fuß), die Spitze des majestätischen Tödi und des ihm nahekommenden Bifertenstocks hervor.

Das breite gewaltige Firnhaupt des Tödi ist weithin sichtbar bis über den Bodensee hinaus und nach Baiern hinein. Es hat eine so stolze scharf markirte Form, daß man es auf den verschiedensten Standpunkten alsbald wieder erkennt. Von der Züricher Münster-Brücke und noch freier vom Bauschänzli aus dringt der Blick

begierig auf die weißglänzenden Gipfel der Alpenwelt im Süden; der massige und doch höchst malerische Glärnisch hält ihn einige Sekunden fest, aber siehe! da erhebt sich links von diesem ansehnlichen Berge noch viel freier und höher wie mit Adlersfittigen eine Schneekuppe, alle andern überragend, noch im Abendroth glühend und selbst lange nach Sonnenuntergang noch mit weißem Licht phosphorescirend, wenn alle übrigen Gipfel ringsumher dem Schatten der Nacht anheimgefallen sind —: es ist der Tödi, dessen Bild sich unvergeßlich der Seele einprägt. Von Friedrichshafen am Bodensee fesselt wiederum der Tödi mit dem Bifertenstock den über die Wasserfläche zu den Schweizer Alpen fliegenden Blick und besonders schön stellt er sich dar, wenn man vom Pfänder bei Bregenz ihn mit dem Fernrohr näher in's Auge faßt.

Die mächtige Kuppe theilt sich durch eine gelinde Vertiefung in zwei Gipfel — die Knöpfe des Sattels —, nämlich den (Glarner) Tödi und den (Bündner) Piz Rusein (Rosein); dieser ist ein wenig höher als jener. Am Nordende des Firnplateaus, „Sandfirn" genannt, steht unmittelbar über der oberen Sandalp, als dritte Spitze der Sandgipfel, merklich niedriger, denn er hat nur 10,522 Fuß.

Die nächsten Gipfel in der Umgebung sind Stockgron, Piz Urlaun und Bleisaverda's. Nach Westen fällt der Piz Rusein zum kleinen Tödi ab (Crap Glarun), zwischen dem und dem Piz Catscharauls der Sandgratpaß nach Dissentis hinunter führt.

Daß die Bewohner der benachbarten Thäler in Glarus und Bünden ehrfurchtsvoll zu dem ihnen so nahen Riesenberge emporschauten, aber auch verlangend, seine nähere Bekanntschaft zu machen, ist sehr begreiflich. Doch zu den leicht zugänglichen Bergen gehört der Tödi nicht und selbst sehr geübte und ausdauernde Alpenwanderer bemühten sich vergebens, seine höchste Kuppe zu erklimmen. So der Pater Placidus a Spescha aus Trons im Vorderrheinthal, der im Jahre 1788 den Stockgron, einen dem Tödigipfel sehr nahe gerückten Felsthurm und 1793 auch den Piz Urlaun bestieg. Er war auch der erste Besteiger des Oberalpstocks (Piz Tgietschen) und in seinem siebenzigsten Lebensjahre noch so rüstig, daß er (1822, 19. August) in Gemeinschaft mit dem Maler Isenring abermals auszog, um die Tödispitze zu gewinnen. Sie

übernachteten auf der Alp Gliems und stiegen dann in der Frühe des anderen Morgens den Gletscher hinter dem Stockgron hinauf. Doch nun stellten sich vergletscherte Felsen und Eisspitzen ihnen entgegen, die zu bewältigen für den Reisegefährten des rüstigen Paters eine Unmöglichkeit war und da überdieß noch Nebel die freie Umschau hinderten, so mußte jede Hoffnung, auf den Gipfel des Tödi zu gelangen, aufgegeben und der Rückzug angetreten werden. Von dieser mißlungenen Unternehmung keineswegs abgeschreckt, ging Pater a Spescha am 1. September 1824 nochmals an's Werk und suchte die Tödi-Kuppe von der Rusein-alp zu erreichen; er wollte mit zwei Gemsjägern, Placi Curschellas aus Trons und Augustin Bisquolm von Dissentis dort zusammentreffen, verfehlte sie jedoch und die beiden Männer machten sich allein auf den Weg, überschritten den oberen Theil des Bifertenfirns und erreichten um 11 Uhr die Spitze (P. Rusein). Der Tödigipfel sei etwas niedriger, der Grat aber, der vom Piz Rusein zu ihm hinführe, gangbar. Ein Zeichen ihrer Ersteigung hatten sie jedoch nicht zurückgelassen; übrigens hatte der Pater aus dem später mit seinem Namen getauften Felsenthor ihnen zugeschaut, wie sie wirklich die Spitze erreichten. Es ist kein Grund vorhanden, die bestimmte Aussage des schlichten bescheidenen Mannes in Zweifel zu ziehen.

Unterdessen hatte von der anderen Seite her, nämlich vom Lintthal und der Sandalp aus Dr. Hegetschweiler, Arzt in Zürich und verdienstvoller Botaniker, verschiedene Versuche gemacht, die Tödispitze zu erreichen, die theils durch plötzlichen Witterungswechsel vereitelt wurden, theils aber auch daran scheiterten, daß er über den Sandfirn hinaufkommen wollte, anstatt den Weg über den Bifertenfirn zu nehmen.

Wir wollen nur eine Scene aus seiner dritten Versuchsreise anführen. Er war von sechs Reisegefährten und Führern begleitet, am 12. August 1822 bis zu der „Schnee-Rose" gekommen, jenem über eine Viertelstunde langen Felsthal unter der „gelben Wand", das von einer steil abfallenden Eismauer geschlossen wird. Von dieser lösten sich nun plötzlich große Eisblöcke ab. Drei Personen der Gesellschaft standen geschützt unter überhangenden Felsen; die Führer waren eben beschäftigt, den Letzten am Seil



Pizzo centrale und Blauberg
vom Urnerloch aus.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

durch die gefährlichste Stelle dieser Runse zu gleiten: da dröhnte und krachte es durch die Stille der Einöde dieser Hochgebirgswelt; ein Rauch von Schnee und Eissplitterchen ward sichtbar und wie kleine Kartätschen schossen die Eistrümmer über die unter den Fels sich schmiegenden Wanderer dahin. Sie wagten sich nicht weiter vorwärts.

War nun auch Dr. Hegetschweiler nicht auf den Gipfel des Tödi gelangt, so hatte er sich das Verdienst erworben, daß diese obersten Regionen des Tödigebirges bekannter wurden und man nun den Uebergang aus dem Linththal in's Vorderrheinthal nach Dissentis wagte.

Die erste wirkliche Ersteigung von der Nordseite fand im Sommer des Jahres 1837 statt durch drei Hirten des Linththals; es waren Bernhard Vögeli, ein sechszigjähriger noch sehr rüstiger Mann, sein Sohn Gabriel und Thomas Thut, der Sohn von Hans Thut, dem treuen Führer des Dr. Hegetschweiler. Der alte Vögeli hatte schon in jungen Jahren als Jäger und Wildheuer die Steinwüsten und Firne des Tödi durchstreift und war mit den Schrecknissen in diesen Regionen des ewigen Schnee's wohl vertraut. Einst wurde er, mit einer Ladung Schabzieger (Kräuterkäse) belastet, von einem Bisennebel überrascht, als er gerade den Kistengletscher überschritt und konnte keinen Schritt mehr vorwärts noch rückwärts — nur durch fortgesetzte Bewegung mit Händen und Füßen rettete er sich aus der Gefahr des Erfrierens. Die beiden jungen Leute waren von schlankem, doch sehr festem und federkräftigem Körperbau und hatten schon als Knaben bei der Gemsjagd das sehr gefährliche Geschäft des „Einthuns", d. h. der Einschließung der schlauen Thiere übernommen und sich im Erklettern der steilsten Felswände geübt.

Als nun die Drei die Ersteigung des Tödi glücklich vollbracht hatten und dann wieder unten im Linththal anlangten, erzählte Vögeli sein Wagniß und die Beweggründe dazu etwa in folgender Weise*): „Schon als Bub hatte ich ein großes Verlangen, jenen Schneeberg zu erklettern, den wir in seiner ganzen Pracht von

*) Das Panorama von Zürich nebst Beschreibung der im Jahr 1837 ausgeführten Ersteigung des Tödiberges (von Dr. Ferd. Keller), Zürich, 1839.

unseren Wohnungen aus erblicken; ich wollte von ihm über die Berge und Thäler unseres Landes hinweg in die weite Welt hinausschauen. Da er am Morgen sich zuerst entzündet und am Abend am längsten von der Sonne beschienen wird, so schloß ich, daß er bedeutend höher als seine Nachbarn sein müsse. Ich schob indessen die Ausführung meines Vorhabens von einem Jahr zum andern auf. Da erschien in der nämlichen Absicht Hegetschweiler, ein kühner Bergmann (Alpenwanderer) und machte, von den tüchtigsten Führern begleitet, mehrere Versuche. Es blieben aber alle seine Anstrengungen unbelohnt und man bestärkte sich in Glarus und in Bünden in dem Glauben an die Unersteiglichkeit des Berges. Nun konnte ich meinen Wunsch nicht länger unterdrücken. In meinem Sohne Gabriel und meinem Nachbar Thut fand ich Genossen meines Vorhabens. Auch sie lockte der Ruhm, zuerst auf ene unbetretenen Höhen emporzusteigen, zugleich auch die Hoffnung, wenn die Erforschung eines Pfades gelänge, künftigen Besteigern als Wegweiser dienen zu können. Der erste Versuch sollte im Juli 1836 gemacht werden. Allein die Witterung war während des ganzen Jahres im Gebirge ungünstig. Erst am Ende des verflossenen Monats (Juli 1837) überzeugten wir uns beim Wildheuen*), daß die Beschaffenheit der Eisthäler den Zugang gestatte und setzten den Tag der Abfahrt fest.

„Am 31. Juli verließen wir unsere Heimath und stiegen zur oberen Sandalphütte auf, wo wir die Nacht zubrachten. Des folgenden Tages machten wir uns vor Sonnenaufgang wieder auf den Weg, schritten über den Bifertengletscher und gelangten bis an's Ende des Urlaungletschers,**) wo ein plötzlich sich verbreitender Bisenrauch (Nebel) uns die Rückkehr rathsam machte. Ueberzeugt von der Möglichkeit, unsern Zweck zu erreichen, traten wir wieder am 4. August von der nämlichen Sennhütte aus den Weg nach dem Tödikulm an; aber dieses Mal besser mit Lebensmitteln und Waffen (Geräthe) versehen und entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Wie früher überschritten wir, nur etwas tiefer unten,

*) Das auf den Felsbänken und Fluhen wachsende Gras wird von den sogenannten Wildheuern mit Lebensgefahr abgemäht und herabgebracht.

**) Es ist dies nur der höhere Theil des Bifertengletschers in der Nähe des Piz Urlaun.

den Bifertengletscher, wo das Umgehen von etwa acht furchtbaren Klacken (Gletscherspalten) viel Zeit und Anstrengung erforderte, und gelangten erst spät zu einem Eisthurm, vielleicht Thut's Mütze*) und zu dem Gletscherabsatz, über den Hegetschweiler nicht viel emporgedrungen war. Nicht weit von demselben brachten wir, an eine Felswand gelagert und von der Kälte leidend, die Nacht unter freiem Himmel zu. In aller Frühe banden wir uns, wie am vorigen Tage, wieder an's Seil, um mit größerer Sicherheit die Eisfelder zu überschreiten und hatten Ursache, über die Anwendung dieser Vorsichtsmaßregel uns zu freuen, denn mein Sohn stürzte am Rande des Firns in eine Gletscherspalte und konnte nur mit Mühe aus derselben herausgezogen werden. Bald standen wir vor einer schroffen Felswand, diesseits des Firnwalles, der zwischen den beiden Gipfeln emporsteigt, an der sich eine enge schornsteinähnliche Schlucht hinaufzog. Durch diese hofften wir den Weg nach der über uns hängenden Schneezinne erzwingen zu können. Ich kletterte voran und nach einigem Zaudern folgten mir auch meine Gefährten, denen dieser Einfall allzu abenteuerlich vorkam. An dem fast senkrechten Felsen leistete uns die mitgebrachte kleine Leiter gute Dienste. Eben wollte ich mich aus der Mündung des Felsenrohres emporschwingen, als eine furchtbare Schneemasse über mich weg nach dem Abgrund lief. Hätte ich nur mit der Hälfte des Leibes außerhalb des Runses gestanden, so wäre ich unfehlbar über die Fluhwand hinabgeschleudert worden. Ein paar Minuten lang hielten mich meine Gefährten, da ich ganz in Schneegestöber eingehüllt und betäubt war, für verloren. Den Rückzug von hier zu bewerkstelligen war keine geringe Arbeit. Auf dem Schneefelde wieder angekommen, sahen wir Gewitterwolken im Anzuge und damit unsere Hoffnung vereitelt, an diesem Tage den Tödigipfel zu erreichen.

„Glücklicher waren wir auf unserer dritten Reise. Donnerstag den 10. August, Nachts um $12^1/_2$ Uhr, zogen wir, wie früher, mit Fußeisen, Heuseilen, Flößhacken, einer Leiter und für unseren Unterhalt mit Brod und Kümmelwasser versehen, aus unserer Hei-

*) Nach Hans Thut's, des Begleiters von Hegetschweiler, Zottelmütze so benannt.

math fort. Ohne Unfall erreichten wir Thut's Schlafmütze. Von hier aus auf der Bündnerseite den Berg hinankletternd, gelangten wir auf ein weites Schneefeld und hielten, von den Strahlen der Mittagssonne erwärmt, auf einem von einer Lawine herabgeworfenen Felsstück unser einfaches Mittagsessen. Immer steigend kamen wir zu einem steilen Abhang, der mit knietiefem frischem Schnee bedeckt war, worin wir über eine Stunde lang zu waten hatten. Um 12 Uhr sahen wir ein kleines Firnthal vor uns liegen, über das wir nicht ohne Besorgniß hinwanderten. Ganz auf der Südseite des Berges erreichten wir dann, wie es uns schien, die oberste Fläche desselben; da aber ein dichter Nebel uns jetzt umgab und wir nicht zehn Schritte vor uns sehen konnten, marschirten wir auf's Gerathewohl vorwärts. Hier war es, wo ich durch die große Arbeit erschöpft, mich sehr unwohl fühlte, auch, wie meine Begleiter mit Schrecken bemerkten, meine Gesichtsfarbe veränderte. Ein Frost und heftiges Zittern hatte mich überfallen. Das Gefährliche meiner Lage einsehend, raffte ich meine letzten Kräfte zusammen, fuhr fort, mich zu bewegen, nahm einige Schluck Kümmelwasser und hatte die Freude, mich in kurzer Zeit von diesem Zustande befreien zu können. Noch eine Weile schritten wir auf dieser Ebene fort; da theilten sich plötzlich die Wolken und unser Auge überschaute eine zahllose Menge von Berggipfeln, von denen keiner zu uns emporreichte. Wir überzeugten uns fast zu unserem Schrecken, daß wir auf der Spitze des noch nie bestiegenen Tödi standen. Unser Thal, in dem wir unsere Wohnung und das Stachelberger-Bad schauten, lag in dunkler Tiefe zu unseren Füßen, und wir vergossen Thränen der Freude über das uns zu Theil gewordene Glück. In aller Eile wurde nun als Signal aus zwei Stöcken ein Kreuz verfertigt, an das wir einige Nastücher mit Faden, die wir zu diesem Zweck mitgebracht hatten, befestigten. Dann erst setzten wir uns auf den glänzenden Firn, nach welchem wir so oft hinaufgeblickt hatten. Als wir noch eine Zeit lang durch die Risse der sich häufenden Wolken in eine uns unbekannte Welt hineingeschaut, traten wir Gott dankend für die Erfüllung unseres so lange genährten Wunsches, Nachmittags um 2 Uhr den Rückweg an".

Im Dorfe Linththal und im Stachelberger-Bad waren, sobald sich die Kunde von der Ersteigung des Tödi und der Aufpflanzung eines Signals verbreitet hatte, Aller Blicke mit und ohne Fernrohr auf den Gipfel gerichtet; doch vergebens strengten sich die Augen an, Niemand vermochte das Signal auf der von den Besteigern selbst bezeichneten Stelle zu sehen. Endlich kam der alte Thut vom Berge herab und versicherte, die Stange mit dem Tuche sowohl durch sein kleines Fernrohr wie auch mit bloßen Augen gesehen zu haben. Und wirklich, als man das Teleskop nach der von ihm bezeichneten Stelle richtete, wurde nun das Signal deutlich wahrgenommen und auf überraschende Weise die Aussagen der Hirten bestätigt.

Nach acht Tagen, Freitags den 18. August, erschienen die muthigen drei „Tödimänner", wie man sie jetzt nannte, abermals im Stachelbergerbad, um Herrn von Dürler aus Zürich auf dem von ihnen gefundenen Wege auch auf den Tödi zu führen. Alle Badegäste beeiferten sich zur Ausrüstung etwas beizutragen; schnell war eine große rothe Fahne aus Tischteppichen verfertigt. Um 3 Uhr Nachmittags brach man auf und bei Anbruch der Nacht wurde die obere Sandalp erreicht. Die Bewohner der bequemsten Sennhütte nahmen die Wanderer freundlich auf und bereiteten ihnen — das Beste, womit der Senn seine Gäste zu bewirthen vermag — einen fetten Rahmbrei, „Fänz" genannt. In der Nacht war prachtvoller Mondschein und der donnernde Wiederhall brechender Gletscher versprach einen heiteren Tag. Um halb 3 Uhr in der Frühe waren schon Alle auf den Füßen. Ueber Schutthalden und Eisbänder stieg man auf's Bifertengrätli und von da mit Hülfe der Leiter an einer steilen Wand auf den Bifertenfirn hinunter. Dort wurden die Fußeisen unter die Schuhe geschnallt, die Stricke hervorgezogen, mit denen die Bergsteiger, je fünf Schritte von einander entfernt, sich zusammenbanden. Der frisch gefallene Schnee deckte trügerisch manche Risse und Schründe und der Firn hatte sich seit den acht Tagen bedeutend verändert, so daß die Leiter fleißig benutzt werden mußte. Von dem Gletscher wieder auf ein Schneefeld tretend, naheten sie sich dem gefährlichen kleinen Felsthal, die „Schneerose" (Schnee-Runse) genannt. Fantastisch gestaltete Eispyramiden standen auf der einen Seite, überhängende Schneemassen,

die von Zeit zu Zeit herabstürzten, drohten auf der anderen Seite. Um besser ausweichen zu können, band man sich vom Seile los. Glücklich langten sie oben an, außer dem Bereich der Schneestürze und auf einem vorspringenden Felsenkopfe, von welchem sparsam eine Quelle herabrieselte, machten sie Halt. Dort genossen sie das seltene und imposante Schauspiel des Einsturzes eines gewaltigen Eisgewölbes, das unter schrecklichem Getöse in tausend Trümmerstücken auseinanderflog.

Abermals mußte eine Felswand überklettert und ein Firnfeld am Seil überschritten werden; dann kamen sie an einer Felswand von röthlich gelber Farbe*) vorbei und weiter zu einem Eishügel von etwa 100 Fuß Höhe; auf demselben lagen einige todte Libellen und trockene Blätter, die der Wind aus weiter Ferne dorthin getragen hatte. Nicht weit davon saßen traurig zwei Krähen, die vielleicht auch auf einer Untersuchungsreise begriffen waren und sich nicht wenig wunderten von Menschen gestört zu werden. Nun hielt man sich rechts und kam um 12 Uhr zur Einsattlung zwischen dem Tödi und Rusein. Um auf den Grat zu gelangen, mußten Tritte in das Eis gehauen werden; in einer halben Stunde erreichte man die Kuppenfläche und die Stelle, wo das Signal, das der Wind zu Boden geworfen hatte, aufgepflanzt worden war.

Der erste Eindruck, den der erhabene Ausblick vom Tödigipfel auf das Gemüth machte, war so überwältigend, daß die Wanderer erst gar nicht wagten, einzelne Berge in's Auge zu fassen und erst sich sammeln mußten, um mit der wunderbaren Welt sich zu befreunden. Die Berner Alpen im Westen, die Tiroler im Osten, die Graubündner im Süden — ein Chaos von Bergen — und im Norden die unabsehbaren Ebenen der Schweiz und des südlichen Deutschlands. Doch nun hielt man es auch für Pflicht,

*) Während auf der (Bündner) Südseite des Tödi noch das krystallinische Gestein, Gneis und ein schöner Verrucano-Granit vorherrscht, herrschen auf der Kammhöhe von der Nordseite abwärts kalkige Quarzitschiefer; doch tritt auf der Sandalp noch einmal Gneis als Grundlage auf, d. h. jene Spezies, welche man „Alpinit" heißt.

Auf diesem Alpinit ruht der gelb angewitterte Röthikalk oder Unterjura viele hundert Fuß mächtig, bis zum kleinen Tödi sich hinaufziehend, dessen Fuß er bildet.

die Freunde im Linththal von der glücklichen Ankunft in Kenntniß zu setzen und schwenkte die mitgebrachte Fahne so hoch und so lange wie möglich in der Luft. Das Thal lag so deutlich unten zu den Füßen des Berges, daß man nicht nur (durch's Fernrohr) die einzelnen Häuser unterscheiden, sondern auch die Leute sehen konnte, wie sie zwischen dem Dorfe und Bade hin und her gingen und sich Mittheilung machten von dem, was sie auf dem Tödigipfel bemerkten.

Der alte Gemsjäger Vögeli hatte sich auf den kalten Firn hingestreckt und schlief behaglich; die Temperatur war mild, 9° R. in der Sonne, 7° R. im Schatten. Der Hunger war gering, desto größer der Durst, den man jedoch nicht wohl befriedigen konnte, da die Spirituosen und auch der Wein ihn nicht stillten. Um 3 Uhr trat man die Rückreise an, die, zwar minder beschwerlich, aber nicht minder gefährlich war. Herr Dürler, wie die Führer stürzten mehrmals in Spalten, wurden jedoch augenblicklich wieder herausgezogen. Um halb 7 Uhr kamen sie wohlbehalten im Oberstaffel an; am folgenden Morgen zogen sie in's Linththal hinab, jubelnd bewillkommnet. An der hinteren Linthbrücke erwartete sie eine Anzahl Kurgäste, um sie zu begrüßen. Durch die Freigebigkeit des Herrn Hauptmann Paravicini von Glarus hatte man ein kleines Fest bereitet und in einem Triumphzuge ging es bis zum Badgebäude.

Nun war die Bahn gebrochen, doch dauerte es bis zum Jahre 1853, wo im August die Herren G. Studer aus Bern, Professor Ulrich aus Zürich und Antiquar Siegfried von ebenda eine vollständig gelungene Tödibesteigung ausführten. Ihre Führer waren Gabriel Vögeli, Johann Madutz und Thomas Thut. Um 3 Uhr Morgens brachen sie von der obern Sandalp auf, kamen glücklich durch die „Schneerose", und gelangten, nachdem sie die drei Felsterassen des Bifertengletschers überstiegen, um 11 Uhr Vormittags auf den Schneesattel zwischen Tödi und Rusein. Von da wanden sie sich dem nördlichen sanften Gehänge der Tödispitze entlang, von den Gästen im Stachelbergerbade gesehen, nach dem östlichen Plateau, wo die Führer und Herr von Dürler die Fahne im Jahr 1837 aufgepflanzt hatten. Von dort bis auf die Spitze hatte man noch 10 Minuten zu steigen und dieselbe

war nach Vögeli's Aussage weder bei der ersten noch bei der zweiten Besteigung betreten worden. Das fixirte 100theilige Thermometer zeigte 5°, das freie 4°.

Föhngewölk hatte die entfernteren Gebirgszüge umlagert und das tiefere Land war in ein trübes Dämmerlicht gehüllt, doch frei schweifte der Blick über die näheren Bergketten von Glarus, Schwyz und Uri und nach den Riesen des Berner Oberlandes. Fern im Wallis erhoben sich aus den Wolken Montblanc, Weißhorn, Mischabelhörner und in voller Majestät der Monterosa. Die ganze Kette, welche auf der Grenze zwischen Bünden und der Lombardei sich hinzieht, vom St. Gotthard bis zum Ortles, stand in voller Klarheit vor dem schwelgenden Blick.

Mit der Bildung des Schweizer Alpenclubs, der zu seinem ersten Erforschungsgebiet den Tödi erklärte und eine Clubhütte am sogenannten Grünhorn (Bifertengrätli), unweit der gefürchteten „Schneerose" errichten ließ, kamen die Tödiersteigungen wiederum in Aufnahme und am 11. August 1863 wurde von Dr. Simler, dem damaligen Centralpräsidenten, unter Führung von Heinrich Elmer, eine Tödifahrt veranstaltet, welche durch die Porta da Spescha den Gipfel erreichte. Diese Pforte ist das vergletscherte Felsenthor zwischen dem Stockgron und Piz Mellen; es wurde von Dr. Simler zu Ehren des verdienten Paters so benannt.

Bereits im Jahre 1861 hatten Dr. Simler und G. Sand (ein rüstiger Bergsteiger aus St. Gallen) zum ersten Mal von der Tödispitze aus den Piz Rusein-Gipfel erreicht, indem sie die schmale Eisbrücke passirten, welche den Tödifirn mit dem Rusein verbindet und seitdem den Namen „Simlergrat" erhalten hat.

2. Eine neuere Tödifahrt.

Jetzt werden alle Jahre von rüstigen Besuchern des Linththals Tödibesteigungen unternommen und 1865 betrat auch eine sechszehnjährige Glarnerin als die erste ihres Geschlechts den Tödigipfel. Von neueren Berichten, die mir vorliegen, sei hier nur

noch Einiges aus der einfachen schlichten Schilderung mitgetheilt, welche Herr Staatsanwalt Linser in Feldkirch von seiner am 19. Juli 1869 mit den Herren Fabrikbesitzer Tschavoll und Kunstmaler Math. Schmid unternommenen Tödifahrt der Sektion Vorarlberg des deutschen Alpenvereins überreichte und auch mir mitzutheilen die Güte hatte.

Wir waren unter strömendem Regen im Stachelberger Bad angelangt. Unsere erste Sorge war auf Führer und Träger gerichtet. Jakob Stüßi (der leider im folgenden Jahre gestorben ist) und die Gebrüder Albrecht und Joachim Zweifel boten sich als solche an und stellten zugleich bestes Wetter für den folgenden Tag in Aussicht. Sie hatten richtig vorausgesagt, denn bald hatte die Abendsonne die grämlichen Wolken aufgelöst und begünstigte einen Rundgang durch die hübschen Anlagen des Bades. Es ist wirklich ein allerliebstes Stückchen Erde. Das Hotel selbst ist mit allem Comfort ausgestattet, die Anlagen sind nett und sauber gehalten und die Aussicht nach Südwest auf die Tödimassen ist prachtvoll.

In seltsamem Contraste zu dieser hehren Natur, an deren Schwelle das Leben der Großstädter sich nicht bleibend einnisten kann, stehen die aus aller Herren Länder zusammengekommenen und zusammengetragenen Gesichter und Costüme, und einen geradezu komischen Eindruck machen die hochgestiefelten und kurz geschürzten Püppchen mit den gewaltigen Bergstöcken in der Hand; wohlweislich erklimmen sie nur die nächstgelegenen Alpen, um dann in den Touristen-Albums in läppischen Versen und nicht minder läppischer Prosa ihre kühne That zu feiern.

Im Speisesalon des Kurhauses steht den Gästen ein trefflicher Tubus zur Verfügung, welcher das Amt des unbestechlichen Zeugen und stillen Aufpassers verwaltet, denn er controlirt alle Tödibesteiger und wehe dem, der durch die Gläser des Tubus nicht erspäht werden kann! Es ist so gut, als wäre er gar nicht oben gewesen.

Am späten Abend, nachdem Alles geordnet und vorbereitet war, überließen wir uns dem bunteſten Frohſinn, denn der Himmel ließ klares Wetter hoffen.

Von Stachelberg aus läßt ſich der Tödi in 11 Stunden beſteigen. Man pflegt jedoch, um ſich's bequemer zu machen, am erſten Tage nur bis zum 7 Stunden entfernten Grünhorn aufzuſteigen, dort in der Clubhütte zu übernachten und am nächſten Morgen die Erſteigung des Tödigipfels zu unternehmen.

Der heiterſte Sonnenhimmel wölbte ſich über das Linththal. Wir waren nicht allzufrüh aufgebrochen, langten jedoch ſchon um 9 Uhr in der am Ende des Thales gelegenen „Penſion Tödi" an, vor welcher ſich eine üppig grüne Matte ausbreitet. Die Berge auf beiden Seiten drängen ſich ſo nahe zuſammen, daß für die Linth nur eine enge Schlucht bleibt. An der Brücke die hinüberführt, betrachteten wir das kleine beſcheidene Denkmal, das Elternliebe dem verlornen Sohne errichtete. Es erinnert an den frühen Tod des Dr. Hugo Wislicenus aus Preußen, Privatdozenten an der Züricher Hochſchule, der am 8. Auguſt 1866 ohne Führer auf ſeiner Wanderung in der Gletſcherregion des Tödi, in der Nähe des Grünhorns, von einem dichten Nebel überfallen, ſich verirrte und von einer Lawine begraben wurde. Erſt nach mehreren Tagen und nach angeſtrengtem Suchen fand man ſeine Leiche.

Nach vierſtündigem Aufſteigen langten wir auf der Sandalp an, auf welche der Tödi ſeine eiſigen Ausläufer herunterſendet. Sobald wir dieſe hinter uns hatten, war aller Pflanzenwuchs erſtorben und unſere Füße betraten den Anfang einer ſchlüpferigen und ſchmutzigen Moräne. Linker Hand ſcheint der Biferten-gletſcher ſeine wild zerklüfteten Eismaſſen in's Thal hinabſtürzen zu wollen. Der Aufſtieg wird immer beſchwerlicher und auf der ſogenannten „Meerenblanke" muß man ſich über loſe Steine hinaufwinden. In den brennenden Sonnenſtrahlen war dieſe Arbeit doppelt beſchwerlich. Dann ging es wieder etwas abwärts über wellenförmig gelagerte Eisfelder, deren Oberfläche mit zerbröckeltem Geſtein und mit Schlamm bedeckt war. Vorſichtig bewegten wir uns vorwärts; einige Fahrläſſigkeiten hatten uns ſchon in eine unausſprechliche Situation gebracht, bei der die Beinkleider am

schlimmsten gefahren waren — sie wurden von scharfkantigen Steinen an mehreren Stellen durchschnitten.

Das Grünhorn winkte; einige Schneelager, welche die Lawinen angehäuft hatten, waren bald überschritten, da die Schneemassen noch sehr compakt waren und um 5 Uhr Abends hatten wir die Clubhütte erreicht. Die Sonne stand noch hoch am tiefblauen Himmel und so war es mein Erstes, mich auf einen in den Absturz hinausgereckten Felsblock zu setzen und das vor den Augen aufgerollte Bild zu bewundern. Ziemlich tief unter uns lag der Biferten-gletscher, dessen tiefe Klüfte unheimlich zu uns heraufgähnten. Er ist furchtbar zerrissen und seine Wildheit erinnert an den Rhonegletscher. Hinter dem Grünhorn thürmt er sich steil empor und trägt gleichsam auf seinem Nacken gegen Süden hin den Piz Durgin.

Ich sah lange auf dieses in eisige Starrheit gebannte Chaos hinab, seine grotesken Formen bewundernd, als ich plötzlich durch ein donnerartiges Getöse aufgeschreckt wurde. Ein mächtiger Eisblock hatte sich den ihn umschlingenden Armen entwunden und stürzte in gewaltigen Sätzen einer Gletscherspalte zu, in der er sich verfing. Nicht lange nachher folgte ihm ein zweiter und so zeigte sich auch in dieser starren Gletscherwelt, daß Bewegung das ewige Gesetz des Lebens ist und nirgends fehlt.

Nun zur Clubhütte zurück. Sie ist einer widerstrebenden Natur abgetrotzt, ein kleiner Rohbau von Steinen. Thür und Dach sind von starkem Eisenblech. Im Innern befindet sich ein kleiner Heerd, eine Pfanne und auf dem Boden ein Heulager, das jedoch ziemlich feucht geworden war. Diese Hütte gewährt, da sie überdieß noch vor dem Lawinensturz gesichert ist, den Touristen eine sehr große Erleichterung ihrer Tödireisen. Früher konnte man am ersten Abend nur bis auf die obere Staffel der Sandalp gehen, von da man dann wiederum um Mitternacht aufbrechen und den drei Stunden langen sehr beschwerlichen Weg bis zum Grünhorn zurücklegen mußte, um nun erst das Emporklimmen auf Gletscherpfaden zu beginnen. Jetzt aber ruht man bequem von einem siebenstündigen Marsch des ersten Tages in der Hütte aus, kann länger schlafen und fühlt sich am andern Morgen gekräftigt.

Die Träger hatten von der Sandalp Holz hinaufgebracht und es loderte nun auf dem Heerde die trauliche Flamme. Bald war das Wasser in der Pfanne zum Sieden gebracht und wir freuten uns auf den Thee. Leider hatten wir das Sieb vergessen und mußten daher das Theekraut mit dem aromatischen Tranke als Zugemüse verkosten. Dennoch bewährte sich auch am Grünhorn der Theegenuß auf hohen Bergen als sehr wohlthuend und in behaglicher Stimmung lagerten wir uns nach unserem einfachen Abendmahl vor der Hütte, des herrlichen Abends uns freuend.

Die Abenddämmerung war kürzer als in der tiefen Ebene, doch es stand uns noch ein erhabenes Schauspiel bevor. Wie durch einen Zauberschlag erglüheten die weißen Spitzen und Kuppen um uns herum im feurigsten Roth. Der Eindruck dieses Phänomens mitten in der Eiswelt war noch viel ergreifender als unten vom Thale aus gesehen. Der Gegensatz dieser tiefrothen Gluth zu den weißen und bleichen Schneefeldern und der dunklen Dämmerung in der Tiefe wirkt auf das Gemüth noch intensiver.

Wir begaben uns zur Ruhe und Jeder bettete sich in seine Plaids und Decken gehüllt so gut er konnte. Der Raum für uns 6 Personen war schmal bemessen und in Folge meiner nicht eben bequemen Lage konnte ich lange nicht zum Einschlafen kommen. Auch die bereits schlafenden und schnarchenden Gefährten wurden wieder aus dem Schlafe gerüttelt, denn drei Lawinen gingen in nächster Nähe in die Tiefe nieder. Die Führer nannten das ein gutes Zeichen, weil es in der Vormitternacht eintraf. Nur die von der Tageswärme gelockerten Schichten hatten sich abgelöst. Erhebt sich aber in der Nacht der Föhn und es donnern Nachmitternacht die Lawinen, so ist das ein übles Zeichen, das keine gelingende Fahrt verspricht.

Nachdem wir diese beruhigende Erklärung vernommen, sanken wir Alle in des Schlafes Arme bis um 3 Uhr in der Früh, zu welcher Morgenstunde der wackere Stüßi bereits geschäftig war, uns den Thee zu bereiten. Das Frühstück war bald verzehrt und nun schüttelten wir dem Maler die Hände — er wollte am Grünhorn zurückbleiben, um von einem günstigen Standpunkte das Tödibild zu zeichnen — wir setzten uns etwas vor 4 Uhr in Bewegung

Vom tiefsten Azurblau des Himmels leuchteten uns noch in hellstem Glanze die Sterne; die Dämmerung war schwach. Zunächst stiegen wir den steilen Felsen vor der Hütte hinab, eine Arbeit von 10 Minuten, da wir wegen des schwachen Morgenlichtes der Vorsicht bedurften. Wir standen auf dem zerklüfteten Gletscher, umgingen und übersprangen verschiedene Spalten, bis wir an eine größere Kluft gelangten, hinter der sich eine hohe Eiswand erhob. Ich muß gestehen, daß ich bei diesem Anblick etwas verdutzt war; denn an der Eiswand sollten wir emporklimmen und beim Ausgleiten wäre ein Fall in die Kluft hinab unvermeidlich gewesen. Es blieb aber nichts übrig, als vorwärts zu dringen. Die Führer begannen die Stufen zu hauen, wir legten unsere Fußeisen an und nachdem wir einige hundert Stufen glücklich zurückgelegt hatten, standen wir oben und schauten wohlgemuth in die tiefe grinsende Spalte hinab.

Nun galt es wieder, eine Anzahl von Spalten zu überschreiten und die Eisblöcke, die vor ihnen lagen, zu umgehen, bis wir zum Urlaunthor, der berüchtigten Runse kamen. Sie zieht sich kaminartig sehr steil hinan, ist auf beiden Seiten von schroffen Felsen begrenzt, auf deren Spitzen grün schimmernde Eisblöcke in den barokften Formen aufgethürmt liegen, manche weit überhängend, als wollten sie im Moment niederstürzen. Das Aufsteigen wird in der Mitte noch durch die schlüpfrigen lehmartigen Schichten an der gelben Wand noch mehr erschwert. Doch zum langen Verweilen und Bedenken hat man keine Zeit; wir eilten vorwärts und stiegen endlich über einen kleinen Felsen auf die Hegetschweiler Platte, von der wir auf den Firn ausbiegen konnten. Dieser zweistündige Klettermarsch bis zur Platte war offenbar das herbste Stück Arbeit auf unserer ganzen Fahrt.

Der Firnschnee war noch hart gefroren, so daß an steileren Partieen der Fuß sich fester einstoßen mußte. Wir stiegen in der Richtung gegen den Piz Urlaun und die Bleisasverdas an, deren Spitzen sich immer mehr vor uns senkten. Dann lenkten wir in einem senkrechten Bogen rechts von ihnen ab und hatten um 8 Uhr ohne erhebliche Mühe das Riesenhaupt unter unseren Füßen.

Der erste flüchtige Blick gab uns die frohe Kunde, daß so weit die Augen zu tragen vermochten, keine Wolke, kein Nebelstreifen

auf Bergen oder in Thälern lag; das Blau des Himmels war rein, doch von dunklerem Ton, so daß die Spannung seines Gewölbes noch eindringlicher ward und die unter solchem unendlichen Bogen in festgegliederten Reihen da stehenden Alpenspitzen um so ausdrucksvoller und erhabener erschienen. Welch' eine seltene Gunst und wie fühlten wir uns hundertfach beglückt für die überstandenen Mühen der Wanderung!

Es wehte ein etwas scharfer Wind, der uns veranlaßte, unsere Plätze auf der nördlichen Seite des Gipfels zu nehmen, wo wir zugleich pflichtschuldigst im Gesichtsfelde des Tubus im Stachelberger Bade erschienen.

Ein großes glänzendes Stück Erdoberfläche lag zu unseren Füßen; die Herrlichkeit des Bildes zu zeichnen ist der Feder unvermögend. Das Nächste wie das Fernste fast gleich klar und rings um uns kein Berghaupt, das dem Tödi gleich käme.

Nördlich lehnen sich unmittelbar an den Riesen die Clariden, ihnen gegenüber thürmt sich der Hausstock auf. Eine Weile senkt sich der Blick in das liebliche Linththal, durch welches das Tödikind, die Linth, ihren Silberfaden schlingt. Auf beiden Seiten heben die Glarner Berge ihre stattlichen Häupter und als der letzte Ausläufer des Hochalpenzuges stellt sich der Säntis dar, hinter welchem die blaue Furche des Bodensee's aufblitzt.

Im Kreisbogen von Nord nach West hebt sich unter den Hügelketten sehr malerisch der Pilatus hervor. Desto imposanter wird das Bild weiter im Bogen von West nach Süden. Genau im Westpunkte schimmert der Titlisgletscher mit seinem breiten abgerundeten Kopfe; südwestlich recken die Riesen des Berner Oberlandes ihre schwarzblauen Häupter aus dem weiten Firnmeere empor. Tiefer in dem Horizont nach Westen und Süden ziehen die stolzen Riesen der Walliser und Savoyer Eisberge. Deutlich sahen wir die Spitzen des Montblanc und Monterosa.

Nun wenden wir uns von Süden nach Osten und blicken staunend auf die Graubündner Berge. Im Südosten sendet die Bernina-Gruppe ihre zahllosen Hörner und Spitzen zum blauen Aether hinauf und genau gegen Osten erglänzt die eisumgürtete Silvretta-Gruppe mit dem Fluchthorn, Piz Linard und Piz Buin.

Wir gehen weiter zum letzten Stück des Kreisbogens von Ost nach Norden. Dort baut sich der Rhätikon auf mit seinem höchsten Throne, der Scesa plana. Diesem Zuge schließen sich in dichten Reihen die Spitzen der Klosterthaler und Montafuner Berge an. Weit zurück am östlichen Gesichtskreise fesselt ein dunkles mächtiges Berghaupt den Blick; es ist der Ortles.

Nun suchen wir die heimischen bekannten Gipfel von Vorarlberg, aber diese verschwinden fast vor dem Lechthaler und baier'schen Hochgebirge. Nur die aus dem Walserthale aufsteigende Rothe Wand ist in vollster Deutlichkeit sichtbar.

Voll befriedigt von der reichen einzigen Aussicht traten wir nach $1^1/_2$stündigem Aufenthalt den Rückmarsch an. Während der kurzen Zwischenzeit hatte die Sonne ihre Macht an den Firnfeldern des Tödi erprobt und sie so erweicht, daß wir ein über das andere Mal tief in den Schnee einsanken und unsere Ankunft bei der Runse sich verzögerte. Wir trafen eine Masse von Mücken aus der Ebene, die wahrscheinlich von einem tückischen Winde in das ihnen jedenfalls verderbliche Schneerevier empor getragen waren.

Durch die Runse eilten wir im vollen Lauf, denn die Führer ermahnten dringend zur Eile, bis wir schweißtriefend am Eingange standen. Nun wollten wir ein wenig verschnaufen und die zurückgelegte Bahn noch einmal überschauen. Auch dies harmlose Vergnügen ward uns nicht gestattet; die grausamen Führer packten uns an dem Arm, zogen uns fort und wiederum ging's im Dauerlauf der Turner über Blöcke und Spalten. Kein Stillstand ward geduldet. Waren die Führer gar zu ängstlich? Mit nichten. Kaum hatten wir die gefährlichen Stellen überschritten, so sahen wir aus der Runse eine Lawine hervorstürzen, die ihre Eisblöcke noch weit auf den Gletscher hinauswarf. Nun erkannten wir, wie verderblich uns ein Aufenthalt von nur 10 Minuten geworden wäre.

Wieder auf den Bifertengletscher hinabgestiegen, konnten wir mit mehr Muße die Gletschertische betrachten. Wiederum gelangten wir an die Eiswand, die uns am Morgen so viel Grauen erweckt hatte. Die Tritte waren von der Sonne weggeschmolzen, doch es wurden neue gehauen und bald war auch dies letzte

Hinderniß überwunden. Auf der Sandalp erwartete uns der wackere Maler: auch er hatte seine Aufgabe gelöst und wahrhaft künstlerisch vollendet. Das beiliegende Tödibild ist von ihm gezeichnet.

3. Das Scheerhorn

und seine erste Besteigung durch Georg Hoffmann aus Basel.*)

Die beiden parallel laufenden Thäler des Kantons Uri, das Schächenthal und das Maderanerthal, werden durch einen Gebirgszug von einander geschieden, der in der Nähe des Tödi mit den Clariden beginnt und bei Amsteg mit dem Windgellen**) endigt. Diese Gebirgskette besteht aus sehr rauhen und unzugänglichen Bergen, wie denn schon die Namen „Ruchi" und „Windgelle" nicht gerade einladend klingen. In einer absoluten Höhe von 3296 Meter = 10,146 par. Fuß erhebt sich fast in der Mitte genannter Kette das Scheerhorn, so genannt von der eigenthümlichen Gestalt seiner Gipfel, welche aus der Ferne gesehen den Spitzen einer halb geöffneten Scheere gleichen. Die Bewohner der Umgegend nennen den Berg mundartlich „Scharhorn", auch wohl „Scharhore". Oestlich hängt das Scheerhorn mit dem Kammlistock, der westlichen Fortsetzung der Clariden, und westlich mit dem Tschingelhorn oder Bockzingel***) zusammen. Das Scheerhorn aber ist das wildeste und höchste unter den Hörnern dieses Gebirges.

G. Hoffmann bestieg es von der schwierigsten südlichen Seite vom Kammlistock aus am 9. August 1842 und hat diese Bestei-

*) Wanderungen in der Gletscherwelt von G. H. Mit lithographischen Gebirgsansichten. Zürich. Orell und Füßli 1843.

**) Jetzt ist der weibliche Artikel „die" (große und kleine) Windgelle mehr im Gebrauch; „der Windgellen" wird der Berg vom Volk genannt.

***) Von cingulum, hindeutend auf die Umgürtung eines Berges mit Felswänden.



Der Tödi.

Nach einer Original-Aufnahme von Math. Schmid.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

gung in so ansprechender gemüthvoller Weise geschildert, daß ich mich nicht entschließen konnte, Vieles zu streichen oder zu kürzen, zumal da so manche für die Kenntniß des Alpenlebens werthvolle Episoden darin vorkommen und neuerdings durch den immer zunehmenden Besuch des Maderanerthals auch das Scheerhorn in immer weiteren Kreisen bekannt wird.

Der für die Hochalpenwelt hochbegeisterte Mann widmete alle Mußestunden, die ihm sein kaufmännisches Geschäft erlaubte, ihrer Erforschung und Bereisung. Er starb zu Basel am 21. Januar 1858 im fünfzigsten Lebensjahre. Sein Büchlein „Wanderungen in der Gletscherwelt" wird in der alpinen Literatur unvergessen bleiben.

Nach einem vergeblichen Versuche (so beginnt H. seine Darstellung der Scheerhornfahrt) den ich am 9. September 1840 veranstaltet hatte, um auf die Spitze des Scheerhornes zu gelangen, und bei dem mich der Wirth und Gemeindepräsident Jost Gysler in Unterschächen, so wie der 68 Jahre alte Jäger Franz Arnold, genannt Schwendeler aus dem Bruunithale, begleiteten, trug ich mich mit der Hoffnung, die Ersteigung dieses Hornes von der entgegengesetzten Seite, das heißt von Süden oder aus dem Kerstelen- (Maderaner-) Thale her, ausführen zu können.

Schon fand ich mich am 12. August 1841 in der Hütte meines ehemaligen Führers Gideon Trösch in der Alp Balmenwand bei Niederkäsern im Kerstelenthale ein, um mit demselben Verabredung auf den folgenden Tag zu treffen, als die veränderlichen und wandelbaren Witterungsumstände, welche jenem Sommer eigen waren, jegliches Vorhaben dieser Art vereitelten.

Weit zuverlässiger durfte man im Sommer des Jahres 1842 auf Beständigkeit des Wetters zählen. Deßwegen nahm ich sogleich wieder meine Richtung nach der Wohnung des Gideon Trösch, als es mir Anfangs August die Verhältnisse erlaubten, eine kleine Alpenreise antreten zu können.

Am Abend des 5. August befand ich mich bereits bei Trösch, brachte die Nacht bei ihm zu, und am folgenden Morgen wanderten

wir mit einander gegen die Hüfi-Alp; nicht um dem Scheerhorn sogleich zu Leibe zu rücken, sondern nur um vor der Hand die Gestalt jenes Berges in Augenschein zu nehmen und zu sehen, von welcher Seite her ein Angriff am gerathensten wäre.

Auf dem Wege nach der Hüfi-Alp kommt man nahe an dem Ende des Hüfi-Firnes (Gletschers) vorbei. Diesen letztern hatte ich im verflossenen Sommer 1841 ebenfalls besucht, und jetzt sahen wir Beide mit Verwunderung, daß nach völlig zuverlässigen Merkmalen der Hüfi-Gletscher seit einem Jahre um mehr als 20 Fuß vorwärts gerückt sei; ein großer Felsblock, welcher voriges Jahr dicht vor dem Eise lag, ist jetzt ganz von demselben verschlungen und man sieht nicht die geringste Spur mehr von ihm.

Zwei Stunden lang zieht sich der Weg vom Ausgang des Gletschers über steile Weiden hinan, immer längs der Seite desselben hinlaufend und etliche hundert Fuß über ihn erhaben, so daß man während der ganzen Wanderung eine schöne Uebersicht auf jenen großartigen Eisstrom genießt. Auf diesem Wege berührt man auch die beiden sehenswerthen Wasserfälle: den Lammerbach und den Stäuber.

Die Hüfi-Alp liegt dicht am Fuße des Hüfistockes, ein Name, der einer Berichtigung bedarf, da jener Schneeberg, welcher in allen Schweizerkarten mit der Benennung Hüfistock bezeichnet ist, im Munde der Jäger Düssistock oder Dispentüß heißt, und die Benennung Hüfistock nur einem niedrigern Anwuchse des Düssistockes zukommt, welcher sich aus der Hüfi-Alp in unzugänglichen Felsmassen erhebt und von seinem Stammberge, dem Düssistocke, durch einen bedeutenden Gletscher getrennt wird. Dieser Gletscher hängt in drohenden Massen über die steile Felswand hinab; oft fallen mitten im Sommer ungeheure Bruchstücke desselben mit schreckhaftem Getöse auf die Hüfi-Alp hinunter und nehmen ihren Lauf dicht neben der Hütte vorbei, welche letztere indessen an einer so gut gewählten Stelle errichtet ist, daß sie vor Zerstörung hinlänglich geschützt bleibt. Man kann also auf diesem Punkte mit aller Bequemlichkeit und Ruhe einem der erhabensten Naturschauspiele in solcher Nähe zusehen, daß man glaubt, sich mitten in demselben zu befinden. Ueberhaupt eignet sich die Umgebung der Hüfi-Alp zur Betrachtung einer großartigen Alpennatur. Der

prachtvolle Hüfifirn zieht in mannichfaltigen Gestaltungen den Füßen des Beschauers entlang. Jenseits dieses Gletscherstromes thürmen sich gewaltige Felsmassen gen Himmel auf; sie erreichen sämmtlich die Höhe von etlichen tausend Fuß. Die Reihe derselben eröffnet der schöngebaute Bristenstock. Neben diesem stehen zur rechten Hand die abschreckenden Felsenklippen des großen Windgellen. Etwas näher stellen sich dem Auge des Beschauers zwei weniger hohe Felsgipfel entgegen, die aber wegen ihrer zugespitzten nadelförmigen Gestalt seine Aufmerksamkeit erregen; beide führen denselben Namen: der Alpgnuferstock. Den Fuß dieser Felsnadeln umschlingt der Bockzingelfirn, aus welchem sich in einiger Entfernung der Berg gleichen Namens erhebt. An diese Stelle heftet sich der Blick mit besonderem Wohlgefallen. Aus dem blendenden Firubande steigt hier der Bockzingel (oder Bockschingel) als ein einzelner Felsstock bis zur Höhe von 8 — 9000 Fuß empor. Seine glatten abgerundeten Wände zeigen nirgends bedeutende Spalten oder Klüfte; vielmehr erscheint der ganze Stock als eine kompakte Masse und in so malerisch-schönen und großartigen Formen, daß man unwillkürlich von Staunen ergriffen wird. Auch die Eisfelder, welche den Bockzingel umlagern, kann man nicht ohne Bewunderung betrachten. Schreckliche Spalten und Schründe durchfurchen das Eis nach allen Richtungen, in welchem sich das blaue Farbenspiel auf das schönste spiegelt. Dieser Gletscher ist noch ein ergiebiger Platz für die Gemsjagd, aber er ist gefährlich zu betreten. Die Gemsen halten sich gerne in dem Gletscherbecken auf, welches zwischen dem Bockzingel und dem nahen Scheerhorne liegt, und in früheren Zeiten der Aufenthaltsort der jetzt verschwundenen Steinböcke war, von welchen auch der Bockzingel seinen Namen trägt. Der Hüfi- und der Düssistock stehen im Rücken des Beschauers.

Es ist bekannt, daß vor einigen Jahren der Hüfi-Firn die Ueberreste eines mehrere Jahre vorher verunglückten Gemsjägers ausstieß. Die Stelle, auf welcher der Jäger den traurigen Fall that, bemerkt man sehr gut von der Hüfi-Alp aus; er verunglückte zwar nicht auf dem Hüfi-Firn selbst, sondern auf dem damit zusammenhängenden Bockzingelfirn, und da mein Begleiter Trösch selbst zugegen war, als man am Tage nach dem geschehenen Unglücke

den Leichnam des Jägers vergeblich aufsuchte, so ließ ich mir von ihm die Begebenheit erzählen.

Der unglückliche Jäger ging an jenem verhängnißvollen Tage mit seinem Bruder auf die Jagd. Sie kamen aus dem Schächenthale herauf und stiegen, wahrscheinlich über das Krikeli, auf den Bockzingelfirn hinunter. Bald waren sie so glücklich, dem gesuchten Wilde auf die Spur zu kommen. Der später Verunglückte schoß auf eine Gemse und verwundete sie, worauf das angeschossene Thier die Flucht ergriff; am folgenden Tage sah man noch Blutspuren. Jetzt begannen die beiden Jäger die Verfolgung ihrer Beute. Nach wenigen Augenblicken rief indessen der hinten befindliche seinem Vordermanne zu: „halt! es ist hier nicht geheuer!" Jener drehte sich um und fragte in spöttelndem Tone seinen Bruder: „„Fürchtest du dich?"" Aber nach kurzem Bedenken schien es dem Fragenden doch gerathen, sich über den Grund oder Ungrund der erhaltenen Warnung Gewißheit zu verschaffen, und er stieß mit dem Fuße gegen den Boden, um zu untersuchen, ob das Eis trage; im gleichen Augenblicke brach aber die dünne Eisdecke, die sich über eine große Spalte gewölbt hatte, unter seinen Füßen ein; der Unglückliche stürzte mit einem Schreckensrufe in das fürchterliche Grab, und ihm nach folgte mit grausenhaftem Getöse und Gepolter ein großer Haufe Gletscherschutt und Schnee, welcher den Mann für immer überdeckte. Der warnende Bruder wurde wie durch ein Wunder erhalten, denn der Gefallene hatte ihm so nahe gestanden, daß, als der Herabstürzende im Schrecken die Arme ausstreckte, seine Fingerspitzen noch die Brust des Bruders streiften. Am folgenden Morgen verfügten sich 9 beherzte Männer an jenen traurigen Ort, um wenigstens den Leichnam herauszuholen, und am Nachmittage kamen noch 20 andere; allein alle ihre Anstrengungen blieben fruchtlos; der Verunglückte mußte da liegen bleiben, wohin ihn sein Geschick gebettet hatte.

Nach vielen Jahren, aber noch bei Lebzeiten des geretteten Bruders, fanden in jener Gegend zwei Jäger einige Knochen, eine Flinte und verschiedenes Lederzeug auf dem Eise. Es waren die letzten Ueberreste jenes Verschütteten, welche nun gesammelt und in der Kirche seiner Heimath begraben wurden. Man erzählt sich noch: wenn man jenen Jäger in seinen jüngeren Jahren

über diese oder jene unrechte Handlung tadelte, er immer trotzig geantwortet haben soll: ich will es einst auf dem Hüfi-Firn abbüßen.

Bei der Hüfi-Alp betrachtete ich vorläufig mit Trösch das Scheerhorn und seine Umgebungen; allein so scharf wir nach ihm hinblicken mochten, so konnten wir doch nicht bestimmen, ob wir einige Hoffnung zur Erklimmung desselben schöpfen dürften. So viel ward uns gewiß, daß ein solcher Versuch, der bedeutenden Entfernung nach zu urtheilen, eine lange und strenge Tagreise erheische. Indessen wurde ich durch die Ueberzeugung nicht muthlos gemacht; weil aber der morgende Tag ein Sonntag war, so beschloß ich, das eigentliche Unternehmen auf den Montag zu verschieben; hingegen verabredeten wir, daß Trösch noch am Sonntag Abend bei günstiger Witterung, in Begleitung seines Neffen und mit Lebensmitteln versehen, zu mir auf die Hüfi-Alp kommen solle, damit wir dann am Morgen vor Tagesanbruch die Gletscherreise antreten könnten. Ich verabschiedete ihn daher für diesen Abend. Bei Anbruch der Nacht setzte ich mich mit dem freundlichen jungen Sennen und seinem Knechte um das gastliche Feuer in der Hütte und plauderte mit ihnen bis gegen 11 Uhr. Hierauf begaben wir uns zur Ruhe. Ein ebener glatter Felsstein, auf welchem Heu und eine Decke ausgebreitet wurde, diente uns zum ländlichen Lager.

Kaum waren wir im ersten Schlummer begriffen, als ein heftiges Gewitter losbrach. Das Firmament schien in einer Flamme zu stehen; Donner und Sturm wetteiferten im Tosen, und der Regen prasselte mit solcher Macht auf das Schindeldach der Hütte, daß uns mehrere Tropfen durch dasselbe hindurch auf das Gesicht fielen. Beim ersten Erwachen aus diesem Getöse glaubte der Senn, es hagle. Wie der Blitz fuhr er von seinem Lager auf, fachte die noch glimmenden Kohlen zum Feuer an, warf den Mantel über die Achsel, ergriff einen mächtigen glühenden Holzbrand, und eilte mit demselben im Sturmschritte aus der Hütte in das Freie hinaus.

Den zurückgebliebenen Knecht befragte ich um die Ursache dieses seltsamen Benehmens. Ich erfuhr von ihm, daß, da sein Meister gedacht habe, es könne mit dem Regen auch Hagel fallen,

es in diesem Falle gefährlich sei, die Kühe allein im Freien zu lassen; denn wenn ihnen die Hagelsteine wehe thun, namentlich auf dem Kopfe, so neigen sie denselben zur Erde, werden scheu, laufen auseinander und rennen mit gesenktem Haupte in der finsteren Nacht den Abgründen zu. Der junge Senn, der in seinem Anzuge und mit der brennenden Fackel in der Hand einem Wilden nicht unähnlich sah, kam bald beruhigt zurück, da, bei bloßem Regen, sich seine Thiere stille verhalten hatten.

Am folgenden Sonntag Morgen den 7. August waren die Aussichten auf bessere Witterung nicht sehr einladend; dichte Nebelwolken wälzten sich durch die Thäler und schwärmten um die Berge herum. Gegen Mittag drohte sogar der Nebel in Regen sich aufzulösen. Nun gab ich alle Hoffnung auf, und da der Senn ohnehin Willens war, zu Thal zu gehen, so benützte ich die Gelegenheit, um unter seinem Geleite hinabzusteigen. Nahe beim Dorfe Bristen fiel schon ein so heftiger Regen, daß ich mich genöthigt sah, unter Obdach zu flüchten; ich wünschte mir Glück, die Hüfi-Alp bei Zeiten verlassen zu haben. Von Bristen bis Amstäg regnete es fortwährend. Dort hielt ich einige Augenblicke an um zu ruhen, während welcher Zeit der Regen endlich aufhörte, so daß ich noch an demselben Abend zwei kleine Stunden weiter bis in das neuerbaute Wirthshaus zur Klus — zwischen Amstäg und Altdorf — wandern konnte; dieses ist von sehr gefälligen und rechtlichen Leuten bewohnt, die, ungeachtet sie an jenem Abende wegen eines dort abgehaltenen Schützenfestes sehr beschäftigt waren, mir alle mögliche Aufmerksamkeit widmeten; der junge Wirth unterhielt sich mit mir fast zwei Stunden lang auf meinem Zimmer. Unter Anderm sprach derselbe von einem Maler oder Zeichner, der sich einst 6 Wochen lang in ihrem Hause aufgehalten habe, und zwar zur Zeit, als sein Vater noch die Wirthschaft führte. Dieser Zeichner habe fast alle benachbarten Gebirgsstöcke, namentlich die im Erstfelderthale und in dessen Nachbarschaft, besucht, und sei seiner Gemüthlichkeit und seines leutseligen Wesens halber wie das eigene Kind im Hause angesehen worden, obschon er aus fremden Landen hergewandert sei. Dieser Zeichner war — Delkeskamp, der bekannte Verfertiger der unvergleichlich genauen

Karte der Urkantone in Vogelperspektive, und mehrerer anderer Werke dieser Art.

Am nächsten Morgen, Montag den 8. August, als ich mich von meinem Lager erhob, glänzte der Himmel wieder im reinsten Morgenschimmer. Es schien mich ein seltsames Mißgeschick in Hinsicht des Scheerhornes zu verfolgen. Als ich im Jahre 1840 mit Jost Gysler und dem Jäger Arnold das Krikeli (ein Gletscherpaß an der Westseite des Scheerhornes) erstieg, begleiteten uns Nebel und Kälte so lange, bis wir Abends im Thale angelangt waren, und noch ehe wir Unterschächen erreichten, schimmerten schon wieder die Sterne am ganz wolkenfreien Himmel. Im Jahre 1841 begab ich mich bei der schönsten Witterung nach Amstäg, wanderte zu Gideon Tröscb, um mit ihm abzureden, daß wir noch am gleichen Abende in einer der obersten Alpen übernachten wollten, damit wir am folgen Tage das Scheerhorn besteigen könnten. Da fiel noch an demselben Abende Regen. Ich brachte die Nacht bei Tröscb zu und harrte aus bis am nächsten Morgen; die Sonne schien in der Frühe schön aber stechend warm, und aus den Tannenwäldern erhoben sich viele Nebelwölkchen, welche sich auf eine so zweideutige Art an die Berge anschmiegten, daß selbst der wetterkundige Tröscb wenig Gutes für jenen Tag erwartete. Abermals setzte ich meinen Wanderstab zum Rückzuge in Bewegung. Doch — wer hätte es vermuthen können! — jener Tag wandelte sich wieder in den schönsten um, der mir auf meiner ganzen damaligen Wanderung vergönnt war.

Heute sah ich mich zum dritten Male in derselben Lage. Vorgestern war ein prächtiger Tag gewesen; die vorgehabte Expedition wurde des Weiten und Breiten besprochen, und alles war in gehöriger Bereitschaft. Da kam in der Nacht das Gewitter, gestern regnete es, und so wie ich glaubte, der Nothwendigkeit weichen zu müssen und ihr wirklich gewichen war, klärte sich der Himmel zum prächtigsten Wetter auf.

Gewiß ist mir nicht zu verargen, daß mich einiger Unmuth bei dem allzuschönen Tag beschlich. Wie kurzsichtig urtheilt aber nicht der Mensch über seine Schicksale und Lebenswege! Was, menschlicher Weise betrachtet, für mich Mißgeschick war, sollte morgen schon in nicht geahnte Zufriedenheit verwandelt werden,

und das scheinbare Uebel sollte mich erst zum vollkommenen Glücke führen. Hätte ich z. B. einen der vorgehabten Versuche von der Hüfi-Alp aus unternommen, so würde derselbe höchst wahrscheinlich an Hindernissen, welche ich erst später einsah, gescheitert sein, und nach Aufopferung von Zeit und Geld würde ich später kaum mehr mit Ernst an dieses Unternehmen gedacht haben.

Freilich gab ich auch jetzt — nach dreimaliger Vereitelung meines Vorhabens — jegliche Hoffnung auf, und schlug die Ersteigung des Scheerhornes gänzlich aus dem Sinne. Ich entwarf einen anderen Reiseplan und nahm mir vor, von der Klus aus durch das Schächenthal, über den Klausenpaß und Glarus, nach Zürich zu pilgern; im Falle günstiger Witterung wollte ich dann im Vorbeigehen den Glärnisch besteigen.

In Verfolgung dieses Planes gelangte ich um die Mittagszeit nach dem Dorfe Unterschächen, und kehrte daselbst bei meinem ehemaligen Begleiter auf das Krikeli, Jost Gysler, ein. Er bezeigte viele Freude, als er mich wieder sah und erzählte mir, wie es ihn und den alten Schwendeler tausendmal gereut habe, daß wir damals nicht unsere Nachforschungen auch am folgenden Tage fortgesetzt hätten. Er sagte sogar, bei jedem Zusammentreffen mit Schwendeler habe sich derselbe allemal ärgerlich vor die Stirne geschlagen und ausgerufen: Ach! warum sind wir, statt nach Hause zu gehen, nicht vielmehr über den Bockzingelfirn in die Hüfi-Alp hinabgestiegen, um dann am folgenden so herrlichen Tage von dort aus einen Versuch zu wagen. Der gute Mann hatte allerdings Recht; wenn wir nur gewußt hätten, daß nach jenem ersten unfreundlichen Tage ein so schöner nachfolgen würde!

Bei dieser Gelegenheit bemerkte Gysler, er habe vor einiger Zeit mit einem andern Jäger gesprochen, der in der Umgegend des Scheerhornes auch gut bekannt sei, und dieser habe ihm dann gesagt, er könne freilich nicht behaupten, ob wirklich auf die Spitze des Hornes zu kommen sei; so viel wisse er aber, daß, wenn irgend eine Zeit sich eigne, solche Versuche anzustellen, es der diesjährige Sommer sei. Da habe mich denn Gysler oft und viel hierher gewünscht. Und nun, fügte er hinzu, sind Sie ja da! wollen wir es nicht noch einmal versuchen? Ich unter-

richtete ihn aber sowohl von den beiden andern fehlgeschlagenen Unternehmungen als auch von meinem jetzigen Reiseplane, und gestand ihm unverhohlen, es komme mir allzu abenteuerlich vor, nach dreimaliger Vereitelung eine vierte Wanderung von eben so ungewissem Resultate auszuführen. Indessen äußerte ich den Wunsch, mit jenem Manne in Unterredung zu kommen. „Dieser Jäger" — sagte Gysler — „ist dermalen nicht hier anzutreffen, sondern er befindet sich in einer Alp, welche nicht weit von der Balmwand am Klausenpasse liegt, wo er mit Wildheuen beschäftigt ist; wenn Sie aber mit ihm zu sprechen wünschen, so weiß ich Rath zu schaffen."

Gesagt, gethan! Der Jäger ward herbeigeholt. Er war von schlankem Wuchse, eher hager als von fleischiger Natur, ungefähr 40 Jahre alt. Sein Körperbau verrieth Kraft und Behendigkeit, während seine offenen und heitern Gesichtszüge schon beim ersten Anblicke das unbegrenzteste Zutrauen einflößten, welches sich auch später in vollem Maße rechtfertigte. Ich richtete sogleich meine Frage an ihn, was er von der Sache halte, und bat ihn, mir auf Ehre und Gewissen Bescheid zu geben. „Herr!" — sagte hierauf der brave Mann — „ich will Euch keine leeren Hoffnungen machen. Seid Ihr gesonnen das allerdings nicht leichte Werk zu unternehmen, so müssen wir geradezu probiren; für das Gelingen kann ich nicht gut stehen. Inzwischen findet Ihr in mir einen Mann, der schon dreimal über den Scheerhornfirn auf den Bockzingelfirn hinübergegangen ist, so daß ich die Gegend, die wir durchstreifen müssen, so gut kenne, wie irgend Einer aus dem Thale. Da sich aber bis jetzt Niemand für das Horn selbst interessirte, so habe ich mich auch niemals nach der Möglichkeit der Ersteigung umgesehen."

Während wir drei nun mit einander über das Für und Gegen sprachen, hatte sich aus der Ferne ein Gewitter herangezogen. Seltsames Geschick! dachte ich jetzt bei mir selbst; drei Mal habe ich bei schönster Witterung Verabredungen gepflogen, und drei Mal hat die Ausführung am schlechten Wetter gescheitert. Jetzt soll ich gar unter Donner, Blitz und Regen die gleiche Expedition zum vierten Male verabreden! — Kurz, die ganze Geschichte schien mir ans Abenteuerliche zu grenzen, und ich war nahe daran, das

Nein auszusprechen. Wenn ich aber ein wenig überlegte, dann traten wieder Umstände in den Vordergrund, die mich bestimmten, dem schlimmen Anscheine nicht ganz allein Gehör zu geben, sondern auch die Gründe in nähere Erwägung zu ziehen, die der Sache zu Gunsten sprachen. Erstlich versicherten mich sowohl die beiden Männer als auch der Senn und seine Angehörigen, daß, sobald das Gewitter vorübergezogen sein werde, wir wieder gutes Wetter bekämen; sie zweifelten keinen Augenblick, daß der morgende Tag ein recht schöner sei. Zweitens hatte ich zuverlässige Begleiter vor mir, die im Bergsteigen bewandert waren und denen ich mich ohne Besorgniß anvertrauen durfte. Drittens befand ich mich jetzt auch auf einem Punkt, der seiner Lage und Nähe wegen zu einem Angriffe auf das Scheerhorn weit günstiger gelegen war als die übrigen. Endlich machte der Jäger noch die Bemerkung, daß, wenn ich einigermaßen ernstlich an einen Versuch zur Ersteigung des Scheerhornes denke, er mir rathe, ihn jetzt auszuführen, indem sich diesen Sommer die Gletscher in einem so günstigen schneefreien Zustande befänden, wie es vielleicht in vielen Jahren nicht mehr der Fall sein werde; denn wären die Gletscher dieses Jahr auch so schneebedeckt wie während vieler verflossenen Jahre, so würde er sich der verdeckten Spalten wegen rund heraus weigern, mich zu begleiten. Uebrigens — setzte er hinzu — sieht es meine Frau auch jetzt nur ungern, wenn ich mit Euch ziehe.

In der That, während wir uns noch mit einander unterredeten, kam das 10- bis 12jährige Mädchen des Jägers in durchnäßten Kleidern zur Thüre herein, und sagte mit zärtlich-bekümmertem Gesichte zu seinem Vater: „die Mutter schickt mich, Dir zu sagen, sie wolle Dich mit dem Herrn nicht gehen lassen." Da nahm der Jäger ein erzwungenes Lächeln an und antwortete: „die Mutter wird sich wohl darein schicken müssen." Mir schnitt aber diese Scene in's Herz, und ich hielt dem Manne ernstlich vor: wenn er den vorhabenden Gang für sehr gefährlich halte, so möchte er die Verantwortlichkeit wohl bedenken, die er auf sich lade, daß er um eines geringen Lohnes willen sein Leben und die Ruhe seiner Familie auf's Spiel setze. Er antwortete aber: „es wird nur noch wenige Wochen bis zur Eröffnung der Gemsjagd anstehen, und

dorthin gehe ich dann auch, obgleich es meine Frau ebenfalls nicht gern sieht. Was übrigens den Lohn anbetrifft, so bestimmt mich dieser nicht allein zum Mitgehen, besonders da ich mit dem Wildheuen beschäftigt bin und bei dieser Arbeit fast eben so viel verdienen könnte; ich habe aber Freude am ganzen Unternehmen, an Euch und an unserm Begleiter Gysler, den ich als vertrauten Mann kenne."

Schon lange hatte ich mir zu meinem Vorhaben einen Begleiter gewünscht, der nicht blos um des Lohnes willen mitziehen würde, sondern der auch Freudigkeit und Interesse an der Sache selbst bewiese. Heute standen sogar zwei solche Personen vor mir. Konnten nun die Umstände jemals günstiger werden als jetzt? Ich hielt daher nicht länger zurück, und gab mit dem Jaworte meine Zustimmung.

Da jubelte Gysler auf, und mit rühriger Emsigkeit schickte er sich zu der Wanderung nach der Heimath an, um in der Nacht mit Proviant und Fußeisen wieder zu kehren. Für mich selbst bedurfte ich keiner eigentlichen Fußeisen, indem meine Bergschuhe so eingerichtet sind, daß vermittelst einer Art Schlüssel in jeden Absatz drei eiserne Stacheln von der erforderlichen Länge können eingeschraubt werden. Auch der Jäger verließ mich, um noch einige Stunden zu schlafen und bei seiner Rückkunft Seil und Beil mitzubringen. Sein Name ist Peter Leonz Imholz, hausheäblich in Unterschächen. Ich selbst legte mich ebenfalls nieder, konnte aber vor Aufregung wenig schlafen.

Um 11 Uhr in der Nacht klopfte es an dem Fensterchen der Hütte. Es war der wiederkehrende Gysler, der alles Nöthige herbeigeschafft hatte, und der überdies die erfreulichen Anzeigen einer günstigen Witterung mitbrachte. Auch er legte sich für ein paar Stunden nieder, um wenigstens auszuruhen.

Nach 2 Uhr pochte man noch einmal. Diesesmal kam Imholz, aufgeschürzt nach ächter Jägersitte, mit Seil und Beil. Jetzt galt es Ernst.

Um 3 Uhr verließen wir drei die Balmhütte und gelangten in Zeit einer guten Stunde in die letzte menschliche Wohnung, die wir auf unserer heutigen Tagereise antreffen sollten. Es war die Alp Kammli am Fuße des Kammlistockes, bewohnt von

dem munteren Sennen Theodor oder Theodul (Joderli) Bissig. Zur Stärkung auf unserm Marsch nahmen wir ein Frühstück aus warmer Alpenkost ein, und verließen die Hütte um 5 Uhr Morgens den 9. August 1842.

Gleich beim Heraustreten aus derselben stellte sich uns das Ziel unserer Wanderung, das Scheerhorn, in seiner ganzen Pracht vor Augen. Die eben aufgehende Sonne beleuchtete den obersten Saum der beiden Spitzen und übergoß sie mit strahlendem Glanze, die tiefer liegenden Gletscher aber hüllten sich noch in den graulichen Schleier der erwachenden Dämmerung. Herrlich prangte im Morgenschimmer der mächtige Gletscher, mit dem das niedrigere Horn bedeckt ist, so daß es wie in eine silberne Rüstung gekleidet schien, indeß die rauhen Felsen des höheren Hornes ernst aber doch freundlich im Schimmer der Morgenröthe uns entgegen winkten. Bei diesem prachtvollen Anblicke wurde ich auf einmal von unbeschreiblicher Freudigkeit und Hochgefühl erfaßt, und an die Stelle der früheren Befürchtungen und Besorgnisse trat das brennende Verlangen, mein Vorhaben auszuführen.

Wir wandten uns von der Hütte etwas links (südöstlich) gegen den Kammlistock, und wanderten über eine steile Schafweide, die Gemsplanke. Da sich von diesem Wege nichts besonders Merkwürdiges mittheilen läßt, so mögen hier etliche Bemerkungen über die örtlichen Verhältnisse des Scheerhornes ihre Stelle finden.

Nach Ueberschreitung der Gemsplanke gelangten wir an den Rand eines Gletschers, welcher aus der Ferne nicht gesehen werden kann, da er in einer Vertiefung des Berges liegt. Er hat eine beträchtliche Ausdehnung und ist mit geringen Ausnahmen so vollkommen eben, daß er einem gefrorenen See gleicht. Die Sage geht, daß hier vor Zeiten eine schöne grasreiche Alp gestanden habe, weßwegen der Gletscher den Namen Blümlisalp trägt, welche Benennung bekanntlich mehreren Gletschern in der Schweiz beigelegt wird, von denen die gleiche Erzählung im Munde des Volkes lebt. Das Eis war durchaus von Schnee befreit, und man konnte so sicher fortschreiten wie auf ebener Straße. Mein Führer Imholz war von großer Freude beseelt, als er diesen Gletscher so „ausgaaberet" (schneefrei) sah und er wünschte mir Glück dazu, daß ich in einem so günstigen Sommer hierher gekommen war;

nur wenige, ohne Mühe überschreitbare Spalten durchfurchten das Eis hin und wieder.

Am entgegengesetzten Rande der Blümlisalp steigt der sogenannte Scheerhornfirn steil zur Höhe hinan. Sein unterstes Ende bildet von da an, wo er auf die Blümlisalp ausmündet, eine jähe glatte Wand von der Höhe etlicher hundert Fuß. Oberhalb jener Eiswand beginnen große Schründe und wild durcheinanderliegende Eisblöcke von mitunter bedeutender Größe. Am Anfange der Gletscherwand wurden die Fußeisen angeschnallt, welche wir dann den ganzen Tag über anbehielten. Das Eis lag hier nicht mehr offen zu Tage, sondern war mit einer Schichte hart gefrorenen Schnee's überdeckt. Die Ersteigung dieses jäh abfallenden Abhanges ermüdete sehr, weßhalb wir einen kleinen Halt machten, als wir bis zur Höhe von ungefähr 200 Fuß emporgedrungen waren. Da ereignete sich ein kleiner Unfall. Ich stand dicht neben Gysler still, auf meinen Bergstock gelehnt. Hierauf drehte ich mich mit einer halben Wendung des Körpers um, um nachzusehen, ob Imholz, welcher ein wenig zurückgeblieben war, bald nachfolge. Bei dieser Wendung wich mein Fuß fast unmerklich aus seinem Standpunkte; die anfänglich kaum merkbare Bewegung des Fußes aber bewirkte an dem sehr steilen Abhange ein völliges Ausgleiten, und ehe es sich der mir zur Seite stehende Gysler versah, stürzte ich zu Boden und rutschte mit reißender Schnelligkeit die Gletscherwand hinab. Ich suchte mich freilich anzuhalten, aber die hart gefrorne Schneedecke vereitelte jegliche Anstrengung. Mitten im schnellsten Fluge gewahrte ich von weitem schon einen aus dem Gletscher hervorragenden Felsstein, welchem ich in gerader Linie entgegenfuhr, so daß ich alle Kräfte aufbot, um wo möglich neben dem Steine vorbeizugleiten; allein so sehr ich mich anstrengte, brachte ich es doch nicht dahin, auch nur einen Zoll breit von der direkten Bahn abzukommen. In der Nähe des Felsstückes angelangt, erwartete ich den bevorstehenden Stoß mit verhaltenem Athem, und prallte wirklich mit solcher Heftigkeit an dasselbe an, daß mein Lauf nicht gehemmt, ich vielmehr noch zwei Schritte weit über dasselbe hinausgeschleudert wurde, obgleich es etwa eine Hand hoch aus dem Eise hervorragte. Jenseits des Felsens ging das Hinabrutschen auf's Neue an; weil ich indessen

nicht mehr ferne von der Stelle war, an welcher die Gletscherwand auf die ebene Blümlisalp weniger abschüssig ausmündet, so konnte ich mich vermittelst unausgesetzter Anstrengungen endlich zum Stillehalten bringen, und es bedurfte der Hülfeleistung des Imholz nicht, welcher im Begriffe stand, auf mich zuzueilen. Kaum saß ich eine Sekunde ruhig auf dem Gletscher, da wurde mir ein Anblick, welcher mich in Schrecken versetzte. Ich sah nämlich mein gutes Fernrohr unaufhaltsam vor mir her über den Schnee bergab rollen und mit tausend Wendungen und Sprüngen einer Gletscherspalte entgegeneilen. Ich hatte dasselbe in der Busentasche meines Rockes getragen, aus welcher es durch den plötzlichen Sturz heraus fiel, so daß ich nun zusehen mußte, wie es dem Abgrunde entgegen rollte, ohne daß ich etwas zu seiner Erhaltung beitragen konnte. Wirklich verschwand es alsobald in dem schwarzen Schlunde der Eisspalte, und ich hätte die fernere Besteigung des Scheerhorns aufgegeben, wenn ich nicht mehr in den Besitz des mir lieb gewordenen Instrumentes gekommen wäre, was gleichsam nur wie durch ein Wunder geschehen konnte; denn das Bedauern über den erlittenen Verlust würde mir jede fernere Freude vergällt haben. Mit meinen beiden Begleitern wanderte ich daher trüben Sinnes an den Rand des Abgrundes, doch mochte ich nicht der Erste sein, der durch Hinabschauen in die bodenlose Tiefe sich von dem herben Verluste überzeugte, sondern ich ließ Imholz und Gysler zuerst hinzutreten. Kaum setzte Gysler seinen Fuß an den Rand der Spalte, als er ein helles Jauchzen anschlug und mir freudig berichtete, das „Spiegelrohr" liege ganz unversehrt in einer nicht bedeutenden Tiefe. Ich war so erstaunt, daß ich seinen Worten kaum glauben wollte, sah aber bald, daß er wahr gesprochen hatte. Auf einer Schneebrücke, welche sich in der geringen Tiefe von etwa 8 Fuß durch herabgefallenen Schnee und durch Eisstücke in der nur $1^1/_2$ Fuß breiten Spalte gebildet hatte, lag frei und wohlerhalten das betrauerte Fernrohr; wäre dasselbe nur einen Fuß breit mehr links in die Spalte hinabgefallen, so würde es nicht mehr auf die Schneebrücke selbst, sondern neben dieselbe hinabgerollt und in der unerreichbaren Tiefe für immer verschwunden sein.

Es versteht sich, daß es meine erste Angelegenheit war, den unverhofften Fund aus dem Eisschachte an's Tageslicht zu fördern. Imholz machte Anstalten, um, an das Seil gebunden und durch Gysler und mich gehalten, in die Spalte hinabzusteigen. Dagegen wandte ich ein, Imholz sei ein schwerer Mann; es sei besser gethan, wenn jene beiden kräftigen Männer mich, als den leichtesten von uns Dreien, hinunterließen. Gegen diese Bemerkung machten beide Führer zuerst Einwendungen, am Ende aber gaben sie meinen Gründen Gehör, knüpften mich an's Seil und ließen mich in die Spalte bis auf die Schneebrücke hinab. Mit Vorsicht hob ich das Instrument von dem lockeren Gewölbe und wurde hierauf von den beiden Männern ohne Schwierigkeit wieder heraufgezogen. Während ich mich noch unten befand, warf ich einen Blick in die unermeßliche Tiefe, die sich dicht neben mir öffnete. So weit das Auge in den geheimnißvollen Schooß der Eiswelt einzudringen vermochte, sah ich, daß die Spalte nach unten zu sich in der gleichen Weite fortsetze, welche die oberste Oeffnung besaß; die Eiswände standen senkrecht, und an ihren glatten und schlüpfrigen Seiten war kein Anklammern denkbar; nach der Tiefe hin blickte ich nur in schwarze Finsterniß.

Kaum im Besitze des wiedergefundenen Fernrohres zeigte es sich, daß mir noch ein anderer treuer Gefährte auf meinen Alpenwanderungen, nämlich der Bergstock, abhanden gekommen war. Wir fanden ihn nicht sogleich wieder, deßhalb prophezeite ihm Gysler ein tragisches Ende in einem Schrunde. Nach einigem Suchen entdeckten wir aber den Vermißten ganz frei auf dem Eise liegend. Nachdem endlich auch meine Mütze wieder aufgefunden worden, begann ich erst, an mich selbst zu denken. Beide Hände zeigten leicht-blutende Merkmale meines Sturzes; bedeutender schmerzte mich die Stelle an der linken Hüfte, welche so unsanft mit dem Steine in Berührung gerathen war. Da indessen keine Spur von Beschädigung auswendig an meinen Kleidern zu sehen war, so betrachtete ich auch die innere Verletzung als unbedeutend und entdeckte erst am folgenden Tage, daß ich eine starke Kontusion davongetragen hatte, deren völlige Heilung erst nach Verlauf von mehreren Wochen erfolgte. Genug, auf die Anfrage des Imholz, ob ich erschreckt sei und ob wir vielleicht zurückkehren wollten,

konnte ich mit einem fröhlichen Nein antworten. Lasset uns immerhin — setzte ich hinzu — getrosten Muthes vorwärts ziehen und jene Strecke Weges noch einmal erklimmen, von deren Höhe ich auf eine so unerfreuliche Art hinabrutschte. Beide Begleiter bezeigten Freude über meinen Entschluß und wir stiegen die Schneehalde wieder hinan wie wir das erste Mal gethan hatten, mit dem einzigen Unterschiede, daß ich mich an dem Seile, an welchem man mich in die Spalte hinuntergelassen hatte, angebunden ließ, indem wir zum Voraus wußten, daß wir weiter oben wegen des stark gespaltenen Gletschers diese Vorsicht doch gebrauchen müßten. Es währte wirklich nicht lange, so trafen wir auf Stellen, wo der Gletscher nach allen Richtungen mit Spalten und Schründen durchzogen war; doch sahen wir uns nicht genöthigt, sehr lange zwischen diesen Irrgängen fortzuschreiten, indem uns jetzt der Weg an den Fuß des Kammlistockes führte. Hier banden wir uns wieder vom Seile los, da es jetzt galt, einen zwar nicht hohen, aber sehr steilen und abgeglätteten Felssatz zu erklettern, wobei sich Jeder ungehindert mußte bewegen können. Ueber diesen Fuß des Kammlistockes wandern gewöhnlich die Gemsjäger, wenn sie aus dem Schächenthale auf den Bockzingelfirn hinüber wollen. Auch Imholz hatte diesen Weg früher schon dreimal gemacht, und doch betrachtete er ihn jetzt mit großer Verwunderung, da zufolge seiner Aussage das Eis des Gletschers noch nie so weit am Felsen hinangestiegen sei, wie er jetzt bemerke; vielmehr sei der Raum zwischen dem Eise und der senkrechten Felswand des Kammlistockes um ein Bedeutendes breiter und daher leichter zu passiren gewesen. Also lieferte auch dieser Gletscher, in Uebereinstimmung mit mehreren andern, den Beweis von einem Vorrücken des Eises in jüngster Zeit, und zwar ging hier die Ausdehnung — wie es scheint — nicht sowohl vorwärts als vielmehr zur Seite hin vor sich. Wo das Eis gegen den Felsen sich aufthürmte, gewann es das Ansehen einer dem Ueberstürzen nahen Meereswelle, und unter der Höhlung dieses über unseren Köpfen überhangenden Eises mußte in kriechender Stellung ein steiler Felsboden hinangeklettert werden, welcher nur spärliche Vorsprünge zu Stützpunkten für Hände und Füße darbot. Ein über den Felsen herabfließendes Bächlein aus geschmolzenem Eise trug dazu bei, die Unbequemlichkeit und



Gruppe des Piz Linard.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

Schlüpfrigkeit des Passes zu erhöhen. Gysler kletterte zuerst, ihm folgte Imholz, und ich machte den Schluß. Wo der Felsen zu glatt war, um darauf stehen zu können, rutschten wir auf den Knieen, und die hier überflüssigen Bergstöcke reichten wir einander stationsweise entgegen. Sobald wir den Ausgang aus dieser kaminähnlichen Schlucht gewonnen hatten, erklärte Imholz auf das Bestimmteste, an ein Zurückkehren über die gleiche Stelle sei nicht zu denken, sondern wir müßten uns nach einem andern Heimwege umsehen. Gysler und ich überzeugten uns leicht, daß er Recht hatte, denn wäre es auch möglich gewesen, zwei von uns am Seile über den Felsen hinabgleiten zu lassen, so wäre immerhin der dritte zurückgeblieben.

Entschlüpft aus dem engen Schachte betraten wir wieder den Gletscher und erreichten nach Ueberschreitung mehrerer Spalten die oberste sanft gewölbte Kuppe des Scheerhornfirns. Diese Höhe steht mit jenem Eismeere in Verbindung, welches auf eine Länge von ungefähr 5 Stunden und eine Breite von 2 Stunden zwischen den Clariden, dem Tödi, Catscharauls, Düssistocke und Scheerhorne sich ausbreitet, und mit seinen vielseitigen Verzweigungen die drei Kantone Uri, Glarus und Bünden berührt.

Von der Höhe der Firnkuppe stiegen wir eine Strecke weit nach jenseits hinab und dann wieder etwas aufwärts gegen eine Gruppe Felssteine, die aus dem Gletscher hervorragten. Hier hielten wir zum ersten Male Rast, um uns aus dem mitgenommenen Vorrathe mit Speise und Trank zu erlaben. Wir sahen uns jetzt am Fuße einer äußerst steilen Gletscherwand von bedeutender Höhe, an welcher wir mit zweideutigen Blicken hinaufsahen; denn vorerst mußten wir dieselbe erklimmen, um später auf dem obersten Grate zu erforschen, ob die Erreichung des Gipfels möglich sei. Die Unruhe ob des ungewissen Ausganges hieß uns eiliger aufbrechen, als wir wünschten, und wir begannen die Wand hinanzusteigen. Den Gletscher bedeckte ungefähr einen halben Fuß hoch hartgefrorener Schnee und nirgends zeigten sich Spalten; indessen erheischte die ungemeine Steilheit einige Vorsicht, denn in der Tiefe gähnten offene Schründe.

Wir mochten einen starken Drittheil der ganzen Höhe hinangestiegen sein, als die Gletscherwand noch jäher wurde und der Schnee kaum einen halben Zoll hoch auf dem Eise lag, so daß unsere Tritte auf der dünnen Schneeschichte und der eisglatten Unterlage keinen sichern Stand mehr fanden. Wir sahen uns daher genöthigt, zu dem mitgenommenen Beile unsere Zuflucht zu nehmen und Stufen in das Eis zu hauen (oder, wie die Jäger sich ausdrücken: „einbäcken"). Diese Arbeit verrichtete der damit vertraute Imholz. Das Eis war sehr hart und spröde, Imholz hieb daher die Stufen nicht tiefer als kaum zwei Zoll, welches gerade hinreichte, um den vorderen Theil des Fußes darin aufstellen zu können. Begreiflicherweise nahm das Behauen des harten Eises nicht nur Zeit, sondern auch die physischen Kräfte in Anspruch, und Imholz empfand das Mühsame der Arbeit, nachdem er eine namhafte Anzahl Tritte gefertigt hatte. Damit nun durch die eingetretene Ermüdung kein Zeitverlust entstehe, beorderte ich Gysler, er möchte an die Stelle des Imholz treten. Allein dieser Wechsel konnte nicht ohne einige Schwierigkeit ausgeführt werden, indem Gysler zufällig der Hinterste und Imholz der Vorderste ging. Ich ließ mir daher, als in der Mitte stehend, erst von Imholz das Beil darreichen, um es hierauf dem Gysler herunter zu langen. Letzterer hieb sich nun besondere Stufen, welche ihn neben uns vorüber an die Spitze des Zuges geleiteten. Dort beschäftigte er sich um so eifriger mit der ihm aufgetragenen Arbeit, als er in seiner neuen Lage hoffen durfte, der Erste zu sein, welcher von der Möglichkeit der Ersteigung Kunde geben könnte. Uebrigens befanden wir uns noch nicht so nahe am Ziele; der entscheidende Grat stand noch in bedeutender Höhe über uns, und Imholz fing nicht nur an, ein bedenkliches Gesicht über den unausweichlichen Zeitverlust zu machen, sondern erklärte sogar, wenn der Gletscher nicht bald wieder mit mehr Schnee belegt sei, so daß man ohne gehauene Tritte aufwärts steigen könne, werde ein ferneres Aushauen von Stufen nichts mehr nutzen, denn im Falle wir uns auch auf diese Weise bis auf den Grat hinaufarbeiteten, würden wir so viel Zeit brauchen, daß wir von dort geradezu wieder umkehren und die völlige Ersteigung des Gipfels jedenfalls aufgeben müßten. Bei dieser Erklärung fing mir an bange zu

werden für das Gelingen unserer Unternehmung, und ich faßte deßhalb den letzten bevorstehenden Drittheil des Weges scharf in's Auge. Da schien es mir als ob schon wenige Schritte über uns die Farbe des Gletschers ein reineres, blendenderes Weiß annähme, woraus auf eine dichtere Lage Schnee zu schließen war; alsbald setzte ich Imholz von meiner Entdeckung in Kenntniß; meine Beobachtung schien ihm zwar nicht grundlos, aber in Gewißheit versetzte sie ihn noch nicht. Unterdessen hackte Gysler rüstig darauf los und seine rastlose Emsigkeit brachte uns bald an den Saum des weißen Schnee's. Hier zeigte sich glücklicherweise meine Vermuthung gegründet; der dichter liegende Schnee machte die Anwendung des Beiles entbehrlich, und emsiger schritten wir nun den letzten und kürzern Drittheil bis zur Höhe des Grates hinan. Weil Gysler der Erste ging, so wurde ihm in der That auf der Spitze des Grates die ersehnte Freude zu Theil, uns hinter ihm Gehenden aus freudigem Herzen zurufen zu können: „wir kommen hinauf!" Seine erfreuliche Nachricht begleitete er mit einem helltönenden Jubelgesange, welcher ihm aber von dem erfahrenen Imholz, der vielleicht ahnen mochte, welche Schwierigkeiten und Gefahren uns auf der Rückreise noch bevorständen, mit den Worten untersagt wurde: es sei noch nicht Zeit zum Jauchzen. Wir alle drei sammelten uns jetzt auf dem gleichen Punkte und sahen uns das letzte Stück Weges an. Die Gletscherwand, auf deren höchsten Kante wir standen, senkte sich eben so abschüssig — ja noch schroffer — auf die entgegengesetzte südliche Seite hinab, wo sie auf dem Bockzingelfirn ruhte; die Kante selbst lief bis an das Felshorn hinan, welches den Gipfel des Scheerhornes bildete; allein sie war so schmal, daß sie nur die Breite von ein paar Zoll einnahm, ähnlich den sogenannten Hohlziegeln auf einem Dache. Diesen Grat mußten wir verfolgen, wenn wir auf den Gipfel selbst gelangen wollten. Das gegenüberstehende Ziel lud uns zum ungesäumten Besuche ein, und wir zauderten nicht, den Gang zu wagen und balancirend den Grat zu überschreiten.

Mit dem ganzen Körper frei in die Luft ragend und aus der schwindelnder Höhe in die schauerliche Tiefe von vielen Hundert

Fuß zu beiden Seiten hinabschauend, wanderten wir nun über den scharfkantigen, mit lockerm Schnee bedeckten Grat wie über die First eines riesenhaften Daches fort. Die Beschaffenheit des Grates selbst legte unserem Vorschreiten keinerlei Hinderniß in den Weg; wer aber nur der geringsten Neigung zum Schwindel unterworfen gewesen wäre, hätte hier zurückbleiben müssen. Während dieses Ganges überraschte mich der malerische Anblick eines ungeheuren Eisthurmes von runder Form, der, vom tief liegenden Bockzingelfirn aufsteigend, in unserer Nähe an die Felsen des Scheerhornes sich anschmiegte. — —

Wie der Seefahrer, welcher über unbekannte Meere auf die Entdeckung fremder Weltgegenden ausging, in doppelter Beziehung mit Wonnegefühl seinen Fuß auf ein neuentdecktes Land setzt, einmal, weil er nach langem Umherirren auf sturmbewegter See wieder festen Boden unter sich fühlt, dann vorzüglich, weil er seine Hoffnungen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt sieht: also sprangen auch wir vom Rande des Gletschers auf den Felsboden des nun erreichten Hornes, wie man etwa vom Bord eines schwankenden Schiffes hinüber auf den sicheren Strand springt.

Noch standen wir nicht auf dem Gipfel selbst; es blieb noch eine kleine Felswand von 30 bis 40 Fuß Höhe zu erklettern. Die Schroffheit derselben vermochte inzwischen nicht, unsern Eile-beflügelten Schritten hinderlich entgegen zu treten; nach wenigen Augenblicken standen wir auf der höchsten Spitze des Scheerhornes. Es war halb 11 Uhr.

Mit der wonnigen Empfindung, welche das Bewußtsein erzeugt, nach gemeinschaftlich überwundenen Schwierigkeiten auch am gemeinschaftlichen Ziele zu stehen, drückten wir uns gegenseitig die Hände, und obgleich ich am meisten auf das Gefühl der Freude berechtigt war, indem mir ja diese Ersteigung erst nach viermaligem Ansetzen gelang, darf ich doch behaupten, daß das Vergnügen meiner wackern Begleiter nicht minder lebhaft gewesen sei.

Der Anblick einer herrlichen großartigen Alpennatur entschädigte mich für die mancherlei Mühsale, Besorgnisse und unerfüllten Hoffnungen, die ich seit der Zeit meines ersten Versuches bis auf den heutigen Tag erfahren mußte. Kein Wölkchen trübte

die Ansicht der zahllosen Bergspitzen, Gletscher und Felsschluchten, welche zwei Drittheile des Panorama's erfüllten. In bedeutender Nähe ragte der riesige Tödi über die niedrigern Brüder hinaus; seine Felsenstirne runzelte er in düstere Falten, indeß seine Hüften ein blendend weißer Mantel — der breite Sandfirn — umgab. Uns gegenüber erhob sich aus dem Hüfifirn der vielgezackte Düssi- (Hüfi-) Stock, dessen Gipfel diesen Sommer zum ersten Male von dem Fuße zweier Städter (aus Zürich) betreten wurde. Zwischen dem Tödi, Düssistocke und Scheerhorne erging sich das Auge auf einem mächtigem Gletscherfelde, das in Bezug auf seine vielseitigen erhabenen Formen mancherlei Abwechslungen darbietet. Weiter hinten reckte der Ehrfurcht gebietende Oberalpstock seine vergletscherten Felsenglieder aus. Vergeblich würde ich die übrigen Tausende von Felshörnern zu beschreiben suchen, die hier der weitschweifende Blick überschaut. Einzig den letzten Drittheil des Panorama's, welcher die Ebenen und niedrigern Berge in sich begreift, entzog mir zum großen Theile ein trüber Höhenrauch, der sich bald in förmlichen Nebel auflöste, so daß die fernen Gebirge, wie Jura, Vogesen und Schwarzwald, leider für mich verloren gingen. Schon unten auf dem Scheerhornfirne hatten wir in der Ebene des Kantons Luzern oder Aargau eine bläulichweiße Fläche bemerkt, die wir geraume Zeit für einen See hielten. Später hob sich diese Fläche allmählich in die Höhe, und nun sahen wir deutlich in jenem vermeintlichen See einen der gefährlichsten Feinde für jeden Gebirgswanderer, nämlich den Nebel, wie er zwar langsam, aber im drohendem Zuge unserer Gegend sich näherte. Noch wagte der schlimme Gast nicht, jenen langen Gebirgskamm, welcher unter dem allgemeinen Namen des Roßstockes bekannt ist und das Schächenthal gegen Norden begränzt, zu überschreiten, sondern hielt sich vorerst in den Hochthälern jenseits des Kammes verborgen, wie ein heimtückischer Feind, der hinter einem Verstecke lauert. Er war für uns keine liebliche Erscheinung, indem wir zur Rückreise einen ganz andern, uns zur Stunde noch unbekannten Weg erst aufsuchen mußten, bei welchem Geschäfte wir die Umgegend begreiflicherweise mußten überschauen können, wenn wir auf einen glücklichen Ausgang hoffen wollten. Einigen Trost gegen die schlimme Entdeckung gewährte

uns die außerordentliche Stille der Luft, die in solcher Höhe eben so auffallend war, als die ungemeine Wärme, die wir empfanden. Es herrschte eine so vollkommene Windstille, daß der schwache Zug der Luft kaum den Rauch einer Cigarre langsam von hinnen trug, und die Wärme, welche ich ohne Uebertreibung mit der Hitze auf einer eben bestaubten Landstraße vergleichen darf, lud sogar eine Gesellschaft Schmetterlinge zum muntern Tanze um den Gipfel ein. Die geflügelten Tänzer ließen sich nicht im Geringsten durch unsere Anwesenheit irre machen oder stören, und ich betrachtete mit Vergnügen diese Bewohner milderer Regionen, wie sie hier über dem Gebiete des Todes und der Erstarrung ihr scherzendes Spiel trieben, gleich Wesen aus einer andern Welt. An Zahl mochten es 8 bis 10 sein und zwar von zweierlei Gattung, nämlich 5 bis 6 von mittlerer Größe, die übrigen etwas kleiner; auch bemerkte ich an ihnen einen auffallend raschern Flügelschlag als an solchen Schmetterlingen, welche sich in tiefern Gegenden bewegen.

Ein frugales Mahl belebte wieder unsere ermatteten Glieder. Hierauf errichteten meine beiden Begleiter aus großen Steinen eine 4 Fuß hohe Pyramide. Als dieses geschehen war, streckten sie sich auf den Boden und überließen sich einem sanften Schlummer, während welchem ich mich mit der Betrachtung der erhabenen Natur und dem Schreiben eines Gedenkzettels beschäftigte, den wir zum Zeichen unserer Anwesenheit vor der Abreise in eine wohlverpfropfte Flasche verwahrten, und in der Nähe des „Steinmannli" in sicheren Versteck brachten.

Die höhere der beiden Spitzen des Scheerhornes stellt sich als ein mehrere hundert Fuß langer aber nur schmaler Felskamm dar, auf welchem wir in diesem sehr warmen Sommer keinen Schnee antrafen. Von dem östlichen, höchsten Punkte, auf welchem wir ruhten, senkt sich der Grat in sanfter Neigung auf das westliche, um 200 Fuß niedrigere und ganz mit Firn bedeckte Horn hinab, welches durchaus unzugänglich sein scheint. Denn wenn schon der Grat gegen diese Seite nur sanft abfällt, so ist er so zerrissen und mit so unübersteiglichen Schluchten und Klüften unterbrochen, daß an kein Hinüberkommen zu denken ist, auch sind die übrigen Seiten des mindern Hornes zu steil und zu wild, als

daß sie einige Hoffnung des Hinaufkommens gestatten. Vom höchsten Punkte des größeren Scheerhorngipfels bis zur ersten unterbrechenden Schlucht des Felskammes konnten wir uns auf einer Länge von beiläufig 40 Fuß ergehen; hingegen ist die Breite des Kammes bedeutend geringer und wechselt nur von 4 zu 6 Fuß, so daß ein Mann mit ausgebreiteten Armen beide Kanten auf einmal erfassen könnte. Lehnt man sich über den nördlichen Rand hinaus, so sieht man in senkrechtem Absturze das eigentliche Horn 400 Fuß hoch (nach meiner Schätzung) aus dem Scheerhornfirne emportauchen; hierauf dehnt sich der Firn selbst jäh abfallend bis auf die weit entfernte Blümlisalp hinab. Blickt man über die südliche Kante des Felskammes hinunter, dann ist der nächste Gegenstand, welchen das Auge in senkrechter Tiefe gewahrt, der Bockzingelfirn, dessen Entfernung von uns Tausende von Fußen betrug. Es ist deßhalb leicht erklärbar, wenn es uns vorkam, als ob wir hier oben in einem Luftschiffe über den tief unter uns liegenden Gletschern schwebten.

Schlag 1 Uhr Nachmittags klatschte ich zum Zeichen des Aufbruches in die Hände, worauf sich meine Begleiter aus dem kurzen Schlummer erhoben, um mit mir nach einem $2^1/_2$stündigem Aufenthalte von diesem unvergleichlichen Höhenpunkte Abschied zu nehmen.

Es dauerte lange, bis es Herrn Hoffmann Jemand nachthat; volle 21 Jahr. Im Jahr 1863, am 12 August, gelang es einem rüstigen Mitgliede des Schweizer Alpen-Clubs, Herrn L. Finninger, in Begleitung von J. M. Trösch und Ambr. Zgraggen, über den Hüfigletscher das Scheerhorn zu erklimmen. Das Steinmannli stand noch unversehrt, darin befand sich die Glasflasche. Sie wurde mit großer Spannung geöffnet und auf dem darin niedergelegten Papier standen die mit Bleistift geschriebenen, aber noch wohl leserlichen Zeilen, die sie nicht ohne Rührung lasen:

Dienstags, den 9. August 1842, Mittags 11 Uhr. Mit der Hülfe Gottes hat der Schreiber dieses, Georg

Hoffmann aus der Eisengasse in Basel, unter Begleitung des Herrn Jost Gysler, Präsident und Rosenwirth in Unterschächen und Peter Leonz Imholz, zwei wackeren und vertrauten Bergsteigern, zum ersten Mal die Spitze des Scheerhorns erreicht. Gott gebe, daß wir die Gefahren der Rückreise glücklich überstehen mögen.

Der Rückweg über den Scheerhornfirn war äußerst mühsam und nicht ohne Lebensgefahr, ging aber glücklich von Statten.

Sechster Abschnitt.

Bernina.

1. Die Bernina-Gruppe.

Im großen Gebiet der Rhätischen Alpen, welche den Ostflügel des Schweizer Hochgebirges bilden, ist die Bernina-Gruppe im Ober-Engadin weitaus die schönste und durch die Höhe ihrer Thäler sowohl, wie auch durch die Höhe ihrer Gipfel die ausgezeichnetste. Ihre im reinsten Weiß schimmernden Firne, ihre nach allen Seiten mächtig ausströmenden Gletscher, eine große wildprächtige Schnee- und Eiswüste bildend, aus welcher nur einige dunkele Felsgräte und Felsspitzen emporragen, während die höchsten Häupter alle in blendendem Firngewande prangen — erinnern an die Monterosa-Gruppe, nur daß in letzterer die Massen und Formen noch großartiger sind.

Hat man, über den Julierpaß dem schönen Ober-Engadin sich nahend, das lange und einförmige Oberhalbstein zurückgelegt, die Paßhöhe am Abhange des Piz Julier (P. Munteratsch) erreicht und fährt man nun mit willkommener Eile das enge trümmerreiche Thal abwärts: so liegt vor dem überraschten und entzückten Blick Silvaplana, ein städtisch gebauter Ort, mit seinem von grünen Wiesen und malerischen Arvengruppen umsäumtem See, an dessen jenseitigem Ufer sich der dunkelgrüne Rücken des Mont Arlas und der hohen Fuorcla da Surlei erhebt. Ueber diesen Vorbergen schimmern, am dunkelblauen Himmel scharf ihre Umrisse abzeichnend,

die weißen Häupter des Piz Morteratsch, des Piz Bernina und des Piz Roseg*) — es sind die höchsten Spitzen der Bernina-Gruppe, die wir erblickt haben, deren Bild wir festhalten möchten, das uns aber entschwindet, sobald wir das Ufer der kleinen Seen erreicht haben. Ihnen vorgelagert ist der wie eine Burg gestaltete Piz Castellatsch, über welchen der Piz Corvatsch aufsteigt.

Es war ein erster Gruß, den uns die Bernina-Hörner zusandten. Wir ziehen in diesem merkwürdigen Hochthale, das höher liegt, als der Gipfel des Rigi, weiter nach dem weltberühmten St. Moritz, überschreiten die Schwelle der obersten Thalstufe und biegen rechts in ein Seitenthal ein, aus welchem ein voller weißlichtrüber Gletscherbach uns entgegenkommt, um sich mit dem jungen Inn zu vereinen. Es ist das Berninakind, dessen Wiege der Morteratschgletscher. Jenseits des wilden Gletscherstromes erhebt sich der Rosatsch mit seinen von Arven bewachsenen Hügelreihen. Wir nahen uns auf wohlgebauter Straße dem Flecken Pontresina; kurz vor demselben sehen wir rechter Hand in ein von schroffen Bergen eingeengtes Thal, dessen Hintergrund die blendend weißen Firne und Gletscher des Piz Roseg bilden. Wie ein menschliches Gesicht schauen einige Felsen am Caputschin uns an, die aus dem Firne sich hervorheben. Sie sehen so nahe aus, als könnten wir sie in einer kleinen Stunde erreichen; und doch sind sie volle drei Stunden von uns entfernt.

Das freundliche und immer wohnlicher für Touristen sich einrichtende Pontresina liegt so bequem, der Gletscherwelt der Bernina so nahe gerückt, daß man sich's kaum besser wünschen kann. Die vornehme Welt fährt in eleganten Wagen auf der vortrefflich unterhaltenen Kunststraße in einer halben Stunde bis zum Morteratsch-Gletscher. Auch der minder rüstige Fußgänger kann in einem Stündchen hingehen und an, oder wenn er es wagen will, in das hochgewölbte Gletscherthor eintreten, das der mächtige Eisstrom des Morteratsch in den Sommermonaten öffnet. Der Schuttwall — die Stirnmoräne des Gletschers —, den der Eisstrom mitgebracht und abgelagert hat, ist freilich weniger malerisch als das in blauen Farben schillernde Eisgewölbe mit seinen

*) Sprich: Rosedsch.

herabhängenden Zacken, von denen das Wasser in kleineren und größeren Strahlen herabrinnt. Der schon genannte Flatzbach strömt ziemlich voll heraus und fließt auch noch im Winter, wenn oben auf dem Gletscher alles Leben erstorben ist. Wie in einem Steinbruch scharfkantig abgehauen liegen die Granitblöcke zu beiden Seiten des Gletscherthores, von den Hochgraten herabgetragen, so daß man die Gesteinsart der Gipfel schon an ihrem Fuße studiren kann. Wir steigen über den Stirnwall des Gletschers an der Seitenmoräne hinauf, halten uns hier und da beim Emporklimmen am Alpenrosengesträuch oder an Legholzföhren fest und können dann ohne Gefahr den Gletscher selber betreten und eine Zeit lang auf ihm fortwandern, nur um einen vorläufigen Begriff von der Ausdehnung dieser Eismassen zu bekommen und einen ehrfurchtsvollen Blick zu den Berninaspitzen empor zu senden.

Steigt man bis zur Morteratsch-Alp auf, so hat man eins der großartigsten Gletscherbilder; doch schon am Fuße des Gletschers, bei den hübschen Wasserfällen des Berninabachs, wenn man bis auf den großen Felsen steigt, hat man eine herrliche Ansicht dieser Gletscherwelt. Geht man dann auf der höchst bequemen nur sanft ansteigenden Kunststraße zum Bernina-Wirthshaus hinauf, das bereits 6320 Fuß über'm Meer liegt, so kann man von dort in kurzer Zeit auf freilich anstrengendem und steilem Wege in das Val Diavolezza und auf den Gletscherfirn des Mont Pers gelangen, der sich zum Vadret Pers (Pers-Gletscher) senkt, an dessen Seiten die riesigen Schneezacken des Piz Cambrena, Piz Palu, Piz Bernina und Piz Morteratsch emporstarren — eine der lohnendsten Excursionen, die man an den Flanken dieser einzigen Hochalpenwelt machen kann.

Nicht minder lohnend und doch leichter, darum auch alljährlich selbst von zarten Damenfüßen unternommen, ist die Besteigung des östlich vom Ponterisina 10,054 Fuß sich erhebenden Felskegels, des berühmten Piz Languard, der gerade vor der Fronte des Eismeeres und der Spitzen des Bernina steht. Zu der unermeßlichen Aussicht (vom Tödi nordwestlich bis zum Monterosa südwestlich, bei sehr heiterem Wetter sogar bis zum Montblanc) gesellt sich eine so erhabene Ansicht dieser compakten Berninagruppe, daß die Languardspitze allein schon eine Reise in's Ober-Engadin

werth ist. Man sieht in das ganze Gletscherthal des Morteratsch hinein und nur der Ausgang desselben wird durch den Piz Arbris verdeckt. Im Gegensatz zu dieser wilden Pracht thut der freundliche Niederblick auf St. Moritz, Cresta und Campfér und deren Seen recht wohl und einen Gegensatz anderer Art bilden wieder die gleichfalls ganz nahen grotesken Bergformen des Piz Ot, Piz Uertsch und Piz Kesch und weiter nördlich die schlanke Pyramide des Piz Linard: eine Alpennatur — ebenso großartig als mannichfaltig, wenn auch das Große, Ernste, überwiegt.

Doch das Kleinod bleibt die Bernina-Gruppe, welche mit ihrer prächtigen Erhabenheit und schönen Einfachheit den Blick bezaubert. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man in der Schweizer Alpenwelt hoch emporsteigen muß, um das Höchste in seiner Größe recht würdigen zu können. So bekommt man erst von einer Bergzinne, wie sie der Piz Languard bietet, die Anschauung der Höhenverhältnisse des Bernina und seiner Trabanten. Ihre Rangordnung ist diese: der Berninaspitze (4052 Meter = 12,474 Fuß über dem Meer) steht zunächst der Piz Zupo (das verborgene Horn) mit 3999 Meter, dann folgt Piz Morteratsch mit 4052 Meter (11,556 Fuß), Piz Roseg (3943 Meter), Piz Palü (Sumpfhorn) 3912 Meter, Piz Cambrena (3607 Meter) — beide senden ihre Gletscher in's Puschlav (Val Poschiavo), in welches die Berninastraße hinabführt. Andere hervorragende Spitzen sind: Piz Sella, Piz Tschierva (Hirschkuh), Il Kapütschin (das Käppchen). Die äußersten Gipfel der nördlichen Ausläufer steigen im Piz della Margna (der als Hintergrund des Ober-Engadin von Ponte, am Ausgang des Albulapasses gesehen, sich höchst malerisch darstellt) — auf 3156 Meter; im Piz Surlei auf 3187 Meter, im Piz Chalchang auf 3154 Meter, im Mont Pers auf 3210 Meter.

Die alle Thaleinschnitte des Bernina-Stocks erfüllenden Gletscher bilden eigentlich einen großen Bernina-Gletscher, der in Horizontal-Projektion die respektable Länge von 34,000 Metern = $7^1/_5$ Stunden und eine Oberflächenentwickelung von 42,000 Juchart erreicht.

Seine Bestandtheile sind auf der nördlichen Gebirgsseite (Flußgebiet des Inn):

1.	der Morteratsch-Gletscher,	6437	Joch	umfassend
2.	„ Roseg „	7996	„	„
3.	„ Fex „	2651	„	„
4.	„ Fedoz „	1765	„	„
5.	„ Forno „	4000	„	„
6.	„ Albigna „	3100	„	„
7.	„ Bondasca „	550	„	„

Zus.: 26,499 Joch.

Am südlichen Abhang zum Addagebiet gehörig:

8.	des Cambrena-Gletscher,	1250	Joch
9.	der Palü „	2340	„
10.	„ Scersen „	2511	„
11.	„ Fellaria „	2500	„
12.	„ della Disgrazia „ mit seinen Nachbarn	7000	„

Zus.: 15,601 Joch.

Gesammtsumme: 42,100 Joch [c. 4 □Meilen].*)

Der größte Gletscher ist der Roseg, der längste der Morteratsch, der zerrissenste und farbenprächtigste der Palü und Fexgletscher.

Der Inn hat seine Wiege nicht, wie man früher annahm, gegen den Septimer hin am Monte di Gravasalvas, sondern am Gletscher des Val Fedoz. Aus diesem entlegenen stillen Hochthal stürzt sich der Gletscherbach schäumend zwischen Felsen hindurch mitten in die Flanke des romantischen, ebenso lieblichen als prächtigen Silser-See's, ein weites in den See sich einschiebendes Delta bildend, auf welchem der kleine Alpenhof Isola (die Insel) steht. Das zweite Quellflüßchen des Inn ist der aus dem Val Fex kommende Gletscherbach, der sich in den Silvaplaner-See ergießt.

*) Die ganze Bernina-Gruppe umfaßt einen Raum von 7 Quadrat-Meilen.

Die Adda nimmt an der südöstlichen Seite des Gebirgsstocks ihren Anfang, die Moira (Maira) in den Gletschern des Val Mureto.

Ausgezeichnet, in den Alpen einzig in ihrer Art, ist die oberste Thalfläche des Inn durch ihre Höhe (1730 Meter = 5400 Fuß mittlere Erhebung) und ihre Terrassen, die drei größere Seen einschließen, deren klarer Wasserspiegel in tiefgrünen Farben, die aber mit der Beleuchtung wechseln, prangend, von kleinen Inseln, Halbinseln, Felsblöcken mannichfach durchbrochen wird und nur wenig Raum für die Straße und kleinen Ortschaften übrig läßt. Dunkle Arven und lichtgrüne Lerchen spiegeln sich nebst den breiten Felswänden und Schneehäuptern in diesen herrlichen Alpenseen, von denen der oberste, der von Sils, die größte Ausdehnung hat. Dann folgt der See von Silvaplana mit Einschluß des Campferer-See's und darauf der See von St. Moritz.

In früheren Zeiten war wohl auch die unterste Thalterrasse bei Scanf's bis weit hinauf von einem See erfüllt, der dann bei der Thalschwelle von Capella zum Durchbruch kam.

Auf der Höhe des Berninapasses liegen zwei kleinere Seen ganz nahe bei einander. Der eine, von dem weißen Wasser des Cambrena-Gletschers genährt, heißt Lago bianco (weißer See) und der andere im schwärzlichen Torfgrund Lago nero (schwarzer See). Außerdem finden sich noch in den Schluchten und Vertiefungen des Hochgebirges verborgen 30 kleinere Seen, von denen manche so hoch liegen, daß sie auch im Hochsommer ihre Eisdecke nicht los werden.

2. Ersteigung des Piz Bernina durch Forstinspektor J. Caaz, am 13. Sept. 1850.*)

Der kräftige mit Eis und Schnee der Hochgipfel seiner heimathlichen Bündner Alpen wohlvertraute Mann wagte sich in

*) Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge I. Jahrgang, (Chur, 1856).

Begleitung zweier zuverlässiger Führer zuerst auf die höchste Spitze der Bernina-Gruppe. Es war ein Heldenstück, das wenige ihm gleichkommende hat. Denn diese Besteigung wurde in sehr vorgerückter Jahreszeit unternommen; sie brachte die kühnen Kletterer erst um 6 Uhr Abends auf den Gipfel und wurde ohne längere Ruhepausen in Einem Gewaltmarsch in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ausgeführt.

Auf den Wanderungen zum Monterosa, Finsteraarhorn, Schreckhorn ꝛc. sucht man um Mittag die Spitze zu erreichen, nachdem man das Nachtlager am Fuße derselben gehalten hat. Mitunter wird auch bei der Rückkehr wieder in der Hütte übernachtet.

Freilich ist eine Berninabesteigung insofern begünstigt, als das Bernina-Wirthshaus nur 1 Stündchen vom Morteratschgletscher entfernt liegt. Dennoch aber war das Wagniß des Herrn Coaz sehr groß, da er auch im günstigsten Falle nur bei Nacht über den Morteratschgletscher zurückkehren konnte und bei etwaiger Verzögerung des Marsches auf dem Eise hätte übernachten müssen.

Hören wir aber den Berichterstatter selber.

Mit der topographischen Aufnahme des Bernina-Gebirgsstocks im Jahr 1850 beauftragt, ist es begreiflich, daß die bis dahin noch nicht gelungene Ersteigung der Bernina-Spitze mich mit dem allgewaltigen Reiz anzog, welche Wagefahrten im Gebirge besitzen.

Gegen das Val Roseg fällt der Bernina fast senkrecht ab und der Grat gegen den Piz Tschierva ist begletschert und von so schroffen Absätzen unterbrochen, daß an eine Ersteigung von dieser Seite gar nicht zu denken war.

Es fand daher eine Recognoscirung der Morteratsch-Seite statt, wozu der Piz Albris und Mont Pers die passendsten Standpunkte darboten.

Die Jahreszeit war aber unterdessen bereits weit vorgeschritten. Mitte September rückte heran, und obwohl das Wetter hell war, so wehte seit einiger Zeit ein so scharfer Nordwind, daß man sich wenig in eine Höhe von über 4000 Meter hinaufsehnte.

Längeren Zuwartens endlich müde, wurde am 12. der Versuch der Ersteigung unabänderlich auf den folgenden Tag festgesetzt.

Meine beiden Führer*) rüsteten den erforderlichen Apparat und Proviant.

Den 13. September verließen wir, nach einem kräftigen Frühstück, um 6 Uhr das Bernina-Wirthshaus. Wie die früheren Tage war das Wetter rein, aber immer noch herrschte Nordwind; das Thermometer zeigte — 2° R. Da die Seitenhänge des Morteratsch-Thales ziemlich ungangbar sind, so suchten wir baldmöglichst den Gletscherstrom zu erklettern, um über denselben den Hintergrund des Thales zu erreichen.

Die Oberfläche des Gletschers war, wie man dies im Herbst nach dem Sommerschmelz immer findet, uneben wellenförmig, dabei hart gefroren und rauh, so daß wir mit unsern gut genagelten Bergstiefeln leicht und sicher darüber hinschritten.

Das eigenthümliche Leben, das hier während der Sommermonate den Gletscherwanderer so angenehm beschäftigt, war erstarrt, oder schlug nur noch in schwachen Pulsen. Die kleine, hüpfende Desoria glacialis war verschwunden, das Wasser der Meridianlöcher und der Bassins übereist, die kleinern Wasserrieselversiegt, nur die größeren Bäche murmelten noch in ihren glänzenden, in's reine Eis gegrabenen und mannichfach gewundenen Betten und stürzten ihr spärliches Wasser in tiefe Runsenlöcher. Die sonderbaren Gebilde der Sandhügel und der Gletschertische stunden bald vereinzelt, bald in Gruppen längs den Gufferlinien.

Etwas über der Mitte des Gletscherstromes findet sich eine sehr zerklüftete Stelle, durch ein steileres Gefäll der Thalsohle hervorgerufen. Wir glaubten uns über die Gräte, die sich lamellenartig zwischen den Spalten hinzogen, durcharbeiten zu können. Mußten wir auch bald von diesem Vorhaben abstehen, um die Stelle zu umgehen, so waren wir für unsere Mühe durch eine glänzende Erscheinung hinlänglich belohnt. In einer Eiswand wölbte sich eine weite Nische, die von oben durch eine Spalte beleuchtet, vom zartesten, reinsten Lichtblau erfüllt war; Streifen von einem tiefen Dunkelblau, sogenannte blaue Bänder, durchzogen die krystallhellen Eisgewölbe.

*) John und Lorenz Ragut Tscharner, beide von Scheid.

Ungefähr um 9 Uhr langten wir an der zweiten Gletscherregion an. Die Gufferlinien traten hier in einzelnen Trümmern zu Tage, große Gletscherbäche mit weitläufigen Verzweigungen wanden sich in tiefen Eiskanälen, bildeten kleine Seen, liefen von diesen wieder aus, um am Gletscherrand sich zu verlieren oder sich in Runsenlöcher zu werfen und unterirdisch weiter zu fließen.

Die erste Region verflacht sich hier, um schroff und zerrissen sich in das Firnmeer zu erheben. War der Weg bisher ziemlich leicht und gefahrlos, so traten uns von hier an Hindernisse und Gefahren entgegen, deren Ueberwältigung all' unsere Erfahrung, Willenskraft und Ausdauer erforderte.

Ein einziger Weg war zu nehmen, er führte mitten über den zerklüfteten Hauptstrom des Gletschers. Wie der Fluß in seinen Wasserfällen sich in Schaumwellen auflöst, so hatte der Gletscherstrom hier seine Eismassen in Millionen Trümmer zertheilt, die sich über einander aufthürmten. Unverzagt kletterten wir diesen Gletscherfall hinan. Die Arbeit war hart und je weiter wir nach Oben vorrückten, desto unüberwindlicher schienen die Hindernisse. Oft sahen mich meine Führer stummfragend an, ob ich mich nicht zum Rückzuge neige, aber noch waren nicht alle Mittel erschöpft, und immer fand sich entweder ein Umweg um eine unerklimmbare Trümmerwand, oder eine Stelle, die mit Hülfe unseres Apparats ersteigbar war.

Es wurde nun Rath gepflogen, ob bis in's Firnmeer vorzudringen, oder aber die Felswand westlich zu erklettern und sodann der Grat derselben zu verfolgen sei. Das absolute Stimmenmehr entschied für den ersten Weg.

In nicht gar langer Zeit hatten wir die Höhe des Gletschersturzes erreicht. Die erste Querspalte, die vom Firnmeer sich hier abbrach, übertraf an Schönheit Alles, was mein Auge in der Gletscherwelt bisher gesehen.

Die Spalte sah einer kleinen Thalschlucht ähnlich, war mit Eistrümmern erfüllt und nach oben von einer senkrechten Wand bandartig begrenzt. Wie über Trümmer einer gefallenen Festung stiegen wir von der untern Seite in die Tiefe der Gletscherschlucht. Welch' feenhafter Ort! Nichts als Eismassen um uns, umwölbt

vom reinen, blauen Himmel, die Sonne im Mittag. Die Gletscherwände, Thürmchen, Blöcke und tausend bizarren Eisgebilde, die ringsum den kleinen Horizont bildeten, glänzten im buntesten, blendendsten Farbenspiel, wie eine kolossale Diamant-Krone. Die Luft war licht und warm (14° R.). Es war hier alles so rein, es herrschte eine so tiefe Stille, man wußte sich von allem Treiben der Welt so vollkommen abgeschlossen, daß uns eine feierliche Stimmung ergriff.

Nur wenige Minuten waren uns vergönnt, in diesem glänzenden Gletschertempel zu verweilen. Die Zeit drängte, wir mußten weiter. Wir betraten das Firnmeer. Weite und tiefe Spalten durchzogen zunächst am Fall den Gletscher, der Firn hing in dieselben über und ließ ihre Grenzen schwer erkennen. Aber mehr noch als diese halbgeöffneten Schründe sind die kleineren Gletscherspalten zu fürchten, die unter schwacher Firndecke verborgen liegen. Wir banden uns daher an ein langes Seil und schritten, oft mit den Bergstöcken sondirend und die sichtbaren Schründe umgehend, über das Firnmeer hinein. Der Reflex der Sonnenstrahlen von der Firndecke war so stark, daß wir unter dem Schleier noch geblendet wurden, das Antlitz glühte uns vor Erhitzung.

Vom Circus fanden wir die Bernina-Spitze, die jetzt zu unserer Rechten lag, nicht ersteigbar. Es blieb uns somit kein anderer Weg als über die steile Gletscherwand. Sie trat schroff aus dem Firnmeer empor, von diesem durch einen breiten Schrund getrennt, der stellenweis verschüttet war. Am Grat hingen von den Felsköpfen vorgeschobene, dem Sturze nahe Eismassen über. Zwischen dieser Scylla und Charybdis mußte durchgesteuert werden.

Eine kurze Strecke weit hieben wir im Zickzack mit dem Beil Tritte in die Wand ein; da aber das Gletschereis hart und spröde ist, rückten wir nur sehr langsam vor. Es wurde daher ein etwas verwegener Entschluß gefaßt. Wir banden uns vom Seil, das uns im Steigen hinderte, los, schlugen unsere Stiefel einigemal kräftig in den circa 1 Zoll hohen Firn ein und setzen auf diese Weise weit rascher, aber auch weit gefährlicher und anstrengender, die Ersteigung fort, denn der ganze Körper ruhte nur auf den Fußspitzen und nirgends war ein Ruhepunkt zu finden, als an

einigen aus dem Eis hervorragenden Felsstücken, denen wir denn auch mit allen Kräften entgegenlavirten.

Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir den Gebirgsvorsprung. Wir lagerten uns auf einer großen, rauhen Granitplatte, Angesichts der höchsten Spitze und breiteten unsern Proviant zum Mittagsmahl aus.

Die Wärme, Erhitzung, Müdigkeit verursachten eine fast nicht zu bewältigende Schlafsucht und nur die Erkenntniß unserer sehr kritischen Lage vermochte uns wach zu erhalten.

Die Bernina-Spitze war zwar nicht mehr sehr fern, aber welche Hindernisse warteten unser in dem scharfen, steilen Grat, der sich zu derselben hinaufzog? Und wenn uns die Nacht auf dem Gletscher überfiele, was dann beginnen ohne Zelt und warme Decken? Auch mußte für die Rückreise ein anderer Weg ermittelt werden, denn es schien kaum thunlich, über den Hang, den wir eben erstiegen hatten, ohne die größte Gefahr hinunter zu gelangen.

All' diese ängstlichen Betrachtungen wurden kurz abgebrochen und nach etwa $^1/_4$ Stunde Ruhe und Stärkung zur Fortsetzung der Ersteigung geschritten. Die Impedimenta wurden auf der Steinplatte zurückgelassen und nur das Nothwendigste mitgenommen.

Der erwähnte Grat, der alleinige Weg zur Ersteigung der Bernina-Spitze, trennt den Circus. Er fällt in schroffen Gletscherwänden gegen den Circus ab, ist unten felsig, weiter oben mit Gletscher und Firn bedeckt. Der untere Theil des Grats wurde ziemlich leicht erklettert, obwohl besonders an einer Stelle die senkrechte Wand eines Felsblocks von circa 10 Fuß Höhe den Weg sperrte. Jeder von uns erstieg indeß dieselbe, mit feierlicher Protestation gegen jede Beihülfe, nur die Geräthschaften wurden einander geboten, um Arm und Hand frei zu haben. Johm kletterte kühn voraus.

Sehr ernste Folgen hätte die Unvorsichtigkeit eines meiner Führer haben können. Von einem brennenden Durst gequält, kletterte er einen Fels hinaus, über den Wasser hinunter tröpfelte, während der andere Führer und ich längs der Gratkante weiter stiegen. Plötzlich hörten wir Hülferuf. Wir eilten zurück auf die Höhe des Felsens und erblickten unsern Gefährten regungslos an die Felswand angeklammert. Rasch warfen wir ihm das Seil zu

und zogen ihn glücklich herauf. Er versicherte uns, daß das Kniezittern (ein böses Zeichen bei Gebirgsfahrten) ihn bereits ergriffen gehabt habe und er kaum noch einige Sekunden im Stande gewesen wäre, sich zu halten.

Gefährlicher als der untere Theil des Grates ist der obere mit Firn bedeckte. Der Firn hängt an mehreren Stellen über, und bildet dabei so scharfe Kanten, daß wir uns nicht getrauten, den Fuß aufzusetzen. An solchen Stellen mußten wir längs dem Hang uns hinarbeiten, der oft so steil war, daß man mit einem Arm den Grat umschlingen konnte. Unweit unter der höchsten Spitze fanden wir zu unserem Erstaunen Spuren von Gemsen. Unzweifelhaft sind diese Thiere durch die Jagd hierher versprengt worden, denn weit und breit ist kein Futter zu finden.

Bis vor nicht so langer Zeit war man der Ansicht, daß in diesen enormen Höhen die Temperatur niemals über den Gefrierpunkt steige, was dem Gletscher-Theoretiker ein bedeutender Stein des Anstoßes zur Erklärung der Bildung des Firns und Gletschereises war. Neuere Beobachtungen haben jedoch obige Ansicht berichtigt. Wir fanden in einer Höhe von 13,100—13,200 Fuß in der Sonne und auf der Südseite eine Temperatur von + 3° R.

Erwartungsvoll näherten wir uns dem höchsten Grat, wir erhoben uns über denselben, aber — zu unserem großen Leidwesen, standen wir noch nicht auf dem höchsten Punkt und wie im Mährchen von Tausend und einer Nacht häuften sich die Schrecken, je näher wir dem Ziel. Um zum höchsten Punkt zu gelangen, der allerdings ganz nahe und wenig höher lag, mußte ein scharfer Gletschergrat, in dem einzelne Steine eingefroren waren, passirt werden. Fast senkrecht fiel die eine Seite, circa 2000 Fuß tief gegen Val Roseg, die andere gegen den Circus ab.

Meine wackern Führer hatten heute Ungewöhnliches geleistet, mehr als auf allen bisherigen Wagefahrten; das Uebersetzen über diesen Grat durfte ich von ihnen nicht verlangen. Lorenz hatte aber eine Scharte vom Gletscherfall her auszuwetzen, und wenige sind wohl besser ausgefochten worden. Er als der Kleinste und Leichteste bot sich an, hinüberzureiten. Ich suchte ihn zurück zu halten, aber umsonst, und da wir andern nicht zurück bleiben wollten, wurde denn der kühne Ritt begonnen. Wir befestigten

uns an das Seil und Lorenz begann die Reihe. Unterdessen stiegen von der Südseite Nebel auf, die bis an die Spitze sich erhoben und den Ritt etwas weniger schwindlich machten, und wirklich erreichten wir glücklich die höchste Spitze (4052 Meter = 13,508 Fuß über dem Meer), die gerade so viel Raum bot, um bequem neben einander stehen zu können. Es war 6 Uhr Abends, ein voller Tag seit unserem Aufbruch vom Bernina-Wirthshaus.

Gierig schweifte nun der Blick über die Erde bis an den weiten Horizont, tausend und tausend Bergspitzen lagerten wie ein großes Heer um uns. Erstaunt und zugleich beklemmt sahen wir über dieses Bild großartiger Gebirgswelt hin, wir suchten nach Bündens Thälern, seinen Flüssen, Wohnungen, aber einzig Samaden und Bevers sandten uns ein heimeliges Gefühl zu. Das übrige Bünden schien in Gletscher und rauhes Gebirg verwandelt und das großartige, ernste Bild wurde in den Schleier des Schaurigen gehüllt.

Endlich begann das Auge sich zu orientiren. Das Panorama war in seinen Hauptumrissen gegen Norden durch den Rhätikon, das vom Silvretta nordöstlich auslaufende Gebirge und durch die Tödikette begrenzt, hinter welcher die grauen Hörner und andere Bergspitzen hervorragten.

Die Gletscherkette vom Septimer zum Gotthard, die sogenannte Adulakette, zeigte sich nur in der Längenrichtung. Die Bergspitzen waren in solcher Menge zusammengedrängt, daß wir nur wenige derselben aus diesem ohnedem topographisch noch wenig bekannten Gebirgsgebiet zu nennen im Falle waren. Deutlich erkannten wir das Adula- und Suvreta-Gebirge und in demselben die Felsenpyramide des Tambohorns (3276 Meter).

Im Osten machte sich hauptsächlich das Ofengebirge und die begletscherte Ortles-Gruppe mit ihrer 3911 Meter hohen Spitze bemerkbar.

In diesem weiten Rahmen bildeten die unzähligen Bergspitzen Bündens ein erstarrtes Wellenmeer, umschäumt von Firn und Gletscher. Wir erkannten unter den hervorragendsten Spitzen der Albula-Kette den Piz Kesch (3417 Meter) zwischen Madulein und Bergün, den Piz Linard bei Lavin (3416 Meter), den Piz

Morteratsch am Julier (3385 Meter); den Piz Ot (3249 Meter), den Piz d'Err im Oberhalbstein (3393 Meter); das Schwarzhorn in Davos (3151 Meter); die hohen Zacken des Silvretta-Gebirgs. Sodann die Scesa-Plana im Rhätikon (2966 Meter); den Tödi in der Tödikette (3620 Meter); den Beverin bei Thusis ꝛc.

Gegen Süden wanden und zogen sich dichte Nebel, drückten sich an's Gebirge an, ohne dasselbe zu übersteigen und nahmen uns leider alle Aussicht nach dieser Seite.

Der Bernina stund da wie ein gewaltiger Herrscher, umgeben von den Großen seines Reichs, anderen erhabenen Spitzen und Hörnern. Die Schneefelder der Gletscher von Roseg und Morteratsch lagen zu seinen Füßen und bepanzerten ihn bis an sein Haupt.

Ein kalter Windzug weckte uns aus unseren Betrachtungen und erinnerte uns, daß unseres Bleibens hier nicht sei. Die Stiefel und die nassen Beinkleider waren hart gefroren, Haare und Bart mit Reif gepudert, der Thermometer stand einige Grade unter 0°. Die Luft war sehr trocken, die Gegenstände entglitten leicht der Hand und dieselbe in Berührung mit dem Eis gebracht, fand sich wie angeleimt. Von beschwerlichem Athem verspürten wir nichts.

Vom Fuß des Gletschers, über dem wir uns jetzt circa 2162 Meter befanden, hatten wir kein lebendes Wesen gesehen. Sonst trafen wir bis in bedeutende Höhen verirrte Schmetterlinge, Fliegen ꝛc. oder hörten von Felsköpfen herab Gemsen pfeifen, die wir in ihrer Ruhe gestört. Heute war alles organische Leben erstorben, nur eine Bergdohle flog kreisend um die höchste Spitze.

Bevor die Rückreise angetreten wurde, erbauten wir aus einigen, mit Mühe aus dem Eis gegrabenen Steinen ein kleines Signal und pflanzten, als Zeichen der factischen Eroberung der Bernina-Spitze, die eidgenössische Fahne auf. In eine Vertiefung am Fuße des Signals wurde eine Flasche gelegt mit einigen Bündnermünzen, einem Blatt Papier mit Datum der Ersteigung und unseren Namen. Sodann wurde von der Höhe Abschied genommen, der Fahne der letzte Gruß gebracht und so rasch als möglich gratabwärts gestiegen. Die Kenntniß des Terrains

und die hie und da eingehauenen Tritte erleichterten das Hinuntersteigen sehr.

Von hier weg verfolgten wir den angegebenen Weg, der gleiche, der bei der Abstimmung in Minderheit geblieben war. Schreckten uns auch hie und da dunkle Schrundtiefen zurück, so langten wir dennoch wohlbehalten auf dem Fels an. Die nahe Dämmerung beflügelte unsere Schritte und wie Verfolgte kletterten wir die, von unten kaum ersteigbar gehaltene Felswand hinunter. Wir befanden uns jetzt unweit zwischen Fels und Gletscher, wo sich aber eine breite Oeffnung hinzog, die eingebrochene Dämmerung ließ uns das Terrain nicht mehr deutlich erkennen, unsere Lage verdüsterte sich. Die Eisblöcke des Gletscherfalls, die im Sonnenschein heute so herrlich geglänzt, hatten unheimliche, verschwebende Umrisse angenommen und schienen uns gespensterisch anzuglotzen. Je dunkler der Gletscher in Nacht sich hüllte, desto verzweifelter wurde unsere Lage.

Da ergoß sich plötzlich ein heller Lichtstrom über den ganzen Gletscher. Der gute Mond hatte sich unserer erbarmt und schob seine Scheibe, im vollen Abglanz der Sonne langsam hinter einer Gletscherkuppel heraus, gleich als ob er Liebenden ihre einsamen Pfade beleuchten wollte.

Bald war jetzt ein Uebergang über den Abgrund gefunden, der nach mühsamem Uebersteigen einiger großen Gletschertrümmer glücklich überwunden wurde. Das Mondlicht strahlte so hell von der weißen Firndecke zurück, daß wir unseren Weg vom Morgen verfolgen konnten; an den gefährlicheren Stellen wurde Lorenz am Stricke zur Recognoscirung vorgelassen. Wir wandten uns sodann raschen Schrittes links dem Abhang zu, um möglichst bald vom Gletscher zu kommen.

Und merkwürdig, eben als wir unsern Fuß vom Eis wieder auf sichern Boden setzten, versank die Mondscheibe hinter das Gebirge. Finstere Nacht umgab uns, es war jetzt 10 Uhr Abends. Ueber Steingeröll, Felstrümmer, Erdschlipfe und durch steile mit Rehholder und Alpenrosen-Gebüsch bewachsene Halden mußten wir uns nun mühsam weiter Bahn brechen, aber die größten Gefahren waren hinter uns, wir waren sicher, noch dieselbe Nacht unser Quartier zu erreichen, — wir athmeten freier.

Nach dreistündigem Hinklettern durch diese wilde Gebirgswand erreichten wir endlich die Tiefe des Thales und bald darauf die Bernina-Straße. Auch die kleine Stunde bis zum Bernina-Wirthshaus schleppten wir noch unsern müden Körper hinauf und kamen, Nachts 2 Uhr, nach 20stündiger Abwesenheit in unserem Quartier wieder an.

Dieselbe Nacht noch wurden alle Mühseligkeiten der Ersteigung in altem Veltliner in Vergessenheit getrunken und nur der unauslöschliche Reiz der Erinnerung mit zur Ruhe genommen.

Siebenter Abſchnitt.

Aus der Silvretta-Gruppe.

1. Zur Orientirung.

Vom Maloja, jenem äußerſten Rande des Silſer-See's im Ober-Engadin, wo der ſteile Abfall nach Süden in's Bergell (Val Bregaglia) beginnt und der junge Inn in entgegengeſetzter Richtung ſeinen Weg nach Nordoſten nimmt, zieht ſich auf dem linken Ufer des Inn eine lange Bergkette hin, deren Häupter Piz Julier (Munteratſch) Piz d'Err, Piz Keſch und Piz Vadret (Gletſcherſpitze) ſind. Von Norden her gelangt man durch vier Päſſe, welche dieſe Kette durchſchneiden, in's Engadin, nämlich über den Julier- Albula- Scaletta- und Fluela-Paß. Der Fluela-Paß führt vom Hochthal des Davos nach Süß im Unter-Engadin und trennt die granitiſche Central-Gruppe des Piz d'Err von der Scaletta-Gruppe, die ihrerſeits in die Silvretta-Gruppe übergeht. Ihr Gletſchergebiet iſt das zweitgrößte des Engadin, denn es hat eine Länge von 7 bis 8 Stunden.

Die Silvretta bildet den Knotenpunkt zwiſchen dem Prättigau, dem Engadin und den vorarlbergiſchen Alpenthälern von Montafun und Triſanna. Der nordweſtlich von ihr ſich abzweigende Stock iſt die Rhätikon-Kette, welche im Falknis (gegenüber von Ragatz) in's Rheinthal abfällt und auf ihrer Nordſeite von der Ill, auf ihrer Südſeite von der Landquart begrenzt wird, welche beide aus den Gletſchern der Silvretta entſpringen.

Die Lanquart durchfließt das schöne Prättigau-Thal, dessen oberstes Pfarrdorf Klosters ist. Zwei einsame wilde Pässe führen von dort in die Bergwelt der Silvretta: der Vereina- und der Vernela-Paß — nach Süß und Lavin im Unter-Engadin. Ferner der Silvretta-Paß, am Silvretta-Gletscher vorbei durch Val Tuoi nach Guarda. Eine Viertelstunde unter dem Gletscher hat der Schweizer Alpen-Club eine Hütte bauen lassen, sehr solid aus Stein gemauert, mit einem dichten Schindeldach. Rechts vom Eingang steht der Heerd und daneben ein Tisch mit Bänken, auf der anderen Seite sind Lagerstätten (aus und auf duftigem Bergheu) für 16 bis 18 Personen angebracht und unter denselben liegt trockenes Holz von Legföhren. Die Silvretta gehört mit zu den ersten Alpengebieten, die sich der Schweizer Alpen-Club für seine Thätigkeit auserkor, da sie zu den unbekanntesten zählt.

In diese Gletscher- und Felswüsten führt kein bequemer Pfad für Lustreisende, da sind keine „Hôtels" weit und breit und nur spärlich einige Alphütten zu finden. Da findet man auch keine von Baum und Wiesengrün eingefaßten Seen, nur einige kleine Gletscherseen, welche keine Fische beherbergen, und der Alpweiden kann sich das Auge kaum freuen, da die Gneis- und Glimmerschieferblöcke sie so wild umlagern und die hohen Felshörner, mitunter von Eisenschwärze, so ernst und drohend auf den winzigen Menschen herabschauen, als solle und müsse derselbe ewig ein Fremdling dieser Gebirgseinöde bleiben. Mit einer gewissen Scheu betrachten auch die Einwohner der umliegenden Thäler diese Natur wie eine ihnen fremde; ihre Sagen deuten die Vergletscherung der Alpen als Verzauberung; sie wissen von Gespenster- und Hexenspuk auf Alpweiden und in Felshöhlen, von fremden Menschen, die sich in einsame Klüfte des Hochgebirges zurückzogen und mit den Thalbewohnern keine Gemeinschaft hatten, zu erzählen. Vielleicht deutet die Sage von Baretto und seinen beiden Töchtern, die sich aus Italien in diese Bergwildniß flüchteten, auf geschichtliche Thatsachen von keltischen Volksresten, die mit späteren Einwanderern und fremden Volksstämmen sich nicht einigen mochten.

Alfonso di Baretto — so erzählt man sich in Klosters — war ein reicher und vornehmer Edelmann, der in Italien wohnte, aber das schöne Land verließ, weil er von seinen Standesgenossen

betrogen und verfolgt wurde. Er zog nach Norden in das Alpengebirge hinauf und nahm nur seine beiden Töchter mit; sie hießen Silvretta und Veraina. In dem Thal, das nach der zweiten Tochter noch jetzt das Veraina-Thal heißt, fand er eine trockene wohl geschützte Felshöhle, die Baretto-Balme; dort richtete er sich wohnlich ein und fristete durch Jagd, durch die Wurzeln und Früchte des Waldes sein Leben. Als er in hohem Alter starb, begruben ihn seine Töchter in genannter Höhle. Silvretta aber zog wieder heim nach Italien und das Gebirge, über welches sie ihren Weg nahm, erhielt von ihr den Namen. Veraina konnte sich anfangs von ihrem geliebten Thal nicht trennen; doch bald wurde es ihr auch zu einsam und sie beschloß, ihrer Schwester nachzuziehen. Noch einmal bestieg sie die Anhöhe, um ihrem (dem Veraina-) Thal und dem Prättigau ein Lebewohl zuzurufen. Lebt wohl! so rief sie, ihr glücklichen Ortschaften, die heut' mein Auge zum letzten Mal sieht! Nehmt hin meine Thäler mit ihren ausgedehnten Weiden! Es waren die Ortschaften: Saas, Conters, Kublis, Puz, Buchen und Jenaz, welche Veraina beim Abschied gesehen und die sich nun in die Veraina-Alp theilten. Nur das hinter einem Bergvorsprung versteckte Dorf Fideris, das sie nicht hatte sehen können, ging leer aus.

Sprachforscher leiten den Namen Silvretta von Sylva rhaeta (rhätischer Wald) ab; nur ist bei dieser etymologischen Erklärung schwer abzusehen, wie man kahle Alpen und vergletscherte und mit weißem Firn überzogenen Höhen einen „Wald" zu nennen sich versucht fühlen konnte. Der romanische Name des Gebirges ist Suvreta, der wohl, wie Palliopi meint, auf das lateinische Salubreta zurückweist. Uebrigens war früher mehr die Schreibung Selvretta in Gebrauch.

Die höchste Erhebung innerhalb der Kette erreicht die Silvretta im Piz Buin oder Albuinkopf (3327 Meter = 10,235 par. Fuß), dessen majestätische Gestalt im Hintergrund des Tuoi-Thals erscheint, das sich unterhalb Lavin öffnet. Der Piz Buin bildet den Grenzwall zwischen dem südlichsten Zipfel von Vorarlberg, dem Prättigau und Unter-Engadin. Aus dem Vorarlberger Montafun führt der Fermuntpaß durch das Fermuntthal über Gletscher in's Ochsenthal nach Guarda im Unter-Engadin. Diese

Einsenkung des Fermuntpasses theilt das ganze Gebirge in zwei fast ganz gleiche Hälften, eine östreichische und schweizerische.

Noch höher als der Albuinkopf erhebt sich die schlanke eckige Pyramide des Piz Linard, der aus der Kette heraustretend, sich in's Val Lavinuoz bis nahe zum Innthal vorschiebt und eine Meereshöhe von 3416 Meter = 10,516 par. Fuß erreicht. Kommt man von Zernetz herab nach Süß (sprich Susch) und passirt den Engpaß, so überrascht der Anblick dieses prachtvollen und riesenhaften Kegels, dessen schwarze Hornblende- und graue Gneisbänder mit weißen Schnee- und Gletscherstreifen abwechseln und wie das ganze Gebirge drohend und ernst auf den Wanderer niederschauen, so daß nur den kühnsten Bergsteigern die Lust anwandeln mag, ihre Kraft an solch' einem Riesen zu messen.

Die Engadiner haben sich wenig versucht gefühlt, eine Besteigung des Piz Linard durchzusetzen; sie haben sich mit der den Namen Linard deutenden Sage begnügt, ein Pfarrer Leonhard (Linhard) Zodrell, der zugleich (!) das Kirchspiel von Lavin und Klosters versorgte und Sonntags an beiden Orten predigte, habe es unternommen, den nach ihm benannten Felskegel zu ersteigen, auf seinem Gipfel ein paar Fußeisen gefunden, zum Andenken diese mitgenommen und dafür die seinigen zurückgelassen. Man sieht auch aus dieser durchaus mythischen Erzählung — ein Pfarrer, der Sonntags hinter einander in Klosters und Lavin predigen konnte, mußte im Besitz von Siebenmeilenstiefeln sein! — wie sehr der gewaltige Berg den Thalleuten imponirte. Es schien ihnen nahezu unmöglich, daß ein gewöhnlicher Mensch da oben hinaufklettern könne.

Da kam ein einfacher schlichter Mann, aus dem kleinen Orte Matt im Kanton Glarus gebürtig, ein Mann der Wissenschaft, dem man's von Außen kaum ansah, daß er einer der größten Gelehrten und berühmtesten Naturforscher des Schweizerlandes sei: es war Dr. Oswald Heer, jetzt Professor der Botanik an der Züricher Universität. Der hatte sich zum Begleiter und Führer seinen Landsmann, den in seinem Fache allerdings auch sehr berühmten Joh. Madutz, wir kennen ihn bereits vom Monterosa her, mitgenommen, — einen Führer, auf den er sich verlassen konnte, da er instinktmäßig auch zu den Hochgipfeln den Weg

fand, die sein Fuß nie zuvor betreten hatte. Im Engadin würde Professor Heer schwerlich einen Führer zu der allerdings gefährlichen und ganz neuen Bergfahrt gefunden haben.

In einem kurzen Aufsatze*) hat uns der gelehrte, im Durchwandern des großen Alpengebäudes unermüdliche Botaniker seine Fahrt geschildert, die, wie alle ersten Besteigungen hoher Alpengipfel, kein geringes Maß von kühner Entschlossenheit und ausdauerndem Muthe verlangte. Die Opfer an Mühe und Anstrengung waren nicht vergebens gebracht worden; das Unternehmen wurde glücklich zu Ende geführt, wenn auch — damit ein humoristischer Schluß nicht fehlte — die Laviner Wirthin den beiden fremden Männern, die in völlig verwahrlostem Zustande mit zerrissenen Kleidern über die Schwelle ihres gastlichen Hauses traten, kein Nachtlager bewilligen wollte, da sie dieselben für Landstreicher hielt.

2. Besteigung des Piz Linard durch Professor O. Heer, am 1. August 1835.

„Wei mer's probieren?" sagte mein Begleiter Joh. Madutz zu mir, als wir an einem schönen Sommermorgen (es war am 31. Juli 1835) von Zernetz nach Süß wanderten und der Piz Linard im vollen Glanz der Morgensonne uns entgegentrat. Wir hatten schon im vorigen Jahr die Bekanntschaft dieses Gebirgsriesen gemacht und uns auf dem Piz Minschuns (ob Fetan 9170 Fuß über dem Meer) überzeugt, daß er alle Berge des Unter-Engadins an Höhe überrage.

„Mer wänd's probieren," war meine Antwort, aber meine Hoffnung, diesen Riesen zu bezwingen, war gering, da mir's wohl bekannt war, daß in den letzten Jahren mehrere vergebliche Versuche gemacht wurden und die Sage, die sich im Volke erhalten

*) Mitgetheilt im 3. Jahrgang des Jahrbuches des Schweizer Alpen-Clubs. (Bern, 1866.)

hatte, daß vor langer Zeit ein Pfarrer Zodrell auf der Spitze gewesen sei und dort seine Fußeisen gelassen habe, nur wenig Gewähr des Gelingens bot.

Mit der Ausmittlung der Höhengrenzen der Pflanzen und Thiere unserer Alpen beschäftigt, schien mir der Piz Linard für solche Untersuchungen besonders geeignet, da die ganze obere Partie der ungeheuren Felspyramide von Schnee befreit war; es interessirte mich lebhaft, nachzusehen, was für Pflanzen auf jenen abgelegenen wild zerrissenen Felshörnern sich angesiedelt, und überdies lag mir daran, die damals noch nicht bekannte Höhe des Berges zu messen.

Nachdem wir in Süß bei einem Bauer unser Gepäck untergebracht, begaben wir uns, der Susaska folgend, in's Flesthal. Obwohl bei Süß, 4400 Fuß über dem Meer, die Thalsohle etwa 1000 Fuß tiefer liegt als im Ober-Engadin, hat die Flora doch manche Alpenformen behalten. Im Lerchenwald blüht gar lieblich die zierliche Linnaea, in den Wiesen das große rothköpfige Cirsium heterophyllum, während die Felsen oberhalb des Dorfes mit Alpenprimeln, Steinbrecharten und der haarigen Hauswurz (Sempervivum arachnoideum) bekränzt waren.

Wir wanderten in dem Seitenthal, in welchem Lerchenwälder und Weidgründe mit Steingändern und Schluchten wechseln, bis zur Alphütte im Hintergrunde des Thales. Von da aus bestiegen wir den westlich gelegenen Berg, um von diesem aus eine Ansicht des Piz Linard zu gewinnen und nachzusehen, von welcher Seite eine Besteigung in Angriff zu nehmen sei. Der Abhang war bis zu 6360 Fuß über dem Meer stellenweise noch mit Lärchen und Arven bewaldet und noch 600 Fuß höher reichten die Alpenrosen (Rhododendron ferrugineum — das rostfarbene) und der Zwergwachholder; in ihrer Gesellschaft war die Bärentraube, Türkenbundlilie und Senecio Fuchsii, stellenweis auch der pyrenäische Ranunkel in auffallend üppiger Entwickelung, indem er bis $1^1/_2$ Fuß hohe Stengel besaß.

Eine Quelle, die bei 6400 Fuß über dem Meer aus dem Gestein hervorsprudelte, zeigte die auffallend niedrige Temperatur von 3^0 R.

Bei circa 7800 Fuß über dem Meer überraschte mich die in Bünden seltene spargelartige Willemetia (Willemetia apargoides), die mit der Pedicularis recutita und Carex Michlihoferi eine versumpfte Stelle einnahm. Die Flora zeigte sonst den gewöhnlichen hochalpinen Character; doch verdient Erwähnung, daß ich noch in der Höhe von 8100 Fuß über dem Meer dreiund-dreißig Arten von Blüthenpflanzen verzeichnen konnte, von denen der carniolfarbene Senecio, die Neogaya simplex, Phyteuma globulariaefolium (die Zwerg-Rapunzel) und ein Gras, die Sesleria disticha zu den seltneren Alpenpflanzen gehören. Selbst einige holzartige Pflanzen fanden sich noch in dieser Höhe; die zierliche Azalea (A. procumbens) und ein paar Zwergweiden (Salixerbacea und retusa) streckten noch hier und da ihre Zweige aus dem Rasen der Seslerien, der Poa haxa, Luzula spadicea, der Saxifraga bryoides hervor. Sehr ärmlich war dagegen die Insektenwelt vertreten; nur die Nebris castanea und die schöne Chrysomela gloriosa (ein Blattkäfer) hatten sich unter Steinen angesiedelt.

Auf den Abend kehrten wir zur Sennhütte zurück, welche aber unbewohnt und verrammelt war. Da wir Vieh an dem östlichen Abhange bemerkt hatten, stiegen wir zu diesem hinauf und trafen hier wirklich das ganze „Sente". Die kleine Sennhütte liegt 7,170 Fuß über dem Meer. Die Hirten waren eben mit dem Melken des Viehs beschäftigt, empfingen uns aber sehr unfreundlich, wie dies in den Bündner Alpen meistens der Fall ist. Wir hatten Mühe, einige Speisen zu bekommen und das Nachtquartier wurde uns in der Hütte verweigert. Wir mußten in der Nacht zu der unteren Hütte herabsteigen, wo wir ein leidliches Unterkommen fanden.

Am frühen Morgen brachen wir auf. Als Proviant hatten wir für den ganzen Tag nur etwas steinhartes Roggenbrod bekommen; doch stiegen wir frohen Muthes zu dem Gebirgskamm hinan, welcher das Prättigau vom Engadin trennt, denn der Himmel war uns günstig und breitete sein dunkelblaues Zelt über die großartige Gebirgswelt aus. Die Thalsohle steigt anfangs nur schwach an und war höher oben von Schneefeldern bedeckt, welche durch ihre prächtige karmoisinrothe Färbung sich auszeichneten.

Bekanntlich wird diese durch Myriaden kleiner einzelliger Pflänzchen (die Schnee-Alge, Protococcus nivalis Br. Sp.) hervorgebracht, welche bis zu ein paar Zoll Tiefe im Schnee drin liegen, dort leben und sich entwickeln. Ich hatte diesen rothen Schnee schon an verschiedenen Stellen beobachtet — so am Hinterglärnisch, auf den Nufenen und den Kalfeusen*) — doch nirgends die Felder so weithin färbend, wie hier.

Wir gelangten zu drei kleinen Seen, von denen der mittlere 7568 Fuß über dem Meer liegt. Dieser und der obere waren zum Theil noch mit Eis bedeckt. Auf der Höhe des mit Schnee bekleideten Val torta öffnet sich das nach Lavin auslaufende Val Sagliains und nach West das im Prättigau ausmündende Süßerthal. Hier trat uns zuerst der Piz Linard mit seinen fast eben so hohen Nachbarn, den beiden Plattenhörnern, entgegen, welche mit dem Linard eine gewaltige, aus lauter grauen krystallinischen Steinen bestehende, von großen Gletschern umgürtete Felsenmauer darstellen. Während aber der Linard nach Süden und Osten in wild zerrissenen Felswänden sich jäh in's Engadin hinabsenkt und von dort als himmelhohe Pyramide sich darstellt, sind die Plattenhörner in ein großartiges Gebirgssystem eingefügt, in welchem sie trotz ihrer gewaltigen Felsmassen nicht zu gleicher Geltung gelangen können. —

Wir benutzten ein steiles Schneefeld und rutschen zum Val Sagliains hinab. Hier begann die Arbeit des Aufsteigens, denn hier waren wir an den Westfuß unseres Bergriesen gekommen. Nachdem wir über Geröll und Steingänder in die Höhe gestiegen, betraten wir den südlichen Ausläufer des Gletschers, welcher um die Nordseite des Linard gelagert ist. Ueber demselben folgte wieder ein mit Geröll bedeckter Felsabhang, welcher noch in der Höhe von 8400 Fuß über dem Meer eine nicht geringe Anzahl von Pflanzen beherbergte. In den Felsritzen klebten dichte Rasen eines feinen Grases (Agrostis rupestris), die runden Polster der kleinen Cherleria und die liebliche hochrothe Silene (S. acaulis); mehrere Steinbrecharten waren noch bemüht, den nackten Fels zu bekleiden und auch noch eine Zwerg-Rapunzel steckte ihr blaues Köpfchen

*) Sie liegen zwischen den grauen Hörnern und dem Sardonagebirge.

hervor. In feuchtem Geröll dominirten schon hier das überaus liebliche Gemsblümchen (die Gletscher-Androsacee: A. glacialis), das uns zuerst etwa 100 Fuß tiefer unten begegnet war und nun uns bis an die Spitze begleitete. Zu ihm gesellte sich der Gletscher-Ranunkel (R. glacialis) ein Hornkraut (Cerastium glaciale var.) und als sehr auffallende Erscheinung in solcher Höhe die gelbe Hain-Simse (Luzula lutea.)

An einigen Stellen war es sogar noch zu einer eigentlichen Rasenbildung gekommen, an welcher acht Pflanzenarten sich betheiligten. Ein Gras (Sesleria disticha) eine Segge (Carex curvula) und eine Hainsimse (Luzula spicata) bildeten den Zeddel (Aufzug), die Pedicularis rostrata, Alsine verna, Chrysanthemum alpinum, Senecio carniolicus und Poligonum viviparum den bunten Einschlag für diesen allerdings sehr dünnen Pflanzenteppich, der nur auf eine Strecke weit das öde Gestein bekleidete und die oberste zusammenhängende Gemsweide bildete.

Sehr bald verloren sich die Kinder der Flora; wir kletterten über ganz kahle und wild zerklüftete Felsen hinauf und gelangten an ein sehr steiles Schneefeld. Der Schnee war hart gefroren und daher das Vorrücken auf demselben sehr mühsam und gefährlich, denn unten gähnte ein tiefer Abgrund, welcher uns verschlungen hätte, wenn wir ausgeglitscht wären. Er wurde glücklich bestanden; als wir aber oben wieder auf festem Grund anlangten, sahen wir uns bedenklich an und sagten: hier gehen wir nicht hinab und suchen uns einen andern Rückweg! Der Felsabhang über uns war sehr steil, doch stark verwittert, so daß wir ohne Gefahr bis zu etwa 10,000 Fuß Höhe hinaufgelangten. Die Blüthenpflanzen waren sehr selten geworden und die wenigen kleinen grünen Flecken verschwanden in der verödeten Felswüste. Bei 9400 Fuß sah ich noch zwei Steinbrecharten (Sax. bryoides und oppositifolia) und im feuchten Geröll das Gemsblümchen, den Gletscherranunkel, das Gletscherhornkraut (Cerastium glaciale) und ein Gras (Poa laxa). Als wir 200 Fuß über diese Stelle hinaufgeklettert, überraschte uns eine dunkelblaue Enziane (Gentiana bavarica imbricata Schl.), aber auch noch vom Ranunculus glacialis, Cerastium glaciale und Poa laxa waren noch einige Stöcke da; dann aber verschwand jede Spur von Pflanzenwuchs

bis nach einigem Steigen abermals einige verlorne Kinder der hochalpinen Flora erschienen — am Fels die Cherleria und Saxifraga bryoides, in einer feuchten Rille das immer dunkler-roth werdende Gemsblümchen. Mehrere kleine Rasen der schon genannten Ranunkel, Hornkraut, Steinbrech und Enzian erschienen und auf denselben auch ein Hungerblümchen (Draba fladniziensis) mit fast reifen Früchten.

Um ein halb 12 Uhr waren wir auf einer Felskante von 10,200 Fuß Höhe angelangt und fanden selbst da noch Blüthen-pflanzen; außer dem Gemsblümchen und Gletscherranunkel die Saxifraga bryoides und Poa laxa und die Alpen-Wucherblume (Chrysanthemum alpinum). Flechten waren häufig und die Lecidea geographica und die Parmelia stygia überzogen das Gestein weithin mit gelben und schwarzen Krusten.

Wir setzten uns auf eine Steinplatte und suchten uns in unserer großartigen, aber schauerlich wilden Umgebung zu orientiren. An der westlichen Seite des Berges waren wir nun schon manche Stunde in die Höhe gestiegen; die Berge der uns umgebenden Thäler hatten ihre Häupter gesenkt: während wir am Morgen ihre steil aufstrebenden Felshörner, ihre mit einem Schneemantel bekleideten Terrassen und Schluchten von unten uns angeschaut hatten, sahen wir jetzt von unserer Felsenzinne kühn auf sie herab. Doch stand im Osten die höchste Kuppe des Linard immer noch in beträchtlicher Entfernung über uns. Wie wir so da saßen und an unserem harten Roggenbrod kauten, äußerte ich mein lebhaftes Bedauern, daß wir nicht von den „Weckli", die wir vor zwei Tagen bei Landamman Vili in Zernetz uns gar wohl hatten schmecken lassen, einige mitgenommen. „Da heid Sie eis!" (Da haben Sie eins!) rief erfreut Madutz, indem er ein solches aus der Rocktasche zog; „wollte es Ihnen erst auf dem Gipfel des Berges geben, nun aber müssen Sie es jetzt haben!" Ich wollte es natürlich mit ihm theilen; dazu vermochte ich ihn aber nicht zu bringen, auch nur einen Bissen davon zu nehmen. Ich kann nicht ohne Rührung der treuen Anhänglichkeit des braven Mannes gedenken, mit welchem ich Monate lang die abgelegensten Gegenden unserer Alpen durchwandert habe; er war nicht bloß mein Führer, er war mein Freund geworden.

Nun aber war die schwierigste Partie zu bestehen. Wir mußten quer über eine schauerliche Felswand klettern; fanden zwar für Fuß- und Fingerspitzen Haltpunkte an den Spalten und vorstehenden Kanten, da das Gestein zerklüftet ist, — doch war es kahl und bei jedem Mißgriff wären wir in eine gräßliche Tiefe gefallen. Wir gelangten zum letzten Absatz unter dem Gipfel und hatten nun gewonnenes Spiel. Wir stiegen auf ein kleines Schneefeld hinab, von dem aus die letzte Kuppe über verwitterte Felsen und Geröll nun leicht zu erreichen war.

Um $12^3/_4$ Uhr langten wir oben an; das Barometer zeigte, auf Zürich berechnet, die Höhe von 10,696 par. Fuß*), das freie Thermometer stand auf + 7° R. Die Bergspitze wird von einem schmalen Grat gebildet, der mit losen Gesteinen bedeckt ist, welche durch verglaste Stellen Spuren des hier häufig einschlagenden Blitzes zeigen. Etwa 200 Fuß unter der Höhe standen noch vereinzelte Rasen des Gletscherranunkels und des Gemsblümchens, doch reichte nur letzteres bis auf den Gipfel hinauf und zwar nur in einem einzelnen Rasen, der aber in vollster Blüthe stand. Die lieblichen rosenrothen Blümchen wagten sich aber nur wenig über das dichtgedrängte Blattpolster hinaus, so daß die Pflanze in dieser Höhe fast die Tracht der weißblühenden Androsace helvetica L. erhielt. — Es ist die Androsace glacialis an die Grenze der Blüthenpflanzen unserer Alpen gestellt; sie allein sah ich noch auf dem Gipfel des Hausstockes (9715 Fuß über dem Meer); sie allein brachte Professor Escher von der Linth von der Höhe des Schreckhorns (11,400 Fuß über dem Meer) mit; in Bünden habe ich sie an 23 von mir gemessenen Punkten zwischen 8500 Fuß und 11,000 Fuß über dem Meer beobachtet; sie ist über diese Höhen auch in den Gebirgen von Uri, Bern und Wallis verbreitet und wird daher mit Recht als das Gletscherblümchen, und von den Bündner Jägern als das Gemsblümchen bezeichnet, denn nirgends steigt es unter die subnivale Region hinab. Es ist zudem ein eigentliches Kind unserer Hoch-

*) Die später von Denzler vorgenommene trigonometrische Messung ergab 10,516 par. Fuß, daher die barometrische Messung um 180 Fuß zu hoch gegriffen hatte.

alpen. Während der Gletscherranunkel, die stengellose Silene und die erwähnten Steinbrecharten auch im hohen Norden vorkommen und über die ganze arctische Zone verbreitet sind, fehlt dem Norden die ganze Gruppe der hochalpinen Androsaceen, welche man unter der Gattung Aretia zusammengefaßt hat. Es ist dies ein ausschließlich alpiner Pflanzentypus, der in unseren Gebirgslanden entstanden sein muß und wohl zu den ältesten Insassen unseres Landes gehört.

An blüthenlosen Pflanzen waren es die früher genannten Flechten, welche das Gestein hier oben noch theilweis überzogen und von Thieren fand sich nur eine Spinnenart (Opilio glacialis Hr.), welche unter Steinen sich angesiedelt hatte. Ich habe diese Gletscherspinnen an vielen Punkten unserer Alpen und immer in sehr beträchtlicher Höhe gefunden, kann mir aber zur Zeit keine Rechenschaft geben, wovon diese Thiere in solcher Höhe leben. Ob sie nur auf die Insekten angewiesen sind, welche zufällig vom Wind vertragen einmal in diese Höhe gelangen?

Doch für die Mehrzahl meiner Leser wird diese Frage sehr gleichgültig sein. Vielleicht daß sie aber noch vernehmen möchten, wie die Aussicht beschaffen sei und ob diese die Mühen und Gefahren der Besteigung lohnen.

Sie ist von überwältigender Großartigkeit. Wir haben in der Schweiz viele Gebirgshöhen, welche eine mächtigere Gletscherwelt vor uns ausbreiten und in dieser Beziehung kann sich der Linard weder mit dem sehr leicht zugänglichen Gornergrat, noch mit den Riesen des Berner-Oberlandes, noch auch mit den Berninahörnern messen. Was ihm aber vor den meisten Gebirgszinnen unseres Landes zu eigen ist, das ist die überaus schauerliche Wildheit seiner nächsten Umgebung. Wir stehen auf der Kante einer furchtbaren Felswand, über die wir nach Osten in die schwindliche Tiefe des Val Lavinuoz hinabschauen, und nach Nord und Süd überall jäh abfallende, von unzähligen Trümmern bedeckte Felsgehänge! Ueberall im großartigsten Maßstabe das schauerliche Bild der wildesten Zerstörung und der kalten leblosen Natur, das uns fast mit Schrecken erfüllt. Nur auf der Spitze des Kärpfstockes*)

*) Zur Tödi-Gruppe gehörig.

machte die nächste Umgebung auf mich einen ähnlichen Eindruck. Das durch die Pflanzenwelt gewirkte Grün liegt tief, tief unter uns und noch viel tiefer unter uns die oberste Grenze des Baumwuchses, wir sind hoch über dem grünen Teppich der lebendigen Schöpfung.

Erheben wir aber unsere Blicke von unserer nähern uns fast erdrückenden Umgebung, so öffnet sich uns ein fast unermeßlicher Horizont, der durch die wunderbare Fülle von Bergformen, die er vor uns entfaltet, uns zu größter Bewunderung hinreißt und damit unser Gemüth wieder besänftigt. Uns gerade gegenüber erheben sich nach Süden die formenreichen Kalkberge des Scarl- und Münsterthales, die wir früher besucht, und die von Livigno, welche wir vor wenigen Tagen durchwandert hatten; an sie reiht sich weiter nach Westen*) das ganze Heer von Gebirgen des Ober-Engadins, aus dem die Kette des Bernina als gewaltige schneeweiße Masse hervortritt. Ueber den Ortelес und die Oetzthaler Gletscher (im Südosten) hatten sich dunkle Wolken gelagerrt und auch der äußerste Westen war verschleiert, so daß sich die Berner Alpen unseren Blicken entzogen. Dagegen traten uns im Osten zwischen den Gebirgsstöcken des Unter-Engadin mehrere Reihen von fernen Tyroler-Bergen entgegen, die wir nicht zu enträthseln vermochten.

Nach Osten, Süden und Westen überragt der Linard alle anderen Berge, so daß man sie alle überschaut, aber auch nach Norden vermögen das vergletscherte Schwarzhorn und die gewaltigen Plattenhörner die Aussicht nicht zu verdecken; man sieht über sie und die zahlreichen Gebirgshöhen des Davos weit in's Land hinaus. Wir erkannten den Calanda und die in bläulichen Duft gehüllten Kurfirsten; den Hütliberg (bei Zürich) vermochten wir aber nicht zu unterscheiden.

Wer möchte nicht gern lange auf solcher Gebirgszinne weilen, um dieses wunderbare Bild recht tief in seine Seele zu prägen! Aber der Gedanke an den gefährlichen Rückweg und ein kalter Windzug, der eine dunkle Wolke hertrieb und selbst Schneeflocken durch die Luft wirbelte, mahnte zum Aufbruch. Nachdem wir

*) Die Bernina-Gruppe liegt fast südlich vom Piz Linard.

noch in aller Eile aus losen Steinen ein „Steinmannli" errichtet, traten wir den Rückzug an. Bald waren wir bei der gefährlichen Felswand angelangt, über die wir klettern mußten. Eine Stelle war besonders schwierig; Madutz war glücklich hinübergekommen; ich aber vermochte längere Zeit die aus der glatten Felswand hervorstehende Kante mit dem Fuße nicht zu erreichen und schwebte eine Zeit lang in nicht gerade behaglicher Lage über dem schauerlichen Abgrund. Endlich ging es. Von da an schlugen wir den Rückweg in anderer mehr südlicher Richtung ein. Es boten sich keine großen Schwierigkeiten dar, bis wir an eine Felswand gelangten. Unterhalb derselben war zwischen hohen Felsen ein großes sehr steiles Schneefeld, das weit hinabreichte und von keinen Felsabstürzen unterbrochen war. Wir suchten zu demselben hinabzugelangen, konnten aber längere Zeit keine Stelle finden, die das Hinabklettern ermöglichte. Endlich entdeckten wir eine Schlucht, durch welche ein kleines Bächlein in lustigen Sätzen der Tiefe zueilte, und mußten uns entschließen, durch diese hinabzuklettern. Wir langten ganz durchnäßt auf dem Schneefeld an und fuhren auf demselben in die Tiefe. Dort hatte ein Trupp Gemsen sich gelagert, welche laut pfeifend aus einander sprangen, als wir so unerwartet von der Höhe herunterkamen. Wir gelangten über Schutthalden und Schneefelder, ohne weitere Gefahren zu bestehen, in die Alpenregion hinab. Bei 6568 Fuß über dem Meer erreichten wir die Arven- und Lerchengrenze und kamen wieder in den Bereich menschlicher Kultur, nachdem wir den ganzen Tag in den einsamsten und abgelegensten Wildnissen zugebracht hatten. Da trafen wir den Ziegenhirten von Lavin, der seine Heerde heimwärts trieb und zogen mit derselben in's Thal hinab, wo wir in der Dämmerung anlangten, doch kurz vor Lavin noch durch einen Regenschauer begrüßt wurden.

Wir hatten einige Mühe, in dem Wirthshaus unterzukommen. Da wir während des ganzen Tages an den Felsen herumgeklettert, hatten wir unsere Kleider arg zugerichtet; die Wirthin wollte so verlumpten Leuten keine Betten geben und uns in den Stall placiren. Nach einiger Unterhandlung gelang es indessen, ihr eine bessere Meinung von uns beizubringen. Am folgenden Morgen kam Madutz ganz entrüstet auf mein Zimmer, wo ich

mit dem Einlegen der gesammelten Pflanzen beschäftigt war und erzählte, daß die Lavíner unsere Besteigung des Linard nicht glauben wollten. Eben sitze ein Haufen Männer in der Wirthsstube, um vor der Kirche (es war Sonntag) noch einen Schnaps zu nehmen und diese hätten ihn einen Lügner und Aufschneider gescholten und das lasse er sich nicht gefallen. Ich beruhigte ihn, daß wir ja nicht um der Lavíner willen den Berg bestiegen und daß uns ihr Urtheil ganz gleichgültig sein könne; überdies hätten wir ja auch ein Steinmannli errichtet, welches man, wenn der Berg seinen Nebelhut abgezogen, von Lavin aus mit einem Fernrohr sehen müsse.

Nach der Kirche erschien Landammann Steiner mit seinem Sohne, der damals auf der Kantonsschule in Chur war; er hatte von der Sache gehört und wollte Näheres erfahren. Ich erzählte diesem freundlichen Manne den ganzen Hergang und welchen Weg wir beim Hinauf- und Heruntergehen eingeschlagen hatten. Mein ehrliches Gesicht schien ihm Vertrauen einzuflößen und er lud mich auf den Nachmittag zu sich ein, wo ich eine Gesellschaft von Honoratioren des Dorfes traf. Hier mußte ich meine Erzählung wiederholen, fand aber hartnäckigen Widerspruch. Der Bruder des Landammanns hatte mit dem Gemsjäger von Guarda, der in solchen Dingen als Autorität galt, umsonst versucht, die Höhe zu erklimmen und wollte es nicht gelten lassen, daß Fremden ohne der Gegend kundige Führer eine so schwierige Bergbesteigung gelungen sein sollte. Zu dem konnten wir die Fußeisen nicht vorweisen, die Pfarrer Zodrell in alter Zeit auf dem Gipfel des Berges abgelegt haben sollte und die wir dort nothwendig hätten finden müssen!

Als ich dann später auf der Rückreise aus dem Unter-Engadin und Samnaun wieder durch Lavin kam, hatte das Steinmannli seine Wirkung gethan; man hatte es mit dem Fernrohr erkannt. Zwölf Jahre später wurde der Berg von dem jungen unterdessen zum Regierungsrath vorgerückten Steiner mit mehreren Gemsjägern bestiegen und im Jahr 1859 von Herrn J. J. Weilenmann. Im Jahr 1864 war Herr Siber-Gysi von Zürich mit Herrn Enderli von Pontresina und dem Gemsjäger Planta von Süß auf der Spitze des Berges und fand daselbst, außer dem

Gemsblümchen, den Gletscherranunkel und das Chrysanthemum alpinum*). Letzteres hatte ich zuletzt 300, ersteres 200 Fuß tiefer unten gesehen. Sie waren daher in den letzten dreißig Jahren um so viel Fuß höher hinaufgerückt, so daß gegenwärtig drei Blüthenflanzenarten auf dem Gipfel des Berges sich angesiedelt haben, während früher nur eine dort zu finden war.

*) Jedes Kind kennt unsere weiße Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum), welche die Wiesen der Ebene und des Hügellandes beherrscht, eine andere Art, auf Aeckern unter der Saat wachsend, hat gelbe Strahlenblüthen und heißt Chr. segetum. Nun gewinnen bekanntlich die Blüthen der Alpenpflanzen eine viel tiefere, goldgelbe, purpurrothe oder satt braune Färbung und diese erscheint in dem Alpen-Chrysanthemum zu reinstem Schwarz gesteigert. Wiederum kommt bei Geschlechtern, die in der Ebene mit gefärbten Blüthen erscheinen, wie bei der Ranunkel, das reine Weiß zum Durchbruch; so beim Gletscherranunkel (R. glacialis.)



Der Ortler
vom Suldenthale aus.